Legenden

aus der

Geschichte des Mittelalters

und

der neuern Zeiten.

Erstes Bändchen.

Leipzig,
in der Peter Philipp Wolfischen Buchhandlung.
1796.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Vorbericht.

Die Absicht des Verfassers gegenwärtiger Legenden ist keine andere, als den Liebhabern einer unterhaltenden Lektüre hiemit einen neuen Beitrag zur Befriedigung ihres Wunsches zu liefern. Deutschland hat zwar Schriften in Menge, welche zu diesem Gebrauche bestimmet sind; mit besonderer Freigebigkeit hat man seit einiger Zeit die Lesewelt mit sogenannten historischen Romanen aus den Zeiten des Ritterwesens, des Faustrechtes, der Kreuzzüge und dergleichen beschenket. Allein schon vielmals haben einsichtsvolle Gelehrte über diesen Mißbrauch geklaget, und unter andern richtigen Bemerkungen auch

dieſe gemacht, daß dergleichen Schriften mehr Schaden als Nutzen bringen. Denn gewiß iſt es, daß durch ſolche Romane, welche Wahrheit und Erdichtung mit einander vermengen, eine Menge unrichtiger Begriffe erwecket und in Umlauf gebracht werden. Wenige Leſer wiſſen das Erdichtete von dem wahren hiſtoriſchen zu unterſcheiden, und ſo verſchwindet dann das Nützliche, welches dergleichen Werke in Rückſicht auf hiſtoriſche Kenntniſſe noch haben könnten, vollends. Der Verfaſſer der gegenwärtigen Schrift hat einen Verſuch gemacht, hiſtoriſche Thatſachen zur Unterhaltung des Publikums zu bearbeiten, und in einem äſthetiſchen Kleide erſcheinen zu laſſen, ohne etwas von ſeinem Eigenen hinzuzuſetzen, oder ſie durch Erdichtungen aufzuſtutzen. Er hob aus dem großen Vorrathe mannigfaltiger Weltbe-

gebenheiten solche aus, welche entweder noch nie bearbeitet worden, oder noch nicht hinlänglich bekannt waren, oder wenigst wegen ihres innern Gehaltes verdienen, dem Publikum aufgestellet zu werden, und die man überhaupt mit Recht in die Klasse der merkwürdigen Ereignisse setzen kann. Dadurch hoffet er den Lesern eine Lektüre zu liefern, welche im Stande ist, ihnen nebst einer angenehmen Unterhaltung zugleich richtige Kenntnisse merkwürdiger historischer Thatsachen mitzutheilen, und sie zu belehren. Unter den Gegenständen, welche er hier aufstellet, befinden sich auch einige, welche an sich schon romantisch sind, ohne daß sie diese Gestalt erst unter der Hand des Schriftstellers erhielten. Diese werden den Liebhabern einer solchen Lektüre eben darum desto mehr willkommen seyn. Die Quellen,

woraus der Verfaſſer ſeine Erzählungen ſchöpfte, hat er darum nicht angezeigt, weil er glaubte, daß es in einer ſolchen Art Schriften unnöthig ſei. Indeſſen ſteht er dafür Bürge, daß er durchgehends die beſten und zuverläſſigſten benützt hat. So findet ſich zum Beiſpiele die Geſchichte der polniſchen Herzogin Wanda in den meiſten polniſchen Geſchichtſchreibern beim Piſtorius und Mitzler gerade mit denjenigen Umſtänden aufgezeichnet, mit welchen ſie hier beſchrieben erſcheinet. Eben dieſes gilt auch vom Weiberkriege in Polen. Zur Geſchichte der herrſchſüchtigen Sigrid lieferten Saxo grammaticus, Torfaeus, Adamus Bremenſis, Holberg und andere die Materialien. Da, wo von Königes Sigmunds in Ungarn erſten Regierungsjahren die Rede iſt, waren Schwandtn

ners Scriptores rerum hungaricarum, und Bonfinius die Führer. In Erzählung der auffallenden Schickſale der Gräfin Jakoba von Hennegau war der Verfaſſer nebſt den bekannten Quellen vorzüglich der ſehr genauen allgemeinen Geſchichte der vereinigten Niederlande von Wagenaar gefolgt. Das Schickſal des fränkiſchen Königs Childerichs III. und die Art, auf welche der Pabſt zu Land und Leuten gekommen, wird aus den Scriptoribus rerum francicarum von Duchesne und Bouquet erzählet; zu dem letztern trugen auch Muratorii ſcriptores rerum italicarum vieles bei.

Ein aufmerkſamer Forſcher wird alles, was in dieſer Schrift vorkömmt, der Wahrheit gemäß vorgetragen finden, nur Plan und Anordnung der Stücke, und die

Art des Vortrages sind des Verfassers Eigenthum. Hier und da flossen auch einige Schilderungen, Dialogen und dergleichen aus seinem Kopfe. Aber „etwas solches wird man einem Schriftsteller dieser Art desto leichter vergeben, da dieselben sich wenigst auf historische Wahrscheinlichkeit grinden.

Vanda und Rithogar.

Mit den Zeichen des unbändigsten Schmerzes
rzte Lechus, der Bruder des Herzogs aus
len, Cracus II. von der Jagd zurück in
ne Burg. Ach! er ist mir entrissen, schrie
mein geliebtester Bruder, entrissen und
en durch einen kläglichen Tod. Unglückli-
r! war dieses der Lohn deines Edelmuthes,
ß du als ein Opfer unschuldiger Jagdlust
er den Zähnen eines grimmigen Thieres
n theures Leben verbluten mußtest? So
ie er, und heulte, und rang die Hände,
warf sich unter den heftigsten Gebehrden der
rzweifelung auf sein Lager hin. Seine
te hatten den blutigen Leichnam mit sich
ie Burg gebracht.

In ganz Krakau verbreitete sich bald die
urige Kunde; von allen Straßen ertönte
Jammergeschrei: Ach! er ist nicht mehr
er geliebte Herzog; ein grimmiges Thier

hat ihn auf der Jagd, da er vom Pferde gefallen, grausam gemordet. Noch ist er kaum seinem edlen Vater in der Regierung gefolgt; und schon haben ihn uns die Götter genommen! — Die Merkmale der tiefesten Trauer, die Zeugen von dem schmerzlichen Gefühl über seinen Verlust, zeigten sich deutlich an dem Antlitze jedes redlichen Eingebornen. Denn man hatte an dem Herzoge Cracus II. die beglückenden Eigenschaften seines vortreflichen Vaters Cracus I. wieder zu finden geglaubt. Auf seine Talente und seinen edlen Charakter hatte bereits jeder Pole große, beseligende Hoffnungen künftigen Wohlstandes gebauet.

Nachdem sich der Sturm der Leidenschaft ein wenig gelegt hatte: versammelten sich die Großen in der herzoglichen Burg; das Volk drängte sich in großen Haufen hinzu; und Lechus wurde einmüthig als Herzog der Polen ausgerufen.

Sein erstes Geschäft nach dem Antritte seiner Regierung war dieses, daß er den Leichnam des Verblichenen mit königlicher Pracht zur Erde bestatten ließ.

Aber niemals genoß Lechus die Wonne von den Vorzügen seiner erhabenen Würde,

Von der Stunde an, da sein Bruder das Opfer eines grausamen Todes geworden war, wich alle Heiterkeit des Geistes von ihm. Gleich als machte ihm sein Gewissen Vorwürfe über ein großes Verbrechen, verriethen alle seine Blicke und Handlungen, verrieth jeder seiner langsamen Schleichschritte innerliche Verwirrung und Angst. Von bangen Empfindungen gemartert, floh er die Menschen, und suchte die Einsamkeit, die Nährmutter seines verzehrenden Grams. Die Züge der düstren, stummen Schwermuth hatten sich unvertilgbar in seine Stirne gegraben; seine Wangen hatte die Röthe verlassen; das Fleisch schwand von seinen nervigten Armen herab; sein Körper ward schlapp und zehrte ab. Aengstlich wankte er bald an diesen, bald an jenen Ort hin, und fand nirgend Beruhigung. Vom Kummer überwältiget warf er sich oft auf sein Lager hin; mancher stille Seufzer, der ihm entwischte, wurde belauschet.

Niemand zweifelte, diese schreckliche Lage des Herzoges sei eine Folge des unbändigen Schmerzes über den Verlust eines geliebten Bruders. Denn beide waren bisher in der schönsten Eintracht miteinander gewandelt.

Freundlichkeit, Wohlwollen und Frohsinn hatten jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Gespräche bezeichnet. Mit der trugloſen Miene der Redlichkeit hatte Lechus an allen Angelegenheiten ſeines Bruders den lebhafteſten Antheil genommen. Mit mehr als gewöhnlicher Wärme hatte er ſich beſtrebet, ihm gefällig zu werden; jedem Wunſche deſſelben war er dienſtfertig zuvorgekommen. Wer die beiden Brüder im Umgange mit einander geſehen, dem hatte der entzückende Anblick eines ſo edlen Beiſpieles von Familieneintracht und Freundſchaft den Buſen emporgehoben.

Ohne den geringſten Zweifel glaubte jedermann an dieſen Beträgen einen unwiderlegbaren Beweis von dem höchſten Grade brüderlicher Liebe zu ſehen. Mit heiligem Erſtaunen bemerkte man an dieſem Beiſpiele, wie groß in empfindſamen Herzen die Macht der Freundſchaft ſei. Jedermann fühlte Beſorgniß für das Leben des Lechus, das er ſich durch verzehrenden Gram zu verkürzen ſchien. Jedermann bedauerte nun ſchon den Lebenden mehr, als den Getödteten. In dieſem Zuſtande von bangem Hinſehen auf die Zukunft befanden ſich die Polen, als unvermuthet die

seltsame Nachricht erscholl: das grimmige Thier, welches den Herzog Cracus auf der Jagd getödtet habe, sei Lechus selbst gewesen. Sie verbreitete sich immer stärker und stärker, und konnte nicht unterdrücket werden. Lechus selbst, dessen bisher geäußerte Schwermuth dieser Sage nun ein großes Gewicht gab, konnte, von der Macht des bösen Gewissens überwältiget, nicht mehr läugnen, daß er der Mörder seines Bruders gewesen sei. Zum Erstaunen der ganzen Nation fand sich dieses unerwartete Gericht in kurzer Zeit vollkommen bestätiget.

Der Beweggrund dieses Mordes war der ungezähmte Ehrgeiz des Lechus gewesen. Schändlicher Neid, daß seinem ältern Bruder durch das rechtmäßige Erbtheil der herzoglichen Würde ein größeres Ansehen, als ihm, zu Theil geworden, hatte seine niedrige Seele gefesselt. Ihn soll ich als Herrscher verehren, ihm als Unterthan unterworfen seyn, ihm, der keinen Vorzug vor mir hat, als den Vorzug des Alters? So hatte er gedacht, und von der Stunde an hatte der tückische junge Mann, den Stolz und Eifersucht von Tage zu Tag heftiger quälten, den abscheulichen

Entſchluß gefaßt, ihn aus dem Wege zu räumen. Einem Kopfe voll böſer Ränke war es leicht geweſen, ſeinen Groll und Plan bis zu einer bequemen Zeit zu verbergen. Zu dieſem Ende hatte er unbegrenzte Ergebenheit gegen ſeinen Bruder geheuchelt, bis er endlich auf der Jagd ſeinen Vortheil erſehen hatte. Mit der ſchändlichen Argliſt eines Meuchelmörders hatte er ſeinen Bruder verleitet, einem wilden Thiere tief in den Wald hinein nachzuſetzen; und da ſie eine ſo weite Strecke zurückgelegt hatten, daß ſie ihren Leuten gänzlich aus dem Geſichte gekommen waren: hatte er ihn, der nichts Arges vermuthete, plötzlich überfallen, und grauſam ermordet.

Die Polen erſtaunten, als ſie dieſe unerwartete Nachricht beſtätiget fanden. Eine Art von Wuth befiel ſie gegen den Unternehmer einer ſo abſcheulichen Greuelthat. Mit wildem Ungeſtüme rannte das Volk umher, und foderte Rache. Die Großen der Nation verſammelten ſich, und erklärten: Lechus habe durch dieſen ruchloſen Mord die herzogliche Würde verwirket. So ward er abgeſetzt, und aus dem Lande geſtoßen. Als Flüchtling irrte er ſeitdem auf einſamen Abwegen, zwi-

ſchen düſtern Felſenklüften und Wäldern fern von Menſchen herum, von den unbeſchreiblichen Qualen des böſen Gewiſſens verfolgt. In kurzer Zeit nagte ihm der Gram ſein Leben ab.

Die wichtigſte Frage war nun, wer künftig Herzog der Polen ſeyn würde? Lechus hatte keinen Sohn hinterlaſſen; auch von den ältern Herzogen lebte kein männlicher Sproſſe: der Mannsſtamm des Herzogs Cracus I. war erloſchen. Nur eine Tochter deſſelben, und Schweſter des Ermordeten war noch übrig. Aber es war wider das Herkommen, ein Weib als Herzog an die Spitze der Nation zu ſetzen. Damals beſtand das Amt eines Herzogs vorzüglich darin, daß er im Kriege ſein Volk gegen den Feind anführen mußte. Geſchicklichkeit in Führung der Waffen, Tapferkeit und Heldenmuth waren die vornehmſten Eigenſchaften, die man von einem Herzoge fodrte. Vor allen hielt eine ſo kriegeriſche Nation, wie die Polniſche war, pünktlich über dieſer Gewohnheit. Wie ſollte man aber von einem Frauenzimmer Neigung zum Kriege, Fertigkeit in den Waffenübungen, Tapferkeit und Unerſchrockenheit in Gefahren erwarten?

Dennoch warfen die Polen ihre Augen auf Wanda, die Tochter des Herzoges Cracus I. die Schweſter des Mörders und des Ermordeten. Sie hatte dieſe günſtige Geſinnung der Nation vorzüglich den Verdienſten ihres Vaters zu danken. Dieſer vortrefliche Fürſt hätte ſich die Herzen ſeiner Untergebenen durch ſeine Klugheit in einem eben ſo hohen Grade gewonnen, als durch ſeine Güte. Seine Tapferkeit, der Schrecken aller benachbarten Völker hatte die Sicherheit und Verfaſſung des Landes befeſtiget; ſeine nützlichen Geſetze und Einrichtungen hatten den Wohlſtand deſſelben erhöhet. Das Andenken an ihren glücklichen Zuſtand unter der Herrſchaft ihres geliebten Cracus vermochte ſo viel über die Polen, daß ſie die herzogliche Würde auf die Tochter deſſelben zu übertragen beſchloſſen. Sie zweifelten nicht, ſie werde irgend einen berühmten auswärtigen Fürſten oder König von vortreflichen Eigenſchaften zu ihrem Gemahle wählen, und ihnen auf ſolche Art in der Perſon deſſelben einen kühnen, tapfern Anführer geben. Mit dieſer Geſinnung riefen ſie Wanda, nach der wahrſcheinlichſten Angabe mehrerer Schriftſteller in der erſten Hälfte des

achten Jahrhunderts, einmüthig zur Herzogin von Polen aus.

Die neue Herzogin herrschte sanft und gütig und gerecht und weise über ihre Nation. Mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes, mit der Klugheit einer betagten Matrone vereinigte diese junge, liebenswürdige Dame den Ernst und die Unerschrockenheit eines gesetzten Mannes. Thätigkeit in Besorgung des gemeinen Besten, lebhafte Fertigkeit in Erfindung zweckmäßiger Mittel, Scharfsinn in Beurtheilung mannigfaltiger Fälle äußerten sich bei ihr in einem höhern Grade, als man es von einem Frauenzimmer hätte erwarten sollen. Die Polen genossen unter ihrer Leitung Ruhe, Sicherheit und Wohlstand, und fühlten sich glücklich. Ihre Vorzüge erhöhte noch der Reiz ihrer Schönheit. Ihr vortreflicher Wuchs, ihre anmuthsvollen Gesichtszüge, ihr sprechendes Auge bezauberten aller Augen und Herzen.

„Der Ruf von ihren vortreflichen Eigenschaften verbreitete sich bald in der Nachbarschaft, und drang eben so bald in entferntere Gegenden. Wanda ward in kurzem der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung.

Aller Orte erscholl ihr Name mit Lobeserhebungen. Fürsten und Edle, freie Männer und Knechte sprachen von ihr mit Begeisterung. Mancher Fürst wünschte sich mit heißer Sehnsucht das Glück, ihre Schönheit und ihren Geist persönlich bewundern zu können; wer sie gesehen hatte, war ohnehin durch den Anblick gleichsam bezaubert.

Unter andern Fürsten und Edlen, auf welche Wanda's Gestalt und Tugenden einen so vielbedeutenden Eindruck gemacht hatten, war Rithogar, oder wie ihn andere nennen, Rithigar, ein benachbarter deutscher Fürst am lebhaftesten von denselben gerührt. Er hatte sie zwar noch nicht selbst gesehen; aber ein Edelmann, der durch ihr Land gezogen war, hatte ihm Wunder von ihren Vorzügen erzählet. Wer je an der Tafel seine Erzählung mit angehöret hatte, den hatte eine mächtige Empfindung der Bewunderung hingerissen; so reizend hatte er sie zu schildern gewußt.

Von diesem Augenblick an hatte sich eine heftige Leidenschaft, ihr Herz und ihre Hand zu besitzen des deutschen Fürsten bemächtiget. Stundenlang ließ er sich seitdem von ihrer

Weisheit und ihrer schönen Gestalt erzählen, und konnte sich nicht satt daran hören. Oft, wenn der Edelmann geendiget hatte, mußte er wieder von Neuem beginnen. Mit mehr als gewöhnlicher Pünktlichkeit forschte jener nach den unbedeutendsten Umständen, und gleich als hätte er von der Geschichte seiner Geliebten noch gar nichts vernommen, häufte er immer Frage auf Frage. Mit jedem Tage wuchs seine Leidenschaft, besonders da von Zeit zu Zeit Edle aus Polen durch Rithogars Land zogen, und die gemeine Sage von Wanda's vortreflichen Eigenschaften bestätigten. Durch ihre Erzählungen weckten sie in ihm den Funken der Liebe in immer hellere Flammen. Wenn er schlief, träumte er von ihr; wenn er erwachte, sprach er von ihr; wo er gieng, und wo er stand, schwebte ihm das reizende Bild der Wanda vor Augen.

In die Länge konnte Rithogar diesen marternden Zustand nicht ertragen; seine feurige Leidenschaft strebte mit Heftigkeit nach der Befriedigung seiner Wünsche. "Ihr Herz und ihre Hand sollen mein seyn, sprach er zu sich selbst, es möge kosten, was es wolle. Mit

diesem Vorsatze schickte er einige seiner Leute nach Krakau ab, um sie zu werben.

Jedermann hoffte mit gutem Grunde, Mithogär werde Gehör finden; denn er besaß sehr empfehlende Eigenschaften. Er war angesehen und mächtig, und zeichnete sich vor vielen seines Gleichen durch Klugheit, Gegenwart des Geistes und Tapferkeit aus. Rings umher war er wegen seines Muthes und seiner Geschicklichkeit in den Waffenübungen berühmt; sein männlicher Ernst und die Festigkeit seines Charakters verschaften ihm überall Ehrfurcht. Zu dem war er jung, sein Körper wohl gebauet, seine Gesichtszüge männlich. Seine Gesandten ermangelten nicht, die Vorzüge seines Geistes und Körpers bei jeder Gelegenheit vor der Herzogin, so wie vor den Großen und vor dem Volke mit besonderm Eifer herauszustreichen. Durch Freundlichkeit und zuvorkommende Dienstfertigkeit suchten sie die Nation zu gewinnen, und durch hinreißende Beredsamkeit ihren Herzog beliebt zu machen.

Im ganzen Lande sprach man nun schon von nichts andern mehr, als von dem vortreflichen Mithogär, von seiner Tapferkeit, seiner Geschicklichkeit, seiner Weisheit, und

von seiner nahen Vermählung mit Wanda. Jedermann sah eine solche Verbindung für ein glückliches Zeichen an, und wünschte sie aufrichtig. Unter einem so klugen und tapfern Fürsten weissagte man sich ewige Sicherheit, Ruhe, blühenden Wohlstand und Tage voll Wonne. Freude und Jubel ertönten durch das ganze Land. Selbst Wanda konnte nicht läugnen, daß Rithogar große Vorzüge besitze, daß er Hochachtung und Bewunderung verdiene. Obwohl sie ihn nur aus dem Rufe kannte: so waren doch die Erzählungen von seinen Tugenden zu reizend und einmüthig bekräftigend, als daß sie sich hätte enthalten können, in die Lobsprüche mit einzustimmen.

Dennoch war die Herzogin nicht zu bewegen, daß sie den Gesandten eine ihrem Fürsten günstige Erklärung ertheilte. Mit einem Blicke, welcher Verachtung zu verrathen schien, sah sie auf dieselben herab, und in einem äußerst trockenen Tone wies sie deren Gesuch von sich.

Traurig giengen die Gesandten zurück. Sie hatten sich von Rithogars anerkannten Verdiensten, von ihrer Beredsamkeit und von ihrem Eifer im Unterhandeln so vieles ver-

sprochen; und nun war alle ihre Hoffnung verschwunden. Mit langsamen Schritten, und mit einem Blicke, welcher tiefes Mißvergnügen verrieth, traten sie zu ihrem Fürsten hin.

Willkommen, Freunde, sagte Rithogar, indem er voll Erwartung aufsprang; was bringet ihr für eine Kundschaft aus Krakau? — — Warum so niedergeschlagen? die Mienen so ängstlich, die Blicke so düster? fuhr er nach einer Pause fort; denn Betrübniß und Furcht hatte den Gesandten die Sprache genommen; — Ist vielleicht Wanda — ich will doch nicht glauben, daß sie meine Hand verschmähet — ist vielleicht Wanda schon einem andern verlobt?

Ach! das ist uns unbekannt, erwiederten die Gesandten; aber Wanda ist unempfindlich gegen das Glück, Rithogars Gemahlin zu werden, ungerecht gegen seine Verdienste. Alle unsere Vorstellungen fruchteten nichts; sie begegnete uns rauh und hochmüthig, fertigte uns mit trockenen Worten ab.

— Also eine abschlägige Antwort? fragte Rithogar hastig. Leider eine abschlägige,

antworteten jene. „Und keine Hoffnung übrig?“ Keine!

Auf dieſe ſchreckliche Nachricht ſtand Rithogar eine geraume Zeit unbeweglich und ſtumm. Die fürchterlichen Worte: „Eine abſchlägige Antwort! Keine Hoffnung übrig!“ hatte ſein von Liebe und Sehnſucht krankes Herz wie ein Donner getroffen. Eine abſchlägige Antwort, rief er öfters halb betäubt aus, eine abſchlägige Antwort! und konnte nichts weiter ſagen. Sprachlos und in ſich ſelbſt verſchloſſen gieng er ſeitdem herum, und fand nirgends Troſt und Ermunterung; ganze Nächte brachte er in ſchlafloſer Unruhe zu; an ſeinem ganzen Betragen äußerten ſich die Wirkungen der Verzweifelung.

Doch vielleicht, dachte er, als er ſich wieder ein wenig erholet hatte, vielleicht iſt es nur die Folge weiblicher Zurückhaltung, daß ſie zum erſtenmale meinen Antrag verwarf; vielleicht wollte ſie nur meine Standhaftigkeit prüfen. Die Weiber ſind gemeiniglich von Natur ſtolz; ſie wiſſen den Werth ihrer Gunſtbezeugungen zu erhöhen. Unverdroſſenes, inſtändiges Anſuchen wird die Herzogin von der Stärke meiner Liebe zu ihr überzeugen, wird

mir ihr Herz gewinnen. So wie er ſich dieſen ſchmeichelhaften Gedanken immer mehr überließ: fiengen Herz und Antlitz an, ſich allmählich wieder aufzuheitern. Er wünſchte zu ſehr, daß ſein Einfall in der Wahrheit gegründet ſeyn möchte, als daß er es nicht hätte hoffen ſollen. Noch einmal fertigte er daher Geſandte an die Herzogin ab; ließ ſie noch einmal von der Aufrichtigkeit und Heftigkeit ſeiner Liebe verſichern, und um ihre Hand bitten.

Die Geſandten giengen, vollzogen ihren Auftrag mit noch mehr Zudringlichkeit als zuvor, und — brachten zum zweitenmale eine abſchlägige Antwort zurück.

Jetzt bemächtigte ſich Rithogars ein wilder Grimm. Sein ganzes Blut kam in Wallung. In ſeinen Augen war die eigenſinnige Verwerfung ſeines Antrages nichts anders als baare Verachtung. Sich bei dem Bewußtſeyn ſeiner allgemein bewunderten Vorzüge ſo ſchändlich zurückgeſetzet zu ſehen, war ein Fall, der ihn aufs empfindlichſte beleidigte, und ſeine ganze Rachſucht erweckte. Rithogar, rief er aus, der den muthigſten, fürchterlichſten Feinden ſchon ſo oft die Stärke

ſeines

ſeines Armes fühlen ließ, den nie ein Feind überwand, ſoll ſchändlich einem Weibe unterliegen? Nein! Nimmermehr ſoll Mithogar mit dieſem Schimpfe gebrandmarket umhergehen. Ich will ihr zeigen, der trotzigen Frevlerin, was es zu bedeuten habe, einen Fürſten deutſchen Bluts zu beleidigen; ſie ſoll es fühlen, wen ſie verachtete, ſoll es bereuen, daß ſie einen Fürſten von anerkannter Macht und Tapferkeit durch Uebermuth zur ſchrecklichen Rache reizte. Und ſollte mir auch das Glück in meinem Unternehmen mißgünſtig ſeyn: ſo will ich wenigſt nicht ungerochen mein Leben verbluten. So ſprach er, und ſchickte zwei Herolden nach Krakau, der Herzogin von Polen den Krieg anzukündigen.

Alles erſtaunte, als die Herolden zu Krakau erſchienen. Sie wurden ſogleich zur Herzogin geführt. Mithogar hat uns geſandt, ſagten ſie, Euch zu erklären, daß ihn Euer Stolz empfindlich beleidigte. Darum wird er kommen mit einem Heere, zu rächen die Verachtung, die er durch Eure abſchlägige Antwort erlitt. Seine Leute ſind zahlreich und tapfer und kühn, und begeiſtert vom hohen Gefühle der Ehre. Sie empfinden den

Schimpf, den ihr auf ihn brachtet, ſo lebhaft, wie er; ein ungeſtümer Drang, ihm und ſich Genugthuung zu verſchaffen, belebet ſie; ſie werden drein ſchlagen, wie Helden, und im Sturm der offenen Feldſchlachten ihres Fürſten und ihre eigene Ehre retten. Noch könnet ihr zwar das Ungewitter, das über Eurem Scheitel ſchwebet, von Euch, und von Eurem Lande mütterlich abwenden, wenn ihr ernſtlich verſprechet, ihm Euere Hand zu geben. Thut Ihr aber dieſes nicht: ſo wiſſet; er iſt mächtig und kriegeriſch und unerſchrocken; noch jederzeit hat ſein tapferer Arm über ſeine Feinde geſiegt. Wie ein reißender Strom wird er eindringen in euer Land, wird plündern, brennen und morden, nicht ſchonen des ſchwachen Greiſes, nicht des zärtlichen Bräutigams, nicht des wimmernden Säuglings an der Mutter Bruſt. Land und Leute wird er verderben, und jede Spur Euerer Macht vertilgen, daß man ſich einſt an ihr ehemaliges Daſeyn nicht mehr erinnere. — Alſo entſchließet Euch, fuhren ſie nach einer Pauſe fort, und gebt uns Euere Erklärung. — Entweder Euere Hand, oder Krieg —

So soll er dann, erwiederte Wanda, das zweite haben, weil ich ihm das erste nicht geben kann. Mit diesen Worten schickte sie die Herolden zurück.

Die meisten hatten bisher die Weigerung der Herzogin, sich mit Rithogar zu verbinden, einer dem Frauenzimmer eigenen Politik und Verstellungskunst zugeschrieben. Selbst die Polen hatten gehoffet, sie werde am Ende seine Wünsche befriedigen. Allein da es jetzt Wanda im Ernst auf einen Krieg ankommen ließ: zeigte sichs, daß man sich in seiner Hoffnung betrogen hatte. Allgemein verbreitete sich das Gerücht, Wanda habe vorlängst den Göttern ewige Keuschheit gelobet, und aus dieser Ursache Rithogars Antrag verworfen. Leute hingegen, welche die Herzogin aus langem und nähern Umgang mit ihr genauer kannten, fanden den wahren Grund ihrer Weigerung in ihrem Charakter. Ein gewisser Drang, sich über alles emporzuheben, ein Streben nach höhern, als gewöhnlichen weiblichen Vorzügen machte einen der vornehmsten Züge desselben aus. Weiblicher Stolz und Herrschsucht erzeugten in ihr den Entschluß, sich nie zu vermählen. Sie hielt

es für erniedrigend, ihre Macht und die Ehre, eine ganze Nation zu beherrschen, mit einem Manne zu theilen. Lieber wollte sie selbst Fürstin, als eines Fürsten Gemahlin seyn. Nach dieser Angabe, welche so, wie die erstere, das Zeugniß einiger Geschichtschreiber, und überdieß innere, aus der Natur der Sache genommene Gründe für sich hat, brachte sie nun freilich ein Gelübde, nicht den Göttern, sondern ihrem Stolz und Ehrgeitze zum Opfer. Diese Leidenschaft vermochte so viel über sie, daß sie sich selbst durch die Schrecken des Krieges nicht davon zurückhalten ließ. Sie achtete nicht der schaudervollen Drangsale desselben, und des Ruins ihrer Länder, nicht des Blutes ihrer Unterthanen, nicht des Jammergeschreies unglücklicher Menschen.

Rithoggr war bereits mit einem zahlreichen Heere in Polen eingedrungen. Seiner Drohung gemäß hatte er auf dem Marsche rings herum alles verwüstet. Die Früchte auf dem Felde wurden zertreten, Vieh und Lebensmittel, wo man sie fand, mit Gewalt weggeführt, Häuser und anderes Eigenthum der Einwohner in Asche gelegt, Männer und Weiber, Greise und Kinder entweder als Gefan-

gene fortgeſchleppet, oder grauſam niedergemacht. Rithogar hoffte, die Herzogin wenigſt durch die wirkliche Erfüllung ſeiner Drohungen, und durch den Anblick des Elendes, das er bereits veranlaſſet hatte, und noch ferner veranlaſſen würde, auf andere Gedanken zu bringen. Allein Wanda blieb unbeweglich. Heldenmüthig und ſtolz rückte ſie dem Frevler, der ihr Herz und ihre Hand mit den Waffen in der Hand ſich ertrotzen wollte, an der Spitze ihrer Mannſchaft entgegen. Groſſe Hoffnung belebte ſie, daß ſie den muthwilligen Freier demüthigen werde. Ihrem ganzen Heere theilte ſich die kriegeriſche Begeiſterung der Herzogin, und ihre ſtolze Zuverſicht mit. Die Krieger brannten vor Begierde, ſich mit dem vermeſſenen Fürſten, der ihrer Herzogin Gewalt anthun wollte, zu ſchlagen. Kaum konnten ſie den Augenblick erwarten, der ſie in den Stand ſetzen würde, einen entſcheidenden Streich zu thun.

Schon waren die Heere beider Partheien ſo weit vorgerückt, daß ſie einander im Angeſichte ſtanden. Fürchterlich funkelten die Helme und Schwerter zu beiden Seiten die weite Ebene hinab. Das gräßliche Klirren der

Waffen und das Wiehern der Pferde und das Stampfen derselben mit ihren Hufen hätten bei partheifreiern Zusehern Schauder erwecket; bei den theilnehmenden Heeren vergrößerten sie die Streitgierde. Diese waren sich bereits so nahe gekommen, daß sie sich mit Pfeilen und Steinen erreichen konnten; da sandte Rithogar, ehe er den Angriff begann, einige der vornehmsten aus dem Heere zur Herzogin ins feindliche Lager, und ließ ihr noch einmal seine Person anbieten. Er sei, ließ er ihr sazen, eben so sehr von ihrer Macht, und von der Stärke ihrer Mannschaft überzeugt, als durchdrungen vom hohen Gefühle ihrer bewundernswürdigen Vorzüge. Sie solle ja nicht seinen Einfall in ihr Land für eine Folge stolzer Eroberungssucht, oder feindlicher Gesinnungen ansehen; derselbe sei blos die Wirkung einer heftigen, unvertilgbaren Leidenschaft, deren er nimmermehr mächtig werden könne. Würde sie sich entschließen, ihn durch ihre Hand glücklich zu machen: so würde er sogleich die Waffen niederlegen. Er beschwöre sie daher noch einmal, seinem Gesuche Gehör zu geben. Im entgegengesetzten Falle solle sie aber auch wissen, daß er fest entschlossen sei,

sich ihrer Hand mit Gewalt zu bemächtigen, es möge kosten, was es wolle. Sie solle zittern vor seinem mächtigen Arme. Sein Heer sei zahlreich und wohlbewaffnet und tapfer; es werde ausdauren im hartnäckigsten Kampfe, und nicht von der Stelle weichen, bis er sich ihrer Person todt oder lebendig werde bemächtiget haben.

Diese Zudringlichkeit, vereiniget mit so offenbaren Drohungen stählte den Eigensinn der Herzogin noch mehr. Mit dem Merkmalen des lebhaftesten Aergers entließ sie die Botschafter, und befahl ihrem Heere, gegen das feindliche vorzurücken.

Aber auch Rithogars Zorn ward nicht weniger durch diese trockene abschlägige Antwort gereizet. Ohne sich im geringsten zu bedenken, befahl er seiner Mannschaft, auf den Feind mit aller Macht loszustürmen. Die Botschafter, die ihm die unangenehme Antwort der Herzogin zurückgebracht hatten, und die meisten übrigen Vornehmen von seinem Heere waren zwar der Meinung, es sei räthlicher, vom Kriege abzustehen, als sich der Gefahr einer schimpflichen Niederlage muthwillig Preis zu geben. Die erstern hatten

nämlich, als ſie ihr Fürſt in das Lager der Herzogin geſchickt hatte, die große Macht derſelben geſehen, und bemerket, daß ihre Leute dem Heerhaufen Rithogars an Zahl weit überlegen ſeien. Auch ſagte ihnen das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht, es ſei eine Unbilligkeit, eine Fürſtin zu einer ehelichen Verbindung durch Gewalt der Waffen zwingen zu wollen, welche nach allen natürlichen Rechten frei ſeyn müſſe.

Durch dieſe und andere wichtige Vorſtellungen, die ſie öfters in einer eindringlichen Sprache wiederholten, ſuchten ſie ihm friedliche Geſinnungen einzuflößen. Allein die Leidenſchaft iſt taub gegen jede vernünftige Vorſtellung. Hat ſich einmal ein Menſch von ihr hinreißen laſſen: ſo kömmt er gemeiniglich nicht eher zur Vernunft zurück, als bis ihn jene in das Verderben geſtürzet hat. Der Fürſt blieb hartnäckig bei ſeinem Entſchluſſe; ohne Rückſicht auf die ſtärkſten Gründe ließ er das Zeichen zum Angriffe geben.

Da trat Wanda einige Schritte von der erſten Reihe ihrer Leute hervor, und hielt an Rithogars Heer folgende Rede:

„Glaubet nicht, daß es weibliche Zaghaftigkeit und Furcht vor Eurer Macht iſt, wenn ich Euch hier, ehe wir die Schlacht beginnen, ein paar Worte zu bedenken gebe. Ihr habt die Waffen gegen mich ergriffen, um Euerem Fürſten meine Hand zu erkämpfen. Wie ungereimt und widerſinnig! Wann ließ ſich dann die Liebe jemals durch Gewalt erzwingen? Seit Ihr ſo fremd in der Welt, ſo wenig Kenner der Menſchen, daß ihr glauben könnet, äußerliche Gewalt werde meine Geſinnung ändern? Nimmermehr! Widerſtand ſtählet die Standhaftigkeit, und erhitzet den Eifer. Ich bin ein Weib, und habe ein menſchliches Herz; ich kann den unglücklichen, vergeblich ſeufzenden Liebhaber bedauern; aber ich fühle Haß und Abſcheu vor dem Tyrann, der mir ſeine Liebe mit Gewalt aufdringen, und meine Gegenliebe abnöthigen will. Und ſollte auch mein Heer in dieſem Treffen unglücklich fechten: ſo will ich mir lieber, wenn gar keine Hoffnung des Sieges mehr übrig ſeyn ſollte, mein eignes Schwerdt durch die Bruſt ſtoßen, als mich den Siegern überlaſſen, und in eine Vermählung willigen, welcher mein ganzes Herz widerſpricht.“

„Welche Vortheile könnet Ihr Euch dann sonst noch von einer Unternehmung gegen mich versprechen? Ganz gewiß keine! Im Gegentheile warten Euerer unnennbarer Schaden, blutige Niederlagen, Flucht und Schande. Ihr habt, glaubet ihr, mit einem Weibe zu thun; aber wisset, daß in dem Busen dieses Weibes mehr als männlicher Muth schlägt. Betrachtet einmal meine Mannschaft. Es fehlt ihr nicht an Menge der Waffen, nicht an Stärke und Muth. Sie hat schon oft die fürchterlichsten Feinde in den hitzigsten Treffen besiegt. Seht! sie schnaubet vor Begierde, sich mit Euch zu schlagen. Das Bewußtseyn, daß sie im Begriffe ist, für die gerechte Sache zu fechten, erhöhet ihren Muth. Vergebens pochet Ihr auf Euere Tapferkeit. Es giebt keine Macht in der Welt, die nicht durch eine entgegengesetzte zerrichtet werden kann."

„Ihr seid freie Männer, seid stolz auf Euere Freiheit, schätzet sie mit Recht als das größte Kleinod des Menschen; und Ihr wollet sie andern muthwillig rauben, die Euch nichts zu Leid thaten, und welche sie eben so hoch schätzen? Ist wohl ein solches Unternehmen

freier deutſcher Männer würdig? Wenn jetzt Euere Väter, die Helden der grauen Vorzeit aufträten, und Euch hier in Schlachtordnung verſammelt ſähen, um der Geſinnung eines Weibes Gewalt anzuthun, würden ſie Euch nicht kränkende Vorwürfe machen, daß Ihr zu den Waffen greifen konntet, um eine Ungerechtigkeit zu vertheidigen? Würdet Ihr nicht vor ihnen erröthen, und würden ſie nicht mit Verachtung das Geſicht von Euch abwenden?“

„Eben darum, weil ich die Gerechtigkeit auf meiner Seite habe, iſt ſich mein Heer des Beiſtandes der Götter zum voraus gewiß. Wie? Wollet Ihr es wagen, gegen dieſe Euch aufzulehnen? Wollet Ihr es vermegen mit ihnen aufzunehmen? — Glaubet Ihr je, daß ſie gerecht ſind, und Macht haben, muthwillige Ungerechtigkeiten zu beſtrafen: ſo fürchtet Euch vor ihrem Zorn, und leget die Waffen nieder.“

Dieſe Rede machte einen außerordentlich ſtarken Eindruck auf Rithogars Leute. Es wäre ſchwer zu beſtimmen, ob der Anblick des fürchterlichen Heeres der Herzogin, und die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sa-

che, oder ihre Schönheit und Beredsamkeit mächtiger auf dieselben gewirket habe. Ein allgemeines Gemurmel entstand im ganzen Heere. Jedermann sprach mit Begeisterung von ihren Reitzen; jedermann bewunderte die Klugheit und hinreißende Beredsamkeit derselben, und äußerte laut seinen Beifall. Laut mißbilligten nun schon selbst die Heerführer diesen Krieg als muthwillig und ungerecht, und verriethen gegründetes Mißtrauen auf einen guten Ausgang desselben. Auch unter dem gemeinen Manne riß eben so bald allgemeine Muthlosigkeit ein. Ein jeder weissagte sich Schande und Unglück; und gleichwie das Volk gewöhnlich zum Aberglauben geneigt ist: so wollte ein jeder schon gewisse Wahrzeichen bemerket haben, und aus solchen Vorbedeutungen auf den sichern Untergang schließen.

Rithogar erblaßte, als er diese unglückliche Stimmung der Seinigen wahrnahm. Eher hätte er sich zur Zeit, da er mit seinen Kriegern auszog, alles Mögliche vorgestellet, als daß sie einer solchen Wankelmüthigkeit fähig seyn würden. Aus allen Kräften bestrebte er sich, die Eindrücke der Rede, welche Wanda gehalten hatte, durch eine andere auszulö-

ſchen. Wie es dann möglich ſei, fragte er ſie, daß deutſche Männer, die ihre Tapferkeit ſchon in ſo manchem harten Kampf erprobet hätten, mißtrauiſch auf ihre eigenen Kräfte ſeyn könnten? Ob ſie dann nicht ſchon bei dem bloßen Gedanken erröthetеn, ſich durch ein Weib von ihrem Vorhaben abſchrecken zu laſſen? Wie ſie ſich dann könnten bereden laſſen, daß ſein Unternehmen ungerecht und muthwillig ſei? Wanda habe ja zuerſt die Veranlaſſung zum Kriege gegeben. Ihre trockne Verwerfung ſeines Antrages ſei ja offenbare Verachtung. Ob ſich dann wahrſcheinlich annehmen laſſe, daß die Götter einen ſo ſträflichen Hochmuth durch Beförderung ihres Waffenglückes begünſtigen werden? Und ob ihn dann nicht ſeine Ehre verpflichte, eine ſo empfindliche Beleidigung eben ſo empfindlich zu rächen?

Durch dieſe und andere ähnliche Beweggründe ſuchte Rithegar ſeine Krieger zur Schlacht zu entflammen. Allein die Soldaten hörten die Rede an, und blieben kalt. Der Fürſt vereinigte nun mit den Gründen, Bitten, Schmeicheleien, Drohungen; doch vergebens. Die Anführer des Heeres ver-

weigerten ihm jetzt offenbar den Gehorſam, und ſteckten das Schwert ein. Dieſes Beiſpiel von Widerſetzlichkeit der Großen ſteckte auch die Gemeinen an. Die meiſten verließen Reihe und Glieder, und ſtreckten ihre Waffen. Nur wenige Getreue blieben zurück.

In dieſem Augenblicke bemächtigte ſich Rithogars eine noch nie gekannte Empfindung. Schrecken und Schaam und Zorn und Verzweifelung wütheten fürchterlich in ſeinem Innern. Da er ſich von beinahe allen ſeinen Leuten verlaſſen, und keine Hoffnung, ſeinen Zweck erreichen zu können, übrig ſah: trat er haſtig einige Schritte vorwärts, warf noch einmal ſeinen Blick auf Vanda, ſah eine Weile ſtarr und unbeweglich auf ſie hin, und ſtürzte ſich hierauf in ſein eigenes Schwert.

Eine feierliche Stille entſtand jetzt auf einmal im ganzen Heere. Dieſe raſche That des Fürſten hatte alles in Betäubung verſetzt. Sowohl die Polen als die Deutſchen waren äußerſt gerührt, und alle ihre Geberden verriethen, daß ſie den eigenſinnigen Stolz und die Härte der Herzogin mißbilligten. Selbſt in Vanda's Antlitz las man deutlich die

Spuren des Schreckens und der Beſtürzung. Eine geraume Zeit heftete ſie ihre Augen unbeweglich auf ihn, und man bemerkte, daß ihr ein ſtiller Seufzer entwiſchte.

Das deutſche Heer trat nun den Rückweg in ſeine Heimath an. Die Herzogin hatte alle Feindſeligkeiten, welche daſſelbe ſeit dem Anfange dieſes Krieges bei dem Einfalle in ihre Länder ausgeübt hatte, vergeſſen, und allen Kriegern, wovon ohnehin der gröſte Theil nach ihrer Amede an ſie die Waffen niedergelegt hatte, freien Abzug geſtattet. Niedergeſchlagen über den ihenen Verluſt ihres tapfern, unglücklichen Fürſten kehrten ſie nach Hauſe zurück.

Wanda ſammelte gleichfalls ihre Truppen, und zog nach Krakau. Außerordentlich ſtark war der Zulauf des Volkes, und eben ſo lebhaft das allgemeine Zujauchzen der Zuſchauer von beiden Seiten, als ſie dort anlam. Alles wünſchte ihr Glück, und erhob unter lautem Jubelgeſchrei ihre Standhaftigkeit und ihren Muth. Denn Leute, welche die traurige Scene des Selbſtmordes nicht perſönlich geſehen hatten, waren auf die bloſe Nachricht weniger davon gerührt. Auch die

Herzogin schien die Wichtigkeit ihrer Handlung zu fühlen. Mit feierlichem Ernst, und wie im Triumphe trat sie einher; äußerlich frohlockend über ihren Sieg; aber innerlich mit unaussprechlichem Schmerz erfüllet.

In dem Augenblicke, da Rithogar sich in sein Schwert gestürzet hatte, war in Wanda's Herz plötzlich, wie ein Blitz, eine noch nie gehabte Empfindung gefahren. Mitleid mit dem unglücklichen Fürsten, Schmerz über den Tod eines so tapfern, schönen Mannes, und Reue über ihr hartes Betragen gegen denselben — alles dieses stieg in ihr auf einmal auf. Mit heißer Sehnsucht wünschte sie den innigst bedauerten wieder ins Leben zurück. Kurz; es war Liebe, was sie empfand. Die Natur rächte sich an dem weiblichen Stolz, und siegte über denselben.

Seit dieser unglücklichen Begebenheit kannte die Herzogin keine Freude mehr. Wie ein Schatten schlich sie herum, bleich und ausgezehrt, und von Gram erfüllet. Bei jedem Schritte schien ihr Rithogars Geist entgegen zu kommen, und ihr bittere Vorwürfe zu machen. In der Einsamkeit und mitten in der Gesellschaft von Menschen behielt sie stets

ihren

ihren Tiefſinn. Bei Tage, und in ihren langen, ſchlafloſen Nächten waren Gram und Unruhe ihre Gefährten. Unausſprechlich war die Qual, welche ſie ausſtand. Ihre Leute waren äußerſt gerührt von dem erbärmlichen Zuſtande ihrer Herzogin. Zärtlich für ihr Leben bekümmert ſuchten ſie den Schmerz derſelben durch Zerſtreuung zu lindern. Doch alle ihre Vorſtellungen, und alle Mittel zur Beruhigung, die ſie hervorſuchten, waren verſchwendet.

Einſt, da ſie, von wenigen begleitet, ſich aus ihrem Schloſſe begab, und an die Brücke der Weirel kam: blieb ſie dort eine Zeitlang tiefſinnig ſtehen. Einigemale warf ſie ſchüchterne Blicke um ſich. Plötzlich raffte ſie ſich zuſammen, und ſprang in den Fluß. Die wenigen Begleiter, die ſie bei ſich hatte, erblaßten. Der Strom riß ſie gewaltig hin, und in wenigen Minuten verſchwand ſie aus den Augen derjenigen, die ihr in ſtummer Betäubung nachſahen; denn es waren eben keine Fahrzeuge zugegen, auf denen man ihr zu ihrer Rettung hätte beikommen können. Erſt nach einigen Tagen, und in einer weiten Entfernung fand man ihren Leichnam,

und bestattete ihn mit fürstlicher Pracht zur Erde.

Welche Trauer diese unerwartete Begebenheit in ihrem ganzen Lande verursacht habe, läßt sich leicht von selbst ermessen. Jedermann war untröstlich über den so theuern Verlust einer innigst geliebten Herzogin. Die wahre Ursache ihres kühnen Unternehmens wurde wenigen bekannt. Der heidnische Aberglaube suchte, wie gewöhnlich, auch dießmal einen höhern Bewegungsgrund auf, und stellte das Wunderbare an die Stelle des Natürlichen hin. Lange Zeit erhielt sich die Sage, Wanda habe, gleichwie sie den Göttern ewige Keuschheit gelobet, nun nach dem Siege aus Dankbarkeit denselben ihr Leben geopfert. Aber einer aus den Polnischen Geschichtschreibern, Mathias von Michovia scheinet doch eine geheimere Ursache geahndet zu haben. Sie brachte, saget er, den Göttern aus Dankbarkeit für den Sieg ihre eigene Person zum Opfer, damit nicht ihr Leben in der Ehelosigkeit auf irgend eine Art verwelke.

Der Verlust der allgemein geschätzten Herzogin Wanda schlug den Polen eine desto tie-

fere Wunde, da auch die weibliche Linie der Familie des Herzoges Cracus I. mit ihr erloſch. Da niemand mehr übrig war, auf den die herzogliche Würde gleichſam vermöge eines Erbrechtes hätte kommen können: ſo bemächtigten ſich die Großen des Landes der höchſten Gewalt, und ſuchten ſich ſo viel Macht zuzulegen, als ihre Kräfte geſtatteten. Einer ſuchte ſich über den andern emporzuheben, einer den andern zu ſtürzen, und allein zu herrſchen. Daraus entſtanden Partheigeiſt, böſe Ränke, Meutereien, Gewaltthätigkeiten und innerliche Kriege, und das ganze Land ſeufzte lange Zeit unter den Greueln der Unordnung, der Zügelloſigkeit und der Anarchie.

Der Weiberkrieg
und
das Interdikt in Polen.

Durch Klugheit in der Regierung, und durch Tapferkeit und Glück in mannichfaltigen Kriegen hatte sich Boleslaus II. welcher im Jahre 1056 den Polnischen Thron bestieg, einen ausgebreiteten Ruhm erworben. Seine kriegerischen Thaten, wodurch er sich von Zeit zu Zeit auszeichnete, glänzten so sehr hervor, daß die Bewunderung und Ehrfurcht, die man ihm deswegen zollte, noch größer waren, als seine wirkliche Macht und seine Verdienste. Ueberall erweckten sie so viel feste Zuversicht und Vertrauen auf ihn, daß viele Fürsten, denen das Glück übel mitspielte, und die sich von Mächtigern unterdrücket sahen, oder andere zu unterdrücken wünschten, zu ihm ihre Zuflucht nahmen, und Schutz oder Unterstützung bei ihm suchten.

Damals waren die Könige und Herzoge in Polen, Böhmen, Rußland und in allen Nordiſchen Ländern, gleichwie dieſelben in zu viele Staaten zerſtückelt waren, in beſtändige Händel mit einander verwickelt. Eiferſucht, Neid, Herrſchſucht, Streben nach höherer Macht, zuweilen auch gewaltthätiges Betragen, Feindſchaft, Beleidigungen, erzeugt durch den noch rohen, trotzigen Charakter dieſer Völker, waren die Quelle vieler blutigen Kriege. Einer ſuchte den andern zu unterdrücken, einer den andern aus dem Beſitze ſeines Eigenthumes durch Gewalt zu vertreiben. Nicht das Band der Ehe, nicht die Bande der Blutsfreundſchaft, nicht die Pflicht des Vaters gegen den Sohn, oder des Sohnes gegen den Vater waren heilig. Man folgte keiner andern Stimme, als der Stimme der Leidenſchaft; man erkannte kein anders Recht, als das Recht des Stärkern. Selbſt Völker, welche bereits den chriſtlichen Glauben angenommen hatten, waren von wahrer chriſtlicher Geſinnung und Tugend noch weit entfernet, ließen ihren Leidenſchaften freien Zügel, kannten keine Mäßigung, blieben dem alten Aberglauben und allen Laſtern er-

geben, und ſetzten das Weſentliche ihrer Religion nur im Aeußerlichen. Ihr Chriſtenthum beſtand größtentheils nur darin, daß ſie ſich taufen ließen, die vornehmſten Glaubensſätze annahmen, dem chriſtlichen Gottesdienſte beiwohnten, und ſich allen Gebräuchen und Uebungen unterwarfen, welche die Prieſter vorſchrieben. So waren damals viele Länder der Schauplatz von Meineid, Mord und andern Ungerechtigkeiten.

Dem Herzoge Bela von Ungarn hatte ſein Bruder, der König Andreas, das Recht der Nachfolge in dieſem Königreiche gegen ſein freilich gegebenes Wort treulos entzogen. Der Herzog floh nach Polen, und erhielt dort Unterſtützung. Mit einem beträchtlichen Heere, das ihm der König gab, brach er in Ungarn ein, und trug einen vollkommenen Sieg über ſeinen Bruder davon. In einer ähnlichen Streitigkeit rief Jaromir, ein Sohn des Briteslaus, Herzoges in Böhmen den König von Polen gegen ſeine nächſten Blutsverwandten zu Hülfe. Boleslaus beſiegte die Gegner, und verſchafte ihm vortheilhafte Artikel im Friedensſchluſſe.

Ermuntert durch so viele schimmernde Beispiele mächtiger Unterstützung, wandte sich auch Izaslaw, Herzog von Kiovien, da er sich in Gefahr sah, an ihn. Er war Jaroslaws, Herzoges von Rußland ältester Sohn, und hatte auf den Besitz des Herzogthumes Kiovien ein unstreitiges Recht; denn Jaroslaw hatte vor seinem Tode die Länder, die er besessen hatte, unter seine fünf Söhne getheilet, und bei dieser Gelegenheit hatte Izaslaw Kiovien zu seinem Antheil erhalten. Aber Ehrgeiz und Habsucht, die sich bei rohen Völkern zuweilen eben so gut einfanden, als sie sich heut zu Tage bei verfeinerten Nationen äußern, verführte ihn zu der Ungerechtigkeit, seinen Bruder Wzeslaw, Fürsten von Polocz, den dieses Land von seinem Vater war bestimmt worden, nebst dessen Söhnen unvermuthet zu überfallen. Mit dem Ungestümm eines Despoten nahm er sie gefangen, schlug sie in Ketten, und drohte ihnen einen grausamen Tod, wenn sie nicht allen ihren Rechten auf ihr Land auf der Stelle entsagen, und dasselbe ihm abtreten würden.

Der wehrlose Fürst unterlag mit seinen eben so ohnmächtigen Söhnen dem gewaltigen Zwange. Aber das Volk, welches seinem rechtmäßigen Fürsten mit Enthusiasmus anhieng, gerieth in Raserei über die unerträgliche Gewaltthätigkeit, und griff zu den Waffen. Zweenen seiner Brüder, Wzewold und Swetoslaw gab die Furcht vor einem ähnlichen Schicksale gleichfalls die Waffen in die Hände; sie vereinigten sich mit dem Volke, und es entstand ein blutiger einheimischer Krieg. Izaslaw, der verwegene Räuber des Herzogthumes Kiovien, ward geschlagen, und nach Verdienst aus seinem Lande vertrieben. Sein Bruder Wzeslaw ärndete, wie billig, die Früchte des Sieges. Er bekam das Land desjenigen Fürsten, der ihm das Seinige rauben wollte, in seine Gewalt. Seine Brüder setzten ihn in das Herzogthum Kiovien ein.

Herabgestürzt von seiner Höhe, aller seiner Macht und seines ganzen Ansehens beraubt, unfähig, sich aus eigener Kraft wieder emporzuschwingen, und fremder Hülfe bedürftig, kam Izaslaw als ein Flüchtling nach Polen. Auf dem mächtigen Beistande des krie-

gerischen Königs Boleslaus II. beruhte noch einzig und allein seine ganze Hoffnung. Schon so vielen Fürsten war er in ihren bedrängten Umständen beigesprungen, hatte ihnen ihre vorigen Rechte, ihr voriges Ansehen wieder gegeben. Sollte wohl er in seinem gegenwärtigen Unglücke weniger Unterstützung erwarten?

In rührenden Bildern stellte er ihm die Härte seines gegenwärtigen Schicksales vor, und bat ihn um seinen Beistand. Bei allem, was ihm heilig war, beschwur er ihn, seinen Vetter, er möchte ja nicht zugeben, daß ein Fürst aus seiner eigenen Familie gänzlich zu Grunde gehe, möchte ja sein schreckliches Unglück nicht durch gleichgültiges Zusehen vollenden, möchte ihn herausreißen aus seiner verderblichen Lage, und wieder einsetzen in sein väterliches Land.

Boleslaus schien durch die warme Schilderung seines traurigen Zustandes, und durch seine dringende Bitte gerühret. Aber im Grunde war es mehr, als Mitleid, warum er ihm seinen thätigen Beistand versprach, und einen lebhaften Antheil an seinem Schicksale nahm. Es war, was von jeher unter

Fürſten ſo oft ſtatt fand, eine geheime politiſche Abſicht, die ihn bewog, die Waffen gegen Wzeslaw zu ergreifen, und einen Krieg in Rußland zu erwecken. Er glaubte einen gerechten Anſpruch auf Rußland machen zu können; leitete denſelben von ſeiner Gemahlin Maria, einer Schweſter des Ruſſiſchen Herzoges Jaroslaw her. Mit Recht erwartete er von glücklichen Eroberungen in dieſem Lande einen großen Zuwachs von Anſehen und Ruhm. Um ſeines eigenen Intereſſe willen lag ihm daher daran, Uneinigkeiten in Rußland anzuzetteln, oder zu unterhalten.

Mit einer anſehnlichen Macht brach der König von Polen in kurzer Zeit auf, und rückte in Rußland ein. Seinen Marſch richtete er geradezu gegen Kiovien, um den Fürſten Wzeslaw unvorbereitet zu überraſchen, und aus dem Beſitze eines Landes, welches derſelbe ſeinem Vetter gewaltthätig entriſſen hatte, durch einen plötzlichen Ueberfall zu verdrängen. Kaum hatte jener von dem Heranrücken dieſes Feindes Nachricht erhalten, als er ohne Verzug alle ſeine Leute aufbot, und ein ungemein großes und wohlgerüſtetes Heer auf die Beine brachte. Mit dieſem rückte er den Polen un-

erſchrocken entgegen. Als daher Boleslaw bereits über die Grenzen gedrungen war: fand er ſchon alles zu ſeinem Empfange bereit. Doch dem Könige entſank darum der Muth nicht im geringſten. Mit der Herzhaftigkeit eines Helden zog er wie ein Sturmwetter einher, welches ſich durch keine Schwierigkeit aufhalten läßt, drang immer tiefer ins Land, und ſetzte dadurch den Herzog Wzeslaw in einen ſo eingreifenden Schrecken, daß ſich derſelbe plötzlich voll Verzagtheit und Furcht mit einem kleinen Gefolge von der Armee wegſchlich.

Kaum wurden die übrigen Ruſſen die heimliche Entfernung ihres Fürſten gewahr, und ſahen, daß zugleich mit dem Feinde auch ihre Gefahr immer näher heranrücke: ſo breitete ſich die Furcht auch unter ihnen allgemein aus. In der größten Eile verließ die ganze Armee ihr Lager, und zerſtreute ſich. Ohne Hinderniß drang nun der König von Polen nach Kiovien, in der Abſicht, dieſen Ort zu belagern. Doch hier bedurfte es nicht einmal mehr der Mühe einer förmlichen Belagerung. Boleslaw fodente die Einwohner auf, ſich zu ergeben, und nach einigen Unterhandlungen wur-

den ihm die Thore geöfnet. Beinahe nichts war nun mehr übrig, was sich seinen weitern Fortschritten, entgegen setzen konnte. Die Hauptstadt war nun erobert; Izaslaw, als natürlicher Herzog wieder eingesetzt; die übrigen Städte und Oerter sahen sich genöthiget, sich gleichfalls dem Sieger bald zu unterwerfen. Wohin sich Boleslaw immer wandte, kam ihm das Glück entgegen. Alles, was Wzeslaw seinem Bruder entrissen hatte, fiel ohne Schwertstreich in seine Gewalt. Nur die Stadt Premislaw widersetzte sich hartnäckig. Aber der König belagerte sie, und eroberte sie in einem glücklichen Sturm. So kamen alle Oerter, welches Izaslaw durch die Gewalt seines Bruders verloren hatte, wieder in die Gewalt ihres rechtmäßigen Herrn.

Unter den Eroberungen eignete Boleslaus sich selbst nichts zu, als Perzemyslia. Gerade dieser Ort war es, auf welchen er seiner Gemahlin Maria wegen alte Ansprüche zu haben geglaubt hatte. Er versah denselben mit einer geringen Besatzung, und trat mit seinem übrigen Heere den Rückmarsch an. Aber kaum hatte er sich den Grenzen seines

eigenen Landes ein wenig genähert, als er ſich durch eine plötzliche Veränderung der Dinge genöthiget ſah, wieder umzukehren, und den Krieg in Rußland von Neuem zu beginnen.

Unter den obengenannten Brüdern, deren jedem, wie bereits gemeldet worden, nach der Verordnung ihres Vaters eine beſondere Provinz war zu Theil geworden, waren neue Uneinigkeiten ausgebrochen. Das Volk nahm Theil an dem Zwiſt; der eine Theil begünſtigte dieſen, der andere jenen Bruder, ſo wie einen jeden beſondere Neigung, oder Hoffnung irgend eines Vortheiles dazu beſtimmte, und es entſtand auf dieſe Art ein einheimiſcher Krieg, welcher viel Blut würde gekoſtet haben, wäre er nicht durch die Dazwiſchenkunft des Königs von Polen ſogleich in ſeinem Keim erſticket worden. Die erſte unglückliche Folge dieſer gefährlichen Streitigkeit war bereits dieſe geweſen, daß Izaslaw durch ſeine unruhigen Brüder aus dem Beſitze ſeines Eigenthumes, des Herzogthums Kiovien wieder vertrieben ward. Aber raſchen Schrittes eilte Boleslaw nach den bereits eroberten und wieder verlorenen Gegenden hin, mit dem ſe-

ſten Vorſatze die Rebellen zu demüthigen, und ſeinem vertriebenen Vetter das Land, aus welchem derſelbe zum zweitenmale war geſtoßen worden; wieder in die Hände zu liefern. Er war ernſtlich entſchloſſen, das Schwert nicht eher einzuſtecken, als bis ganz Rußland beruhiget, und ſein Anſehen in dieſem Lande feſt gegründet ſeyn würde.

Allein dießmal war ſein Unternehmen mit weit größern Schwierigkeiten verbunden. Er fand bereits das ganze Land in einem allgemeinen Aufſtande begriffen; alle Päſſe und Städte und Burgen waren mit einer zahlreichen Mannſchaft beſetzt; mit raſender Schwärmerei vertheidigte jede Parthei ihre Sache. Lange Zeit belagerte der König die Hauptſtadt Kiow; lange wehrte ſich die Beſatzung mit äußerſter Hartnäckigkeit; eine große Anzahl Polniſcher Truppen kam bei dieſer Belagerung um. Schon verzweifelte Boleslaw an einem guten Erfolge ſeines Unternehmens; denn an der Eroberung der Hauptſtadt des Herzogthumes war alles gelegen; ſchon warf er ſich traurig die Frage auf, ob es nicht beſſer wäre, ſich zurückzu-

ziehen? Endlich that die Natur dasjenige, was alle Tapferkeit nicht bewirken konnte.

In Kiow verbreitete sich unter der Garnison und den Einwohnern eine gefährliche Seuche. Bei einer Nation, welcher die Reinlichkeit gar nicht bekannt war, mußte das Zusammendrängen einer zu großen Anzahl Menschen an einem und demselben Orte nothwendig ein solches Uebel hervorbringen. Dazu kam noch die Hungersnoth, welche, wie die Krankheit selbst, von Tage zu Tag immer fürchterlicher um sich griff; denn der König von Polen hatte bisher die Stadt immer eingeschlossen, und ihr alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten. Eine beträchtliche Anzahl streitbarer Männer hatte die verderbliche Seuche bereits aufgerieben, und noch täglich rafte der unbarmherzige Tod einige weg. Die Macht und Mittel zur Vertheidigung wurden zusehends schwächer; die Aussichten immer trauriger. Der Gedanke an diesen unglücklichen Zustand, besonders an die fürchterlichen Folgen eines längern Ausdauerns in dieser Lage brachte endlich die Verzweifelung der Einwohner und der Besatzung aufs Höchste. Nach wiederholter Aufforderung standen sie von

weiterer Vertheidigung ab, und übergaben die Stadt dem Könige Boleslaw von Polen. Da diese Hauptstadt sich einmal ergeben hatte: so mußten in kurzer Zeit auch das platte Land und die übrigen Städte fallen.

Dieser glückliche Sieg erfüllte die Wünsche des Königs vollkommen. Er erwarb sich dadurch die Macht, mit dem ganzen Lande nach seiner Willkühr zu verfahren, und machte es dem Königreiche Polen zinsbar. Seinen Vetter Izaslaw setzte er zwar wieder ein, aber nicht als unabhängigen Herrn, sondern gleichsam als seinen Statthalter. Doch betrug er sich gegen die überwundenen Einwohner nicht mit der gewöhnlichen Härte des stolzen Siegers, welchem Menschlichkeit unbekannt ist. Er bewies durch die Behandlung derselben, daß auch in dem Herzen eines Fürsten aus einer ungebildeten, rauhen Nation Versöhnlichkeit und Großmuth Platz habe. Die Gelindigkeit, mit der er ihnen begegnete, verschafte ihm ungemein viel Achtung und Ruhm. Aber eines andern Umstandes wegen ward ihm sein glänzender Sieg, anstatt ihm wahren Vortheil zu bringen, vielmehr zum Verderben.

Kiovien

Kiovien war die reicheſte, aber auch in Anſehung der Sitten die verdorbenſte Stadt im ganzen Norden. Der Reichthum hatte Ueppigkeit und Schwelgerei, und dieſe eine Menge anderer Laſter erzeugt. Hurerei, Ehebruch und alle Ausſchweifungen in der Wolluſt waren dort allgemein herrſchend. Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen überließen ſich ohne Scheu den ſchändlichſten Lüſten. Man kannte in dieſem Stücke weder Schaam, noch Mäßigung. Das täglich vor Augen ſchwebende Beiſpiel einer ſo angenehm ſcheinenden Lebensart mußte nothwendig einen verderblichen Einfluß in das Herz eines jungen, feurigen Fürſten haben, welcher im Gefühle, daß er ſein eigener, ganz unabhängiger Herr, und keinem Menſchen von ſeinen Handlungen Rechenſchaft abzulegen verbunden ſei, nichts kannte, was ihn von willkührlicher Befriedigung jeder Leidenſchaft zurückhalten konnte. Boleslaus, welcher die Einwohner Kioviens ſo rühmlich beſiegt hatte, ließ ſich von dieſen Weichlingen auf die ſchändlichſte Art ſelbſt wieder beſiegen. Uneingedenk ſeiner Würde und vorigen Tapferkeit ließ er ſich durch Weiber einer überwun-

denen Nation feſſeln, ergab ſich den Wollüſten aller Art ohne Maaß, vergaß die Pflichten eines Helden und Fürſten, vergaß Ehre, guten Namen und alles, und lebte beinahe für nichts mehr, als für ſeine Weiber.

Dieſe entehrende Veränderung in der Lebensart des Königes wirkte auch auf ſeine Untergebenen; wie dann gewöhnlich das Beiſpiel der Fürſten, zumalen, wenn es böſe iſt, und den Sinnen der Menſchen ſchmeichelt, ungemein anſteckend iſt. Die Polen, welche ſich mit ihm in Kiovien aufhielten, fanden bald Geſchmack an den Sitten der Einwohner, und ihres eigenen Fürſten, an einem ſorgenloſen, bequemen und ſinnlichen Leben, und gewöhnten ſich nach und nach zu ſehr an daſſelbe. Zu ihrer Schande legten ſie ihren ehemaligen Ernſt, ihren kriegeriſchen Geiſt ab, und ſanken zu weichlichen Sklaven der Wolluſt herab. Mit viehiſcher Begierde und Unerſättlichkeit jagten ſie unaufhörlich ihren ſchändlichen Lüſten nach; entnervet lagen ſie ſtets in den Armen feiler Dirnen, und dachten nicht mehr an ihr Vaterland, nicht an ihre Verwandten zu Hauſe, nicht mehr an ihre Weiber und Kinder.

Eine beträchtliche Reihe von Jahren waren bereits die Polen von ihrer Heimath entfernet; denn in einem Zeitraume von sieben Jahren war der König wegen seiner Kriege in Rußland und an andern Orten nur ein einzigesmal in seine Staaten gekommen. Während daß sie in Rußland ihre Tage im Tumel des gröbsten sinnlichen Vergnügens zubrachten, rissen auch zu Hause Unordnung und Verwirrung ein. Bei dem Mangel an Aufsicht und Handhabung der Gesetze, welcher die natürliche Folge der langen Abwesenheit des Königs war, handelte ein jeder nach seinem Belieben, beförderte ein jeder sein Privatinteresse, und fröhnte seiner Leidenschaft. Man nahm nicht mehr auf die Gesetze, nicht mehr auf die Wohlfahrt des Ganzen, nicht mehr auf seine eigene Ehre Rücksicht; alle Ordnung der Dinge verschwand, alles ward aus seinen Fugen gerissen.

Aber bei weitem die gröste Verwirrung richteten in diesem Lande unstreitig die Weiber an. Als sie von dem schändlichen Lebenswandel ihrer Männer in Kiovien Nachricht erhalten hatten: stieg ihre Eifersucht und Wuth aufs höchste. Wären die Männer zur Zeit

dieſer ihrer heftigſten Raſerei zugegen geweſen, oder eben von ihrem letzten Feldzuge zurückgekommen: ſie hätten in Gefahr geſtanden, ſämmtlich von ihnen ermordet zu werden; denn der Zorn eines Frauenzimmers iſt fürchterlich, und es raſet im höchſten Sturme der Leidenſchaft allemal heftiger, als eine Mannsperſon. Mit Blicken voll Wuth, und unter wilden Geberden raunten ſie, wie unſinnig, umher, und gräuliche Flüche und Drohungen ertönten von allen Seiten. Sich von ihren Männern auf die Seite geſetzt, ausländiſchen feilen Dirnen aufgeopfert, gänzlich vergeſſen, verachtet, beſchimpfet zu ſehen, war für ſie hölliſche Qual, die ihre Rachſucht im höchſten Grad erweckte. Da ſie aber während der Abweſenheit ihrer Gatten kein Mittel fanden, dieſelbe auf irgend eine Art zu befriedigen: ſo verfielen endlich die feuerigſten aus ihnen auf den Gedanken, ſich durch Wiedervergeltung zu rächen. Laßt uns eben ſo handeln, ſagten ſie unter ſich, wie unſere treuloſen Männer handelten; ihnen zum Trotze laßt uns ſie mit gleicher Münze bezahlen. Haben wir nicht ebendieſelbe Freiheit, wie ſie? nicht Mittel genug, uns zu entſchädigen?

Seht! welchen Vorrath an ſchönen, wohlgewachſenen, nervigten Jünglingen wir haben! Was hindert uns dann, uns in ihren Umarmungen ſchadlos zu halten? Laßt uns jene Luſt genießen, die unſere Gatten uns treulos entzogen haben; laßt uns empfindliche Rache an ihnen ausüben, indem wir uns unſerer jungen Mannſchaft anſtatt ihrer bedienen. So ſprachen ſie, und ſetzten ihren auffallenden Entſchluß ſogleich ins Werk. Jünglinge aus dem Stande der Edlen und Freien, und ſelbſt Knechte wählten ſie ſich, zeigten ſich mit ihnen öffentlich, als wären ſie ihre Ehemänner, nahmen ſie mit in die Betten derſelben, und machten aus ihrem vertraulichen Umgange mit ihnen nicht das geringſte Geheimniß.

Einige Frauen, deren Ehrgefühl feiner war, erſchraken freilich über dieſen ſeltſamen, ihnen Schritt. Mit weiblicher Schamhaftigkeit wandten ſie ihr Geſicht weg, und heften ihren Blick zur Erde, wann ihnen der Antrag gemacht wurde, das Betragen der Andern nachzuahmen. Mit Verachtung und Abſcheu ſprachen ſie von einem ſolchen Lebenswandel, und waren feſt entſchloſſen, ihrer Tugend und Ehre ſtandhaft getreu zu blei-

ben. Allein die meiſten hatten ſich durch das verführeriſche Beiſpiel derjenigen, welche zuerſt den Ton zu dieſer neuen Lebensart angegeben hatten, ſchon hinreißen laſſen, und nach und nach folgten auch die übrigen ungeachtet des heldenmüthigen Vorſatzes dem allgemeinen Beiſpiele. Dazu trugen vorzüglich auch die Jünglinge in Krakau, die bei der Einführung dieſer neuen Lebensart ihre Rechnung fanden, das Ihrige nach allen Kräften bei. Als ſie ſahen, daß ſich bei weitem der größte Theil der Frauen ohne Scheu und Zurückhaltung ihren Liebhabern überließ, und daß ſie es zur Mode gemacht hatten, mit ihnen in der engſten Verbindung zu leben: ſo wandten ſie alle ihre Beredſamkeit an, um auch die übrigen, welche ihre Tugend bisher noch bewahret hatten, zu ihren Abſichten zu ſtimmen. Vorſtellungen aller Art, Schilderungen von der Verachtung, womit ihre Männer im Auslande von ihren Gemahlinnen ſprachen, und von der Schadenfreude, die ſie öffentlich an den Tag legten, künſtlich aufgeſtützte Beweiſe von der Nothwendigkeit, ſich zu rächen, Bitten, Schmeicheleien und mehr andere Mittel mußten dazu dienen, ſie

zu gewinnen. Einigen hinterbrachten ſie boshaft die erdichtete Nachricht, ihre Männer ſeien bereits im Kriege umgekommen, oder eines natürlichen Todes geſtorben; andere zwangen ſie ſogar mit Gewalt, ſich ihren Begierden unbedingt zu überlaſſen. So nahmen dann Ehebruch, Nothzucht und andere wollüſtige Ausſchweifungen in Krakau allgemein überhand, und ſelbſt die Töchter, gereizet durch das anlockende Beiſpiel ihrer Mütter, führten eben dieſelbe Sitte unter ſich ein, warfen ſich ohne Scheu in die Arme ihrer Liebhaber, und gaben ſich den Lüſten derſelben Preis. Unter allen Frauen dieſes Ortes befand ſich nur eine einzige, welche, ihrem Gemahle getreu, ſich ſtandhaft gegen alle Verführung verhielt, und nebſt ihren zwo Schweſtern dem allgemeinen Sittenverderbniß entgieng. Dieſe war Margaretha, Gemahlin des Grafen Nicolaus von Zemboiſin. Die Heftigkeit, mit welcher ihr die ausgelaſſenen Jünglinge zuſetzten, überſtieg alle Grenzen der Beſcheidenheit. Weder ſanfte Vorſtellungen, noch ernſtliche Verweiſe, und der Anblick der Tugend, welche ſonſt auch Böſewichtern Ehrfurcht für ſie einflößet, wa-

ren im Stande, die ausschweifenden Jungen im Zaume zu halten. Mit einem so unverschämten Ungestüme drangen sie auf die Erfüllung ihres Verlangens, daß sich Margaretha genöthiget sah, sich den Augen derselben durch die Flucht zu entziehen. Sie floh heimlich mit ihren zwo Schwestern in einen Thurm, und hielt sich darin verborgen. Die Eingänge blieben die ganze Zeit hindurch, als sie darin verweilte, verschlossen. Ihre Leute, welche um ihren Aufenthalt wußten, kamen täglich heran, und reichten ihnen vermittelst eines Seiles, das sie aus dem Fenster herablaufen ließen, die nöthige Nahrung. Auf solche Art sicherten sie sich vor den frechen Nachstellungen der Wollüstlinge.

In Rußland lebten indessen die Männer sorgenlos im Taumel sinnlicher Freuden. Lange Gewohnheit und Uebung hatte sie immer fester in die Netze des Lasters verstricket. Sie hatten sich bisher wenig gesehnet, zu Hause im Zirkel ihrer Familie reines Vergnügen zu genießen. Wenig, oder gar nicht hatten sie an ihre Gattinnen und Kinder gedacht. Aber unvermuthet langte in Kiovien die Nachricht von der neuen Lebensart

ihrer Weiber und Töchter, und von ihren Ausschweifungen an; die Sage von ihrer Untreue und allgemeinen Zügellosigkeit ward immer stärker, und bestätigte sich. Da entstand endlich unter den Männern eine ungemein große Bewegung. Sie, welche selbst Pflicht und Treue vergessen, und zur empfindlichsten Kränkung ihrer Gattinnen einen ärgerlichen Umgang mit andern Mädchen gepflogen hatten, waren nun ergrimmet, daß ihre Frauen den Ehevertrag mit ihnen als gebrochen betrachteten, und zu ihrer Schadloshaltung und zur Befriedigung ihrer Rachsucht selbstgesuchten Li[illegible]abern alle jene Vertraulichkeit und Freiheiten gestatteten, welche ihres Erachtens nur ihnen allein zuständen.

Jetzt erst erwachte die Vernunft unter ihnen, und mit derselben das Gefühl der Schaam und die Reue über ihre Vergehungen. Sie sahen es ein, daß sie ihre Frauen sehr grob beleidiget hatten; sie fühlten es aber auch, daß sie von denselben entgegen höchst empfindlich beschimpfet worden. Ihre Erbitterung gegen ihre Frauen war zugleich eine Erbitterung gegen sich selbst. Heftige Vorwürfe über ihr bisheriges Betragen machten sie sich; noch

heftigere aber ihrem Könige. Ihm schrieben sie laut diese ihre Beschimpfung zu. Hätte er sich nicht in den Pfuhl schändlicher Sinnlichkeit so tief versenket: so würden auch sie nicht so unmäßig sich den Ausschweifungen überlassen, und durch ihr Betragen ihren Frauen Anlaß gegeben haben, sich auf diese entehrende Art an ihnen zu rächen. Ihn schrien sie öffentlich als den Urheber ihrer Schande aus; er hatte sie durch sein Beispiel verführet.

Unmöglich war es ihnen, länger in diesem schimpflichen Zustande zu bleiben, und denselben gleichgültig zu ertragen. Fest entschlossen, ohne Verzug in ihr Vaterland zurückzukehren, und die Liebhaber ihrer Gemahlinnen durch eine empfindliche Rache zu züchtigen, begaben sie sich zu dem Könige, und verlangten von ihm die Entlassung von der Armee. Allein ihr Verlangen blieb unerfüllet. Der König, der den Wankelmuth und die Treulosigkeit der Russen schon kannte, befürchtete nicht ohne Grund, sie möchten, wenn er durch die Entlassung des größten Theiles seines Heeres seine Macht in diesem Lande schwächte, von ihrem Fürsten neuerdings abfallen, und sich seiner Oberherrschaft entziehen.

Einen groſsen Theil ſeiner Leute lieſs er nicht einmal vor ſich. Aber auch die übrigen erhielten keine günſtige Antwort. Anſtatt ihre Hoffnung zu befriedigen, fuhr er in einem rauhen, hochmüthigen Tone auf ſie her, und ſchlug ihnen ihr Geſuch mit trockenen Worten ab.

Dieſe Behandlung erfüllte die Polen mit dem lebhafteſten Aerger. Noch nie waren ſie über den König ſo ſehr entrüſtet geweſen, wie jetzt. Dazu kam noch das ſchmerzliche Gefühl der Schaam über ihre erlittene Beſchimpfung, und die Rachſucht gegen ihre Nebenbuhler, welche mit jedem Tage heftiger wurde. Der Widerſtand, den ſie durch die abſchlägige Antwort des Königs erfuhren, reizte dieſelbe noch mehr. Alle dieſe Empfindungen wirkten jetzt auf einmal ſo mächtig auf ſie zuſammen, daſs ſie ihm nun vollkommen den Gehorſam entzogen, und ſeinem Befehle geradezu entgegen handelten. In aller Stille entfernten ſie ſich aus dem Lager, und eilten in forcirten Märſchen nach Hauſe, um dort ihr groſses Verhaben auszuführen.

Die Nachricht von ihrem Heranmarſche gieng bereits vor ihnen her, und langte vor

ihrer Ankunft in Polen an. Entweder war es Furcht vor einer grausamen Rache der Ehemänner, oder feste Anhänglichkeit der Frauenzimmer an ihre Liebhaber, und ernster Entschluß, sich von denselben nicht trennen zu lassen — genug; die Frauen erschraken, als sie die unerwartete Neuigkeit hörten, daß ihre Gatten bereits heranrückten. Die äußerste Bestürzung drückte sich in ihren Mienen, in ihren Geberden und Handlungen aus. Alles gerieth in Unruhe und Verwirrung; alles zitterte, alles war in Verlegenheit. Unentschlossen liefen die Weiber und ihre Liebhaber umher, wollten Rath schaffen, und wußten nicht, was sie thun sollten. Doch nach einer kurzen Zeit dieses Taumels, der ihnen die Gegenwart des Geistes geraubet hatte, erholten sie sich wieder, und faßten den kühnen Entschluß, sich gegen die heranrückenden Männer zur Wehre zu stellen, und ihnen mit gewaffneter Hand den Eintritt in das Land zu versagen. Dadurch hofften sie die Züchtigung zu vermeiden, oder ihre bisherige Lebensart und Verfassung zu sichern. Sogleich rafften die Weiber Waffen in Menge zusammen, versahen damit ihre Beischläfer, ließen

durch selbige alle Posten und Eingänge besetzen, und begaben sich selbst um der Sicherheit willen in die festesten Oerter.

Schon waren die Männer aus Rußland bis an die Grenzen Polens herangerücket, als sie zu ihrem Erstaunen ein wohlgerüstetes Heer junger Leute erblickten, welche entschlossen waren, sich ihnen zu widersetzen, und den Eintritt in das Land streitig zu machen. Bald bemerkten sie, daß diese ihre Gegner einzig und allein die jungen Leuten seien, welche für ihre neuen Weiber und für ihre und derselben Sicherheit stritten. Dieser Anblick versetzte sie in die äußerste Raserei. Sogleich begann eines der hitzigsten Gefechte. Die einen bestrebten sich mit der größten Herzhaftigkeit vorzurücken, und mit Gewalt in das Land einzudringen; mit eben so großer Hartnäckigkeit setzten sich die andern entgegen. Die einen begeisterte die Liebe zu ihren Weibern, die andern die Rachsucht. Beide fochten mit beispielloser Hitze. Mehrere Stunden hatte bereits das Treffen gedauert; mit der äußersten Anstrengung hatten beide Partheien gefochten; aber doch immer mit gleichem Erfolge, ohne daß die eine, oder die andere wich.

Blut war in Strömen geflossen; auf beiden Seiten war eine beträchtliche Zahl tapferer Krieger gefallen. Endlich gelang es den Jünglingen, nach einem ungemein hartnäckigen Kampfe, ihre Gegner zu überwältigen, und zum weichen zu bringen.

Aber die Männer fühlten das Schimpfliche, sich von jungen, noch ungeübten Kriegern schlagen zu lassen; ihr Andenken an die von ihnen erlittene Beleidigung erwachte mit neuer Stärke, und mit demselben wuchs die Erbitterung. Bald sammelten sie sich wieder, und griffen zum zweitenmale an. Nun eröffnete sich eine schaudervolle Scene. Mit einer Wuth, die kaum jemals ihres Gleichen hatte, drangen sie unter einem entsetzlichen Gemetzel mitten durch die feindlichen Schwerter. Nichts war im Stande, ihre Uebermacht zu hemmen. Wie ein außerordentlicher Sturmwind, der unaufhaltsam fürchterlich fortbrauset, und jedes Hinderniß mit Gewalt niederstürzet, schlugen sie sich durch, und kamen bis zu den Thoren von Krakau.

Doch hier fand ihre Tapferkeit aufs Neue Grenzen. Mit einem Ungestümme, welcher gewöhnlich nur die Folge einer im höchsten

Grad erhitzten Leidenschaft ist, stürmten sie zwar auf die Stadt los, und sie wiederholten die Anfälle so oft, daß jedermann nothwendig glauben mußte, sie würde eine so große Gewalt des Feindes nicht aushalten können; allein die zahlreiche Besatzung, und die Einwohner und unter diesen sogar die Weiber, die sich alle bewaffnet hatten, thaten einen äußerst muthigen Widerstand, und schlugen jeden Sturm, war er auch noch so heftig, und wurde er noch so oft wiederholet, mit einer musterhaften Tapferkeit ab. Zu dem thaten die Belagerten öfters glückliche Ausfälle auf den Feind; ihnen gesellten sich oft kleinere Polnische Heerhaufen zu, welche aus andern Oertern den Einwohnern von Krakau zu Hülfe kamen; und es entstanden bei dieser Gelegenheit sowohl kleinere Gefechte, als ernstliche Treffen, welche zwar beiderseits ungemein blutig, aber doch gemeiniglich zum Nachtheile der Belagerer ausfielen.

Eine geraume Zeit hatten sie bereits fruchtlos mit dieser Belagerung zugebracht. Schon schienen die Belagerer ihre Kräfte beinahe erschöpfet zu haben; es hatte das Ansehen, als stünde ihnen nichts anders bevor, als ein

ſchimpflicher Abzug. Da ſie voll Beſtürzung dieſen traurigen Gedanken nachhiengen: erſchien unvermuthet der König Boleslaus mit jener kleinen Zahl Polen, welche, ſeinen Befehlen getreu, bei ihm in Rußland zurückgeblieben waren, und mit einer andern ſehr beträchtlichen Armee, welche aus Ruſſen beſtand. Jetzt verwandelte ſich ihre Beſtürzung auf einmal in erquickende Hoffnung, und ihr Muth verdoppelte ſich. Verſtärkt durch ein ſo anſehnliches Heer, als der König mit ſich brachte, konnten ſie ſichere Rechnung auf einen vollkommenen Sieg machen.

Boleslaus war in der Abſicht gekommen, die Weiber für ihre Untreue, und die Beiſchläfer derſelben für ihre unverſchämte Verletzung fremder Rechte nach Verdienſt zu beſtrafen. Nebſt dieſem hatte er aber auch noch einen andern Zweck, nämlich die Polen, welche gegen ſeinen Befehl ſein Heer in Rußland verlaſſen hatten, für dieſen Ungehorſam zu züchtigen. Doch da es hauptſächlich und zuerſt darum zu thun war, ſich der Hauptſtadt Krakau, welche die feindſelige Geſinnung der Weiber und ihrer Liebhaber ihnen noch immer verſchloſſen hielt, zu bemächtigen,

und da der kräftige Widerſtand derſelben eine gemeinſchaftliche Zuſammenwirkung erfoderte: ſo war er genöthiget, ſeine letztere Abſicht noch zur Zeit zu verbergen. Er ſtieß daher ſeine Truppen zur Belagerungsarmee, und beide fiengen nun neuerdings mit vereinigten Kräften an, die Stadt zu beſtürmen. Lange Zeit brachten ſie mit heftigen Angriffen zu; mit unermüdeter Anſtrengung wiederholten ſie ſelbige; aber mit nicht weniger Hitze widerſetzte ſich die Gegenpartei. Mit der äußerſten Verzweiflung wehrten ſich die Weiber und ihre Beiſchläfer nebſt der übrigen Beſatzung der Stadt. Mehrmalen ſammelten ſich andere Heerhaufen, die gleichfalls die Sache der Weiber als ihre eigene vertheidigten, und griffen den König mit den übrigen an, um die Stadt zu entſetzen. Oft thaten die Belagerten wüthende Ausfälle, und allemal fielen blutige Treffen vor. Schrecklich waren die Niederlagen, welche die Königlichen mehrmalen erlitten. Aber nach vielen heftigen Gefechten und Anfällen gelang es dieſen doch, den entkräfteten Feind zu überwältigen. Wie ein reißender Strom drangen ſie unaufhaltbar in die Stadt, und wen ſie mit

den Waffen in der Hand trafen, der ward ohne Schonung niedergehauen. Eine schreckliche Gruppe gab das Mordgeschrei der Sieger, und das Klirren der Säbel, und das Heulen und Händeringen der Weiber und die allgemeine Verwirrung.

Jetzt, da alles gedemüthiget; die ganze feindliche Gewalt unterdrücket war, sah sich Boleslaus im Stande, seine Rachsucht nicht nur gegen diejenigen, welche sich aus seinem Lager in Rußland treulos entfernet hatten, sondern auch gegen die Weiber und ihre Liebhaber, als Veranlasser dieser Entfernung, zu stillen. Wer von den Vertheidigern der Stadt dem Mordschwert entgangen war, verschmachtete entweder in gräßlichen Gefängnissen, oder gab seinen Geist unter der Folter auf. Auch die Weiber mußten seinen Zorn fühlen. Ihre Männer hatten ihnen großmüthig vergeben. Bitten, Schmeicheleien, Liebkosungen, und alle jene, dem weiblichen Geschlecht eigenen Künste, wodurch auch Wüthriche gemeiniglich besänftiget werden, hatten die erbitterten Herzen der Männer besiegt, und sie zum Mitleid und zur Nachsicht gestimmet. Aber des Königs Herz bewohnte kein

ſo edles Gefühl. Die Bemerkung wurde ſchon oft gemacht, und beſtätigte ſich jederzeit, daß Wolluſt und Grauſamkeit ſehr oft in einer und derſelben Perſon vereiniget ſind. Ohne ſich zu erinnern, daß er ſelbſt der Urheber der böſen Sitten in Krakau ſei, verfuhr er gegen die Weiber mit den härteſten, zum theile ganz unnatürlichen Strafen. Er ſoll ihnen, wie einige Geſchichtſchreiber verſichern, ihre Kinder, die ſie im Ehebruche geboren hatten, haben entreißen, und wegwerfen laſſen. Er ließ, ſagen die Schriftſteller weiter, junge Hunde an ihre Brüſte ſetzen, und zwang ſie, ſelbige zu ſaugen.

Nicht weniger hart verfuhr er gegen diejenigen, welche Treue und Gehorſam gegen ihn gebrochen, und ſich des eigenmächtigen Abzuges von ſeiner Armee ſchuldig gemacht hatten. Die Urheber dieſer ſchändlichen Untreue, welche die andern dazu verführet hatten, beſtrafte er mit dem Tode. An den übrigen rächte er ſich auf verſchiedene Art. Einigen zog er die Güter ein, andere warf er in düſtere Kerker. Manchen wurden Lebensſtrafen und grauſame Folter zu Theil.

Hätte ſich Boleslaus nur gegen die Verbrecher allein ſo unverſöhnlich bewieſen: ſo hätte man ſeine Härte vielleicht als eine Wirkung ſeiner ſtrengen Gerechtigkeitsliebe betrachtet, und das, was er unternahm, ohne Murren geſchehen laſſen. Allein der König gieng jetzt viel weiter. Er, der ſich ehe durch ſeine Heldenthaten im Kriege den Namen des kühnen, durch ſeine Güte den ehrenvollen Beinamen des Freigebigen verdienet hatte, änderte ſeinen Charakter, und ward nun ein grauſamer Deſpot. Hartherzigkeit wurde bei ihm bald zur Natur; an Verfolgungen und Strafen ſchien er ſeine Freude zu haben. Nicht zufrieden, ſeine Rachſucht an den Verbrechern zu ſättigen, ließ er einen jeden ohne Unterſchied die Wirkungen ſeiner Tyrannei fühlen. Seine Laune war ſein Geſetz, ſeine Hartherzigkeit die Richtſchnur ſeiner Handlungen. Seine Unterthanen ſeufzten unter ſeinen Verfügungen, unter der Laſt neuer und ſchwerer Abgaben, die er immer häufiger foderte, und unter einer Menge anderer Bedrückungen. Nebſt allen dieſen böſen Eigenſchaften, wodurch er die Geiſel des Volkes ward, überließ er ſich gänzlich der Trägheit und Wolluſt,

welche ihn zum Gegenſtande des allgemeinen Abſcheues machten. Um nichts bekümmerte er ſich mehr, was das Beſte ſeines Landes betraf; kein Gegenſtand der Regierung war ſo wichtig, daß er ihn ſeiner Aufmerkſamkeit würdigte. Macht und Wohlſtand ſeines Staates, weiſe Geſetzgebung und Handhabung der Geſetze, Ruhe und Sicherheit der Untergebenen, alles vernachläſſigte er. Recht und Gerechtigkeitspflege hörten auf; jeder konnte ungeſtraft den andern beleidigen; Betrügerei, Raubſucht, Mord, und alle Arten von Ungerechtigkeiten riſſen ein; niemand fand gegen Gewaltthätigkeiten des Mächtigern Schutz, oder Genugthuung für erlittenes Unrecht. Genuß der groben ſinnlichen Lüſte war alles, was ſich der König angelegen ſeyn ließ. Dieſen jagte er mit viehiſcher Begierde nach; um dieſe zu ſättigen, erlaubte er ſich alles. In Krakau lebte damals Chriſtina, ein Frauenzimmer vom Adel, Gemahlin eines Vornehmen, Meſcislaus mit Namen. Sie war jung, von treflichem Wuchſe, und ungemein ſchöner Geſichtsbildung. Boleslaus ſah ſie, und brannte vor Begierde nach ihrem Genuſſe. Mit Gewalt entriß er ſie ihrem Ge-

mahle, und mißbrauchte ſie zu ſeinen ſchändlichen Abſichten.

Dieſe ſchändliche Aufführung des Königs erzeugte die lebhafteſte Unzufriedenheit unter dem Volke. Jedermann ſprach mit Verachtung und bitterm Groll von ihm, von ſeinen Laſtern, ſeinen Ungerechtigkeiten, ſeiner Trägheit und Weichlichkeit; jedermann haßte und verabſcheuete ihn. Laut ſchalt man ihn überall einen Wollüſtling, einen Verführer, einen Tyrann.

Da der Lebenswandel und das Betragen des Königs gleichſam mit jedem Tage ſich verſchlimmerte, und ſein Beiſpiel immer mehrere Menſchen, beſonders aus dem Stande der Edlen und Mächtigern ins Verderben zog; da Gewaltthätigkeit, Zügelloſigkeit und Unordnung immer heftiger einriſſen, und alles, was unter dem Drucke der Verbrechen und Laſter ſeufzte, murrte, und aufs höchſte geſpannet war: wagte endlich der Biſchof zu Krakau, Stanislaus Szezepanow, den Verſuch, den König auf beſſere Wege zu bringen. Der Biſchoff war ein betagter, ernſter, tugendhafter Mann, ein warmer Verehrer der Religion, ein eifriger Vertheidiger alles deſſen,

was er als gut und billig erkannte, ein Schützer der Tugend, ein geschworner Feind des Lasters. Die Nachwelt nannte ihn einen Heiligen.

Gerührt von dem Unglücke, in welches die Trägheit und die Tyrannei des Königs das ganze Land stürzte, begab er sich zu ihm. In dem sanften Tone eines redlich warnenden Freundes stellte er ihm sein Betragen vor, ermahnte ihn, bat ihn, beschwor ihn, seine bösen Sitten ja abzulegen; Er sollte ja nicht sich, den Seinigen, und dem ganzen Lande ein großes Unglück zuziehen. Laster seien an sich gräuliche Dinge; aber weit gräulicher noch, wenn sie ein König begeht. Auch solche Laster, die man an einem andern als geringe betrachtet, scheinen überaus groß bei demjenigen, der durch Stand und Würde vor andern hervorraget. Auf einen Fürsten seien die Augen aller Menschen gerichtet, alle seine Handlungen werden weit leichter bemerket, als die Handlungen eines Privatmannes, und weit strenger beurtheilet. Auch das kleinste Vergehen falle den Menschen sogleich in die Augen, und sei um so gefährlicher, weil das böse Beispiel sehr viele jäh in das Verderben stürze. Je erhabener die Würde sei, die einer

bekleide, je gröſſer das Glück, das einer genieſſe, deſto rühmlicher müſſe er ſich vor andern auszeichnen, deſto begieriger müſſe er nach Reinigkeit der Sitten und nach einem untadelhaften Lebenswandel ſtreben. Er müſſe die Wohlthätigkeit Gottes dankbar erkennen, der ihm durch die Erhebung zu einer ſo erhabenen Würde, und zu einem ſo vielbedeutenden Amt ſo ſchöne Gelegenheit gab, wichtige Pflichten zu erfüllen, und groſſe Tugenden auszuüben. Er ſollte ja zurückkehren von dem verderblichen Wege des Laſters auf den beſſern Pfad der Tugend, welcher ſchon in dieſem Leben wahres Glück, und jenſeits ewige Belohnungen harren. Wofern er aber dieſen väterlich gut gemeinten Ermahnungen kein Gehör gebe: ſo ſollte er ja den Zorn Gottes fürchten, welcher die Sünder nach Verdienſt ſtrenge beſtrafe; ſollte befürchten, die ſtrafende Hand Gottes, welche jedes Vergehen rächet, möchte ihn von der höchſten Stufe der Macht und des Anſehens bis zum niedrigſten Zuſtande des Elendes herabſtürzen. Noch einmal bäte er ihn bei allem, was ihm werth und lieb wäre, er möchte ja lieber den Vorſchriften der Religion, als den Eingebungen eines ver-

derbenen Herzens folgen, und ja nicht falsche und augenblickliche Vergnügen mit schrecklichen und ewigen Strafen vertauschen.

Wenig hatte gefehlt, daß nicht der König, äußerst entrüstet über diese unerwartete Strafpredigt, gewaltsame Hand an ihn angelegt hatte. Dem Menschen, welche große Macht haben, maßen sich gemeiniglich eine unbeschränkte Freiheit an, alles zu thun, was ihnen beliebt, und die Wahrheit, welche sie zu ihren eigenen Besten an ihre Pflicht erinnert, ist in ihren Augen ein unverzeihlicher Frevel. Wie dann eine solche Unverschämtheit denkbar sei, sagte er, und wie er es dann wagen könne, einen Fürsten, der keinem Menschen eine Verantwortung schuldig sei, über seine Handlungen zur Rede zu stellen? Was dann ihn sein Lebenswandel angehe? Wer ihn dann berechtiget habe, seine Verwegenheit so weit zu treiben, und ihm Vorwürfe zu machen? Ob er dann nicht zittere bei dem Gedanken, daß er ihn augenblicklich zernichten könne? Mit diesen und mehr andern heftigen Ausdrücken gab er ihm sein äußerstes Mißfallen zu erkennen, und hieß ihn augenblicklich sich entfernen.

Hatte Boleslaus bisher ohne Rückſicht auf Pflicht und Ehre ganz nach ſeiner Willkühr gehandelt: ſo that er es jetzt noch mehr, ſeitdem ihn der Biſchof gewarnet hatte. Es iſt eine alte Bemerkung, daß die Leidenſchaft, je ſtärkern Widerſtand ſie findet, deſto heftiger überhand nimmt. Dieſe Wahrheit beſtätigte ſich auch an dem Könige von Polen. Seine Gewohnheit, ſich den Wollüſten ganz zu überlaſſen, und einzig und allein ſeine Laune als Richtſchnur ſeines Verfahrens mit ſeinen Untergebenen zu erkennen, war vollkommen zur Leidenſchaft geworden, welche ſich eigenſinnig durch Vorſtellungen und Ermahnungen nicht auslöſchen ließ. Dem Biſchoffe zum Trotze fuhr Boleslaus nicht nur fort, auf ſeiner alten Bahn des Laſters hinzuwandern; ſondern er vermehrte vielmehr gleichſam mit jedem Tage die Zahl ſeiner Schandthaten durch neue Verbrechen. Jetzt da er das Mißvergnügen des Biſchofes, und bei mancher Gelegenheit auch die Unzufriedenheit des Volkes bemerkt hatte, fieng er erſt recht an, ſeine Unterthanen zu bedrücken. Mit einem Muthwillen, deſſen nur ganz verdorbene Menſchen fähig ſind, gab er bei jeder Gelegenheit

seine Verachtung und seinen Groll gegen das Volk zu erkennen, that demselben absichtlich wehe, um sich an demselben zu rächen, und häufte Gewaltthätigkeiten auf Gewaltthätigkeiten.

Noch einmal begab sich jetzt der Bischof zu ihm, um ihn von seinen Ungerechtigkeiten und von seinem schändlichen Lebenswandel abzumahnen. Das erstemal hatte er dieses in Geheim unter vier Augen gethan. Jetzt nahm er nach der Vorschrift des Evangeliums zween ernste Männer mit sich, und bestrebte sich, unterstützt durch ihr Wort und Ansehen, denselben Zweck zu erreichen. Alle seine Beredsamkeit bot er auf, ihn von der Schädlichkeit seines Betragens zu überzeugen, und zur Besserung zu bewegen. Aber alle seine Mühe war fruchtlos. Boleslaus gerieth in die heftigste Wuth, stieß die gräulichsten Lästerungen gegen ihn aus, und drohte ihm den Tod.

Da der Bischof sah, daß kein Zureden vermögend sei, den König auf andere Gedanken zu bringen: sprach er endlich mit feierlichem Ernst den Kirchenbann über ihn aus, und begab sich aus seiner Burg. Sogleich

ließ er öffentlich bekannt machen, der König sei seiner Laster und Verbrechen wegen, nachdem er auf wiederholte gütliche und ernstliche Ermahnungen hartnäckig bei seinen Sünden verharret sei, in den Bann der heiligen Kirche verfallen. Zugleich untersagte er in der ganzen Stadt allen öffentlichen Gottesdienst. Er zog hierauf mit einigen Priestern aus der Stadt auf einen hohen Berg, oberhalb der Weichsel, der königlichen Burg gegenüber. Dort lag er im Stillen der Andacht ob.

Das Interdikt, womit Stanislaus Krakau belegt hatte, gab der ganzen Stadt ein düsters, schauerliches Aussehen. Keine Glocke wurde dem Herkommen gemäß geläutet, keine Messe gelesen, kein Sakrament verwaltet, keine Leiche öffentlich zu Grabe getragen. Alle Kirchen waren verschlossen, alle öffentlichen Religionsübungen waren eingestellet. Eine fürchterlich ernste Stille herrschte in der Stadt, wie in einer einsamen Todtengruft. Kein fröhlicher Laut ertönte. Traurig und mit gesenkten Häuptern und niedergeschlagenen Blicken schlichen die Einwohner umher; Kummer und Bestürzung über ihren unglücklichen Zustand waren auf ihren Gesich-

tern gemählt. Das einzige, was man vernehmen konnte, waren Seufzer und Murren und Flüche über Boleslaus, den Urheber ihres gegenwärtigen Elendes.

In dem Herzen des Königes aber erwachte anstatt der Bestürzung und Reue eine ganz andere Empfindung. Unbändiger, wilder Trotz gegen jeden, der seinen Leidenschaften widerstand, und unversöhnliche Rachsucht gegen den Bischof bemächtigte sich seiner ganzen Seele. Unter fürchterlichen Flüchen schwur er demselben von der Stund an den Untergang. Ha! schrie er, er soll sterben, — sterben! — Die Heftigkeit seines Grimmes erstickte die übrigen Worte.

Von der Stunde an sammelte er einige bewaffnete Leute, die seine Vertrautesten waren, und zog mit ihnen in voller Wuth gegen den Berg an, wo sich der Bischof aufhielt. Sein Entschluß war fest genommen, ihn seiner Rachsucht zu opfern. Stanislaus befand sich eben in der Kirche, als der König mit den Seinigen ankam. Er verrichtete dort im Stillen den Gottesdienst. Als Boleslaus dieses erfuhr: gab er seinen Leuten sogleich Befehl, in die Kapelle zu dringen, und

ihn zu ermorden. Sogleich stürmten diese unter einem fürchterlichen Getöse und gräßlichen Klirren der Waffen hinein, und drangen bis zum Altare. Da ergriff sie plötzlich ein heiliger Schauder, und sie standen wie eingewurzelt da. Das Gewissen war in ihnen erwachet; dieses hatte ihr Innerstes so mächtig erschüttert, daß sie es nicht wagten, die Greuelthat zu begehen. Muthlos steckten sie das Schwert ein, und giengen zurück.

Als Boleslaus sah, daß sie muthlos seinen Befehl nicht vollzogen hatten, gerieth er in die heftigste Raserei. Er fieng an, ihnen die bittersten Vorwürfe zu machen; aber dieses geschah nur mit wenigen Worten. Seine übermäßige Rachsucht schnaubte zu sehr nach Befriedigung, als daß er sich lange mit Vorwürfen und Verweisen hätte aufhalten sollen. Mit unaufhaltsamer Wuth drang er selbst in die Kirche ein, und tödtete den Bischof vor dem Altare im Jahre 1079.

Diese schreckliche Missethat erregte den gerechten Unwillen der ganzen Nation. Mit Verabscheuung sprach jedermann von derselben, und verfluchte den verruchten Mörder. Unter allen Ständen legte besonders die Geistlichkeit

ihr Mißvergnügen laut an den Tag. Durch die Ermordung des Biſchofes hatte Boleslaus den Zorn der ganzen Kleriſei gegen ſich gereizet, und nichts iſt fürchterlicher, als der Zorn der Prieſter. Ihre Rache trifft unfehlbar jenen, der ſie auf ſich zieht; ſie iſt wirkſamer, als die Rache je eines Laien, und findet keine Befriedigung, als durch das gänzliche Verderben des Gegners.

Die Nachricht von dem außerordentlichen Verbrechen des Königs aus Polen gelangte bald zur Kenntniß des Römiſchen Stuhles. Damals herrſchte der berüchtigte Hildebrand unter dem Namen des Pabſtes Gregors VII. gewaltig über die Chriſtenheit. Er war bekanntlich ein unruhiger, ſtürmiſcher Kopf, ſtolz, ehrgeitzig, herrſchſüchtig, wie es noch keiner aus den Römiſchen Päbſten war, raſch und verwegen in ſeinen Entſchlüſſen; hartnäckig in der Behauptung ſeiner Ausſprüche. In ſeinem Feuereifer, die Macht des Römiſchen Stuhles zu vergrößern, erinnerte er ſich wenig an die Vorſchriften des Evangeliums; ſein Reich war auch von dieſer Welt. Sich und ſeine Nachfolger zu Alleinherrſchern aufzuwerfen, und dieſe Alleinherrſchaft nicht

bloß in der Kirche zu behaupten, sondern auch in weltlichen Dingen über Fürsten und Könige gelten zu machen, dieses war der Gegenstand, nach welchem er mit allem Eifer strebte. Wäre es ihm möglich gewesen, er hätte sich alle Fürstenthümer und Königreiche der Erde zinsbar gemacht und unterworfen. Mit mehrern beträchtlichen Ländern, mit Spanien, Frankreich, Böhmen, Ungarn, Sachsen und dem deutschen Reiche hatte er es wirklich, zum Theile nicht ohne Glück, versuchet. Dreust hatte er versichert, dieses oder jenes entfernte Land habe seit uralten Zeiten zum Patrimonium des heiligen Peters gehöret, ein anders habe dieser oder jener uralte Fürst dem heiligen Peter geschenkt, dieses oder jenes Königreich sei ein altes Lehen der Römischen Kirche, ein anders sei von jeher verpflichtet, derselben Tribut zu bezahlen; der Pabst könne Könige und Kaiser erschaffen und absetzen. Ein solcher Pabst hatte nur einen schwachen, oder einen lasterhaften, von seinen Unterthanen ohnehin verhaßten Fürsten nöthig, um über ihn und dessen Land seinen Zweck vollkommen zu erreichen.

Dieſer Fall traf eben jetzt in Anſehung des Königes von Polen ein. Kaum hatte Gregor erfahren, welches gräulichen Verbrechens ſich Boleslaus ſchuldig gemacht habe: als er unverzüglich den Bannfluch, mit welchem er auch gegen minder ſchuldige Fürſten und Biſchöfe ſo freigebig war, über ihn ausſprach. Nicht zufrieden, ihn als den Verbrecher, für ſeine That dadurch zu ſtrafen, belegte er auch des Königs ſchuldloſes Land mit dem Interdikte. Um ſich eine Herrſchaft in Polen unzweideutig feſt zu gründen, ſandte er ein Schreiben an alle Biſchöfe dieſes Landes ab, worin er ihnen verbot, künftig ohne ſein Wiſſen und ohne ſeinen Auftrag einen König zu ſalben und zu krönen. Alle diejenigen, welche dem Könige Boleslaus zur Ermordung des Biſchofes hülfreiche Hand geleiſtet hatten, und alle Nachkommen derſelben bis zur vierten Generation ſchloß er vom Prieſterthume und von allen geiſtlichen Würden aus.

Derjenige, welcher zuerſt das Interdikt erfand, welches die Strafen des Bannes nicht bloß dem Schuldigen, ſondern einer ganzen Gemeinde auflegt, war unſtreitig ein groſſer Menſchenkenner. Er wußte, mit welcher ſe-

ſten Anhänglichkeit das rohe, ſinnliche Volk an dem Aeußerlichen der Religion klebet, und wie ſehr es in Raſerei geräth, wenn man ihm dieſes nimmt. Denn es iſt unfähig, das Weſentliche von der Nebenſache zu unterſcheiden, und glaubet allemal, man entziehe ihm die Religion ſelbſt, wenn man ihm äußerliche Uebungen unterſagt. Dieſe ſchlaue Erfindung war ein vortrefliches Mittel, welches die Päbſte allemal mit gutem Erfolg anwandten, wenn es ihnen darum zu thun war, zu ihrem Vortheile große Staatsrevolutionen anzurichten, oder irgend einen verhaßten, ihren Abſichten hinderlichen König zu unterdrücken. Durch Entziehung deſſen, woran die Völker, als an ihrem Heiligſten, enthuſiaſtiſch hiengen, zwangen ſie dieſelben, ihren Beherrſchern den Gehorſam aufzukündigen, und von denſelben abzufallen.

Das Interdikt blieb auch in Polen nicht ohne große Wirkung. Die lebhafte Beſtürzung über die Aufhebung des Gottesdienſtes, die man als das größte Unglück betrachtete, gieng in den bitterſten Groll gegen denjenigen über, welcher daſſelbe veranlaſſet hatte. Allgemeines Murren gegen den König legte die

Unzufriedenheit der ganzen Nation mit ihm an den Tag. Beinahe niemand zeigte mehr eine Neigung, ſeinen Befehlen zu gehorchen, und ihn als rechtmäßigen König zu verehren. Damals waren die Völker ohnehin von Hochachtung und Ehrfurcht gegen den Römiſchen Stuhl durchdrungen. Jeder Ausſpruch eines Pabſtes war ihnen eine Stimme der Gottheit. Eine Verordnung oder Anſtalt deſſelben konnte in ihren Augen nicht anders als gerecht und heilig ſeyn. Zu dieſem Begriffe, der ihnen den vom Pabſte gebannten König ſchon verabſcheuungswürdig machte, kam nun noch das ſchmerzliche Gefühl des in ihren Augen ſchrecklichen Elendes, in welches ſie der Verluſt des Gottesdienſtes und aller öffentlichen Religionsübungen durch die Schuld des Königs geſetzt hatte. Denn nach ihrer Vorſtellung war mit dem Interdikt, welches ſie von allen öffentlichen Gottesverehrungen ausſchloß, unfehlbar auch der Zorn Gottes ſelbſt verbunden. Man ſah daher nichts anders als traurige Geſichter, niedergeſchlagne Blicke, hörte nichts anders als Seufzer, Ausdrücke des Mißvergnügens, und Verwünſchungen und Flüche gegen den König. Boleslaus ward gleichſam als ein Aus-

wurf der Menschheit betrachtet, ward der Gegenstand des allgemeinen Hasses und der Verabscheuung. Diese Gesinnung der Eingebornen erstreckte sich allmählig auch auf das Ausland. Er, der ehe von allen Nachbarn als ein vortreflicher Fürst, als Held, als Mittler und Retter in gefährlichen Angelegenheiten gesucht, geehrt und bewundert ward, verlor nun zusehends Ansehen und Zutrauen, und zog sich die Verachtung auswärtiger Fürsten und Nationen zu. Selbst die Fürsten in Rußland weigerten sich schon, ihm zu gehorchen, und machten Anstalten, sich von seiner Oberherrschaft gänzlich frei zu machen. In dieser erbärmlichen Lage erhielt er sich zwar noch einige Zeit in seiner Würde. Noch über ein Jahr blieb er Polens König, und hatte die Regierung in seinen Händen. Aber von der Geistlichkeit verfolgt, von seinen Unterthanen gehaßt, von seinen Freunden verlassen, vom Auslande verachtet, ohnmächtig, sich durch eigene Kraft zu retten, und ohne Aussicht auf fremde Unterstützung, was konnte er sich für die Zukunft versprechen? Selbst die Zahl seiner getreuesten Anhänger verminderte sich gleichsam mit jedem Tage.

Dieſe Stimmung der ganzen Polniſchen Nation benützten einige Große, welche ſeit geraumer Zeit aus beſondern Gründen einen bittern Groll gegen ihn im Buſen nährten, um an ihm ihre Rachſucht zu ſtillen, und ihn gänzlich zu ſtürzen. Bekanntlich hatte Boleslaus ſchon ſeit dem oben beſchriebenen Weiberkriege den Unwillen und Haß der meiſten Vornehmen eben ſo ſehr, als der niedrigen Volksklaſſe durch ſein Betragen auf ſich gezogen. Er hatte diejenigen, welche auf die Nachricht von der Untreue ihrer Weiber ohne ſeine Erlaubniß aus dem Lager in Rußland geganzen waren, zu ſtrenge beſtrafet; viele, welche nichts, oder nur wenig verſchuldet hatten, waren von ihm democh verfolgt und ſehr deſpotiſch behandelt worden; einigen hatte er ihre Weiber mit Gewalt entriſſen, und ſich ihrer bedienet. Durch ſolche willkührliche und gewaltthätige Handlungen hatte er nicht nur alle dieſe, ſondern auch deren Verwandte, Freunde und Anhänger gegen ſich aufgebracht. Eine lange Reihe erbitterter Feinde wuchs daher in kurzer Zeit heran, welche ſich an ihm zu rächen wünſchten, und im Stillen auf eine erwünſchte Gelegenheit lauerten, ihn ins Ver-

derben ſtürzen zu können. Jetzt da ſie ſahen, daß er verachtet, gehaßt und verabſcheuet ſei; daß er keine Hülfe von ſeinen Unterthanen, keine Unterſtützung von außen zu erwarten habe: glaubten ſie, der bequeme Zeitpunkt ſei vorhanden, da ſie ihr Vorhaben ausführen könnten. Sie traten in eine förmliche Verſchwörung zuſammen, und wurden einig, ihn zu ermorden.

Boleslaus mochte wahrſcheinlich eine ſolche Gefahr ſchon zuvor geahndet haben. Seitdem ihn alles rings um ihn her von dem Haſſe ſeiner Nation, und von ſeinem verlaſſenen Zuſtande überzeugt hatte, fühlte er daher keine Ruhe mehr. Selten ließ er ſich öffentlich ſehen, und, wo er es that, da verriethen ſeine Blicke und ſein ganzes Betragen Mißtrauen und Furcht. Aengſtlich verſchloß er ſich in den entlegenſten Winkel ſeiner Burg, und oft ſprang er unruhig auf, in dem Wahne, ſeine Nachſteller werden ihn hier treffen, und ſuchte einen noch entlegenern. Nirgends glaubte er ſich ſicher; er traute weder einem Orte, noch einem Menſchen. In dieſem erbärmlichen Zuſtande der Angſt und des Kummers trat einer aus den wenigen Getreuen,

die ihm noch übrig geblieben waren, haſtig zu ihm. Rette dich, König, ſchrie er, man ſtrebet dir nach dem Leben. Eine Menge der Vornehmſten verſchweren ſich, dich aus dem Wege zu räumen. Nicht vier und zwanzig Stunden werden vergehen, und du biſt eine Leiche, wofern du nicht fliehest. Ein glücklicher Zufall hat mir die Nachricht von der Gefahr, welche dir drohet, zu Ohren gebracht. Iſt dir je dein Leben lieb: ſo rette dich durch die Flucht.

Der König, von welchem bei dem Bewußtſeyn ſeiner eigenen Schuld, und ſeiner ſchon lange unſichern Lage ohnehin alle Gegenwart und männliche Feſtigkeit des Geiſtes gewichen war, erblaßte bei dieſer Nachricht. Er zitterte, ſtotterte, wankte unruhig von einer Seite zur andern, unſchlüſſig, was er thun ſollte. Er liebte ſein Leben, und es war ihm zugleich auch verhaßt; er wollte entfliehen, und wußte nicht, wie, und wohin. Endlich da er wieder ein wenig zu ſich ſelbſt gekommen war, verſammelte er ſeine getreueſten, entfloh mit ſeinem Sohne Mieſco, und mit dieſem kleinen Gefolge bei ſtiller Nacht

aus der Burg, und kam mit ihnen unbemerkt über die Grenzen.

Sein Weg gieng nach Ungarn, wo er auch in kurzer Zeit glücklich anlangte. Der König Ladislaus, Geysa's Bruder, nahm ihn freundschaftlich und unter den größten Ehrenbezeugungen auf. Durch freundschaftliches Betragen, und durch verschiedene andere Mittel suchte er ihn zu zerstreuen, und ihm den Aufenthalt in Ungarn angenehm zu machen. Allein den König aus Polen konnte weder das freundschaftliche Betragen des Königes von Ungarn, noch die Zerstreuung durch mannigfaltige Lustbarkeiten ermuntern, noch konnte ihm seine Entfernung aus Polen die Furcht benehmen. Das böse Gewissen verfolgte ihn immer, und vermehrte die Furcht. Wo er sich immer befand, glaubte er, die Verschwornen rückten heran, und zückten den Dolch auf ihn. Weder bei Tag, noch bei der Nacht fand er eine Ruhe. Ehe man es sich versah, war er auch aus Ungarn verschwunden.

Einige Schriftsteller behaupten, er habe in Ungarn sich selbst entleibet. Andere sagen, er sei auf der Jagd vom Pferde gefallen, und

von Hunden zerrissen worden. Der gröſsere Theil der ältern Geschichtschreiber aber versichert, weil er stets die grausamen Martern des bösen Gewissens empfunden, sei er heimlich in ein Kloster geflohen, um dort durch Bußübungen sich mit dem beleidigten Gott wieder auszusöhnen, und in gottseligen Betrachtungen die verlorene Ruhe wieder zu finden. Er lebte, nach der Angabe dieser Schriftsteller, verborgen in einem einsamen Kloster in Kärnthen zwischen dem See Feldkirchen und der Stadt Villach. Dort verrichtete er, der ehe ein so angesehener König war, den niedrigen Dienst eines Küchenjungen. Lange blieb er dort unerkannt; endlich aber erfuhr man doch seinen Stand und seine vorige Würde. Man hat sogar noch eine Grabschrift, die ihm die Mönche gesetzt haben sollen. Sie ist folgende:

Hier liegt
B o l e s l a u s,
König von Polen,
Mörder des heiligen Stanislaus,
Bischofes zu Krakau.

In einen so erbärmlichen Zustand stürzte einen geehrten und bewunderten König die aus-

schweifende Lebensart herab, der er sich in Rußland überließ, und welcher er hierauf beständig anhieng, weil sie ihm zur Gewohnheit geworden war! Diese hatte den Weiberkrieg in Polen, dann sein despotisches Verfahren gegen Vornehme und Geringe, endlich den Haß seiner Nation, den päbstlichen Bannfluch, die Verschwörung der Großen veranlasset, und ihn zuletzt gezwungen, diese niedrige Lebensart zu ergreifen.

Für seinen Sohn Miesco hatten die Verbrechen des Vaters die traurige Folge, daß man ihn von der Thronfolge ausschloß. Das ganze Land, welches nur erst seit Boleslaus I. mit dem Titel eines Königreiches gepranget hatte, verlor diesen Vorzug, und die nächsten Nachfolger des flüchtigen Königs waren nur Herzoge. Eine geraume Zeit seufzte das Land noch unter dem päbstlichen Interdikte. Vielmals ließ der Pabst die Polen demüthig flehen, daß er es aufhebe; denn bei solchen Angelegenheiten gieng es öfters, wie bei Friedensunterhandlungen zu. Der päbstliche Hof erschwerte die Lossprechung vom Banne, um die Gebannten zur Erfüllung har-

ter Bedingniſſe deſto geneigter zu machen; er benützte die gute Gelegenheit, um daraus beträchtliche Vortheile zu ziehen. Erſt nachdem ſie ſich verbindlich gemacht hatten, ihm nebſt dem gewöhnlichen Peterspfenninge noch eine andere Abgabe zu entrichten, erhielten ſie ihre Befreiung vom Interdikte.

Die Polen hatten ihr Augenmerk auf Uladislaus, den Bruder des unglücklichen Boleslaus geworfen, um ihm die Regierung des Landes zu übertragen. Seine guten Eigenſchaften flößten ihnen ein großes Zutrauen zu ihm ein. Allein ſie fanden in Rückſicht auf die Ausführung dieſes Vorhabens ſehr große Schwierigkeiten. Der Pabſt, welcher gewohnt war, mit Fürſten zu verfahren, als wären ſie ſeine Knechte, mit Königreichen und Ländern, als wären ſie ſein Eigenthum, wollte ſchlechterdings nicht zugeben, daß einer aus der Familie des Gebannten demſelben in der Regierung nachfolge. Durch ſein Interdikt hatte er der Polniſchen Nation Feſſel angelegt. Daſſelbe gab ihm Gelegenheit und Vorwand, ſich auch in weltlichen Dingen eine Oberherrſchaft über dieſes Land anzu-

maßen. Erſt nach langen Unterhandlungen und Bitten bewilligte er dem Bruder des Unglücklichen, die Regierung zu übernehmen. Seiner Vorſchrift gemäß mußte ſich dieſer des königlichen Titels enthalten. Er begnügte ſich alſo mit dem Titel eines Herzoges von Polen. Doch vielleicht trug auch die Meinung, ſein Bruder werde von ſeiner Flucht noch zurückkommen, ſehr viel dazu bei, daß er auf den Titel eines Königes keine ſtandhaften Anſprüche machte.

Sigmunds

Königs in Ungarn,

erste Regierungsjahre.

Der König Ludwig von Ungarn hatte bereits ein ziemlich hohes Alter erreichet, und war nun besorgt, seinem Königreiche einen würdigen Nachfolger zu verschaffen. In dieser Angelegenheit warf er sein Augenmerk auf Sigmund, Herzogen aus Böhmen. Derselbe war aus einer kaiserlichen Familie entsprossen, war ein Sohn des Kaisers Karls IV. und Königs von Böhmen, konnte eben durch das Ansehen seiner Herkunft den Glanz des Königreiches Ungarn, wenn er dessen Krone erhielte, fortpflanzen, oder wohl gar vergrößern, und ließ überdieß vortrefliche Talente blicken. Zur Beförderung seines Vorhabens nahm ihn Ludwig zu sich, ließ ihm Unterricht in der Ungarischen Sprache ertheilen, ihm Ungarns Sitten, Gewohnheiten, Rechte und Verfas-

sung bekannt machen, und gab ihm seine älteste Tochter Maria zur Ehe.

Damals war Sigmund noch sehr jung; zu jung, um sich sogleich mit seiner Braut zu verehelichen. Vorläufig gieng nur eine Verlobniß vor sich. Maria versprach, keinen Mann zu nehmen, bis Sigmund ein reifes Alter erlangen würde, und, wenn die Heirath würde vollzogen seyn, ihn als Mitregenten des Königreiches zu erkennen. Schon ehe diese Verlobniß vor sich gieng, hatte der König die Großen versammelt, und sie an ihre Pflicht erinnert, für das Beste des Staates in Bestimmung eines Nachfolgers für die Zukunft zu sorgen. Denn Ungarn war damals ein Wahlreich, und es stand nicht in der Macht des Königes, seinem Prinzen, oder einem aus seiner Familie die Krone ohne Einwilligung der Stände als ein Erbreich zu überlassen. Sogleich legten alle aus eigenem Antriebe seiner Tochter Maria das Handgelübde ab, und versprachen, sie nach seinem Tode für ihre Königin zu erkennen.

Der König starb im Jahre 1382, und die Stände hielten Wort. Die Krönung der neuen Königin wurde, wie gewöhnlich, mit

groſſer Pracht zu Weiſſenburg vorgenommen, und die Zufriedenheit der Groſſen und des Volkes war allgemein. Jedermann ſprach mit Entzücken von ihr, und gönnte ihr herzlich dieſe Erhebung. Die Beweiſe von Zuneigung, von Hochachtung, die ſie täglich erhielt, waren ungemein groß. Man ehrte ſie nicht bloß wie eine Königin; ſondern wie einen König.

Maria bediente ſich in der Regierung des Raths und Beiſtandes ihrer Mutter Eliſabeth, Wittwe des verſtorbenen Königs. Dieſe leitete der oberſte Hofmeiſter Nicolaus Gara. Dieſer Mann bewies eine ungemein feſte Anhänglichkeit an die Königin und deren Mutter; er war mehr, als Miniſter an den Höfen gewöhnlich ſind; er war warmer Freund derſelben in der engſten Bedeutung dieſes Wortes. Nie wich er von ihrer Seite; in jedem Falle eilte er ihnen mit ſeinem Rathe entgegen; in jeder Angelegenheit fanden ſie bei ihm Unterſtützung. Auch ſie ſchenkten ihm ihr volles Zutrauen. Beſonders eifrig war ihm Eliſabeth zugethan; ſie unternahm nichts ohne ihn, und ließ ſich von ihm unbedingt leiten, und zu allen bereden; denn ſie hielt feſt auf ſeine Einſicht, Treue und Redlichkeit.

Was der Hofmeister und die königliche Wittwe wollten, das befolgte Maria mit demüthiger Ergebung und Unterwürfigkeit. Sie war von Ehrfurcht gegen ihre Mutter durchdrungen, und wagte es nicht, ihr zu widersprechen, oder entgegen zu handeln. So war dann der Hofmeister in der That König, Maria unter dem Titel einer Königin nur die Vollzieherin seines Willens.

Anfänglich war jedermann mit dieser Regierung zufrieden. Sie war gelinde, gerecht und klug. Ruhe und Ordnung wurden erhalten; die Gesetze und Rechte behaupteten sich in ihrer Würde und Kraft; die Gebräuche und Freiheiten der Nation blieben unangetastet. Aber allmählich änderte Nicolaus Gara sein Betragen, und verlor die Zuneigung des Adels und die Hochachtung des Volkes. So wie er sah, daß er den Königinnen nothwendig sei: wuchs zugleich mit seiner Macht auch seine Zuversicht auf dieselbe, und sein Stolz. Er achtete wenig der Großen des Reiches, und handelte bloß nach seinem Belieben. Ja er bestrebte sich vielmehr, ihre Macht zu vermindern.

Damals hatten die Stände und Vornehmen des Königreiches sehr groſse Vorzüge. Nebst dem, daſs es in ihrer Macht stand, sich durch freie Wahl selbst einen König zu geben, hatten sie auch in Staatssachen, und in Ansehung der Verwaltung des Reiches vieles zu sprechen. In allen besonders wichtigen Angelegenheiten muſste der König erst die Stände befragen, und ohne ihre Beistimmung durfte er wenig oder nichts unternehmen. Ohne ihre Einwilligung konnte er auf keine Unterstützung an Mannschaft und Geld, wenn er Krieg führen wollte, und auf keine auſserordentlichen Beiträge im Frieden zu besondern Unternehmungen rechnen. Die Gültigkeit neuer Gesetze, Verordnungen, Anstalten hieng groſsentheils erst von ihrer Annahme ab. Stets bedienten sie sich ihres ganzen Ansehens, die königliche Macht in Schranken zu halten, daſs sie nicht ausschweife. Sie waren für Ungarn ungefähr das, was noch vor kurzem in Engelland die Oppositionspartei gegen den König und seine Minister war.

Gara sah mit mißgünstigen Augen auf diese groſse Macht der Vornehmen hin. Es ist wahr; ihre Gewalt, mit Bescheidenheit,

Klugheit und wahrem Patriotismus angewandt, konnte sehr zum Wohl der Nation, zur Aufnahme des Königreiches gereichen. Sie war ein Damm gegen willkührliche Verfügungen, ein Damm gegen ungerechte Handlungen, gegen Gewaltthätigkeiten, und gegen drückenden Despotismus. Eben so richtig ist aber auch die Bemerkung, daß es den Ständen, zumalen wenn sie bloß aus Geistlichkeit und Adel bestehen, oft nicht so sehr um die Wohlfahrt der ganzen Nation, als vielmehr um ihre eigene Wohlfahrt und Größe zu thun ist. In Staaten, welche eine solche ständische Verfassung haben, geben gemeiniglich nur das Privatinteresse, der Stolz und der Eigensinn den Ton an. Manche nützliche Anstalt, manche wohlthätige Verordnung findet dort unüberwindliche Schwierigkeiten. Eben darum, weil jede Neuerung dem alten Herkommen entgegen ist, streben die Stände derselben mit aller Macht entgegen. Die dümmsten, rohesten Vorurtheile wurden schon oft durch den Eigensinn solcher kleiner Despoten unterstützet; die schädlichsten Einrichtungen und Gewohnheiten blieben ungeachtet der thätigsten Bemühung des Fürsten unabgestellet, weil

dieſe ſie in den Schutz nahmen. Nicht allemal ſtimmen die Groſſen, wenn es auf wichtige Entſchlüſſe ankömmt, zuſammen. Ihre beſondern Intereſſen, ihre Geſinnungen, Einſichten, Temperamente, Leidenſchaften und Abſichten ſind mannigfaltig, und oft gerade einander entgegengeſetzt. Sie trennen ſich in gefährliche Partheien. Daraus entſtanden ſchon oft bürgerliche Unruhen, und blutige Kriege, die den Ländern, deren Stände ſich um die Uebermacht zankten, zum Verderben gereichten.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtete auch Gara die Macht der Vornehmen in Ungarn. Er glaubte, wenn durch die Stände die Macht des Regenten, Uebels zu thun, eingeſchränkt werde; ſo ſeien ihm durch ſie auch zur Bewirkung des Guten die Hände gebunden. Er hatte vermuthlich nicht gänzlich unrecht. Aber wahrſcheinlich war er doch ſelbſt von eben demſelben Geiſte durchdrungen, der ihm an den Ungariſchen Magnaten mißfiel. Gara beſaß nun einmal das unbeſchränkte Zutrauen der Königinnen. In ihrem Namen, und mit ihrem Beifalle übte er wahrhaft königliche Gewalt aus. Hat einmal ein Großer, ſei

er auch selbst ein Landstand, selbst bisher einer von den Eiferern gegen eine willkührliche Gewalt gewesen, die Regierung in seinen Händen: so sieht er ungern seine Macht durch andere eingeschränkt. Sie stehen seinem Ehrgeize und seinen Absichten im Wege. Aus diesem Grunde bestrebte sich auch Gara, sie ein wenig herabzusetzen, und minder gefährlich zu machen. Inständig lag er der königlichen Wittwe, so wie der Königin selbst in den Ohren, sie solle es doch nicht dulden, daß die Magnaten sich an kein Recht, an keine Billigkeit, an keinen königlichen Befehl kehren, und ihr selbst gleichsam Gesetze vorschreiben; sie solle doch einmal kräftige Maaßregeln ergreifen, daß ihre Macht und ihr Trotz eingeschränkt werde. Sie seien verwegene, stolze, übermüthige Leute, die, wenn man ihnen freien Spielraum ließe, noch alle königliche Gewalt zernichten, und alles über sich kehren würden. Sie solle sie ja durch Verleihung großer Titel, Würden und Reichthümer nicht noch übermüthiger machen; es sei gefährlich, solche Leute zu erhöhen und zu bereichern.

Durch solche Vorstellungen hetzte er die beiden Königinnen inständig gegen den hohen

Adel auf, und brachte es dahin, daß man demſelben jetzt weniger Achtung, als bisher, erwies, und ihn immer mehr einſchränkte. Gleichſam von Tage und Tag hielt er die Herrn und Stände enger im Zaume, und ſuchte alles, was ihm beliebte, eigenmächtig durchzuſetzen.

Durch dieſen Deſpotiſmus wurde der oberſte Hofmeiſter, und mit dieſem zugleich die Regierung der Königin Maria bei dem größten Theile der Vornehmſten verhaßt. Auch dieſes war nicht die geringſte Urſache ihrer Unzufriedenheit, daß Gara allein als der wichtigſte Mann am Hofe der Königin glänzte. Es war nicht bloß ſchmerzliches Gefühl des Druckes, was ſie wider die gegenwärtige Regierung aufbrachte; es war zum Theile auch Eiferſucht, und Mißgunſt, was ihnen ſo viel Mißvergnügen über ihn einflößte. Sie beneideten ihn um den Vorzug, der erſte Miniſter am Hofe zu ſeyn; ſein Anſehen und Einfluß verurſachten ihnen innigſte Kränkung.

Bald entſtanden Partheien im Staate. Ein Theil der Großen blieb theils aus Privatintereſſe, theils aus altem Familiengroll gegen die andern dem oberſten Hofmeiſter und

der Königin ergeben. Allein die übrigen, welche ihnen abgeneigt waren, machten bei weitem die größere Zahl aus. Diese Ungleichheit in der Denkungsart, in den Absichten und Wünschen erzeugte in kurzer Zeit Mißhelligkeiten und Feindschaften unter den Magnaten, welche in offenbare Thätlichkeiten und einheimische Kriege ausarteten. Aber während dieser Unruhen wurde die Zahl derjenigen, welche die gegenwärtige Regierungsart mit Widerwillen verwarfen, immer beträchtlicher. Selbst von denjenigen, welche es ehe mit der Königin und dem obersten Hofmeister gehalten hatten, traten nun viele zur Gegenparthei über, und machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache.

Die allgemeine Gährung brach endlich in eine förmliche Empörung aus. Johann, Bischof von Agram, Stephan Woiwode von Siebenbürgen, dessen Bruder Andreas, Stephan Symonthornia, Johann Landvogt von Croatien, und Johann Bischof zu Wranna waren die ersten, welche die übrigen Stände aufforderten, das Joch abzuschütteln, und sich in Freiheit zu setzen. Zu diesem Ende eröfneten sie ordentliche Ver-

ſammlungen, wozu ſie auch die übrigen Gröſſen des Königreiches gerufen hatten, und ſtellten ernſtliche Berathſchlagungen über ihre gegenwärtigen Beſchwerden, und über die Maasregeln an, die ſie ergreifen wollten, um ſich Hülfe dagegen zu ſchaffen. In den bitterſten Ausdrücken klagten ſie über die ſchlechte Regierung der Königin, über ihre Unthätigkeit, über die Schwachheit, mit der ſie ſich ihrer Mutter, und dieſe den Eingebungen des Miniſters unbedingt überließ. In einem eben ſo heftigen Tone zogen ſie gegen den Hofmeiſter los. Sie beſchuldigten ihn einer übermäſſigen Ehrſucht, des Geitzes, und einer unerträglichen Deſpotie. Ob dann das zu ertragen ſei, fragten ſie, daß derſelbe über alle Geſetze und Rechte wegſchreite, ihrer Freiheiten ſpotte, kein Herkommen achte, die Reichsverfaſſung eigenmächtig umſtürze, und alles ſeinem Ehrgeiz aufopfere? Man würdige ja jetzt die Stände unter ſeiner Leitung keiner Aufmerkſamkeit mehr; durchgehends halte man ſie geringe und verächtlich, und es ſcheine, als wolle man ſie gänzlich aus ihrem Wirkungskreiſe hinausſetzen. Schon lange genug habe Ungarn unter ſeiner deſpoti-

schen Regierung geseufzet, schon lange genug den Druck seiner Verordnungen, und manchfaltiger Gelderpressungen erduldet. Er suche nichts anders, als sich so viel, als ihm möglich wäre, zu erheben, und zu bereichern. Nach mehrern Berathschlagungen verschworen sie sich förmlich zusammen, und beschlossen, der gegenwärtigen Regierung durch die Absetzung der Königin Maria ein Ende zu machen.

In dieser Absicht sandten sie den Bischof von Agram an Carln, von Neapel, einen Enkel des verstorbenen Königs Ludwigs von Ungarn, damit er demselben ihren Entschluß bekannt mache, und ihm in ihrem Namen die Ungarische Krone antrage. Die Königin ahndete nicht die geringste Gefahr; denn alles wurde in der größten Stille beschlossen und ausgeführt. Niemand wußte ein Wort davon, was man vorhabe. Um wegen der Reise jedem Argwohne zuvor zu kommen, streute der Bischof aus, er habe ein Gelübte gethan, nach Italien zu wallfahrten, und wolle sich nun desselben entledigen. Unter diesem Vorwande kam er glücklich in Apulien an.

In einer Anrede, worin er alle seine Beredsamkeit erschöpfte, suchte er seinen Antrag im reizendsten Lichte darzustellen, und Carln annehmlich zu machen. Seine Erhebung zum Könige von Ungarn, sagte er, sei gar keiner Schwierigkeit unterworfen. Mariens Regierung sei allgemein verhaßt; die Stände fest entschlossen, die höchste Gewalt im Staate nicht mehr in ihren Händen zu lassen. Alles wünsche sich einmüthig nur ihn allein zum Könige. Alle Grossen des Reichs seien bereit, ihn mit ihrer gesammten Macht zu unterstützen; das Volk sei eben dieser Gesinnung; er dürfe sich an den Grenzen Ungarns nur sehen lassen, um sogleich unter dem lauten Jubel der ganzen Nation zu Ofen, wie im Triumphe, eingeführet, und zum Könige ausgerufen zu werden.

Diese Vorstellungen machten wirklich einen starken Eindruck in dem Herzen Carls. Ein so schimmernder Antrag war für ihn ungemein reizend. Doch wollte er sich erst reiflich bedenken, ehe er in einer so wichtigen Sache eine förmliche Erklärung gab. Zuerst unterredete er sich über diesen Gegenstand mit seiner Gemahlin, und verlangte ihren Rath,

Kaum hatte dieſe vernommen, welche Angelegenheit die gegenwärtige Berathſchlagung betreffe, und an ihrem Gatten eine Neigung bemerket, den Antrag der Ungarn anzunehmen; als ſie in einen Strom von Thränen ausbrach, gleich als hätte ſie die Folgen vorhergeſehen, die ein ſolcher Schritt nach ſich ziehen würde. Mit den ſtärkeſten Gründen widerrieth ſie ihm die Annahme der königlichen Würde in Ungarn. Alle diejenigen Künſte, welche zuweilen die weibliche Beredſamkeit unwiderſtehlich machen, nahm ſie zu Hülfe, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Ob er dann die Ungarn nicht kenne, dieſe ſtolze, auf ihre Gewohnheiten pochende, wankelmüthige Nation? Ob er ſich dann nicht erinnere der mannigfaltigen Revolutionen, die ſeit Jahrhunderten unter dieſem unruhigen Volke ausgebrochen? Des Leichſinnes, mit welchem die Magnaten Könige aufſtellten, und wieder abſetzten? Der Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten, welche ſie an ihren Königen begiengen? Wie er ſich dann behaupten, und woher er Geld und Leute nehmen würde, wenn in Ungarn eine andere Parthei ihr Haupt emporhöbe? Und daß etwas ſolches ſehr mög-

lich und wahrſcheinlich ſei, habe ja die Geſchichte vielmals beſtätiget, und beſtätige noch jetzt der Charakter der Ungarn. Und geſetzt, er würde geſchlagen, und könnte nicht zu ſeinem Zwecke gelangen: was denn darauf folgen würde? Flucht, Schande, Verluſt an Geld und Mannſchaft; vielleicht auch Verluſt ſeines eigenen Lebens. Man müſſe eine Sache ja nie von einer, nur von der glänzenden Seite allein betrachten; man müſſe ſie auf alle mögliche Seiten umwenden, alle Verhältniſſe und Fugen genau und mit ruhigem Blute betrachten, alle Umſtände und alle mögliche Folgen reif überlegen. Er ſolle ſich ja nicht unſichern Hoffnungen überlaſſen, welche ſo oft täuſchen, nicht durch Streben nach ungewiſſen Gütern ſein gewiſſes Eigenthum in Gefahr ſetzen.

Stark und wichtig waren dieſe und mehr andere Gründe, welche ihm ſeine Gemahlin vorlegte. Dennoch ward er wenig davon gerühret. Der Ruhm, König der Ungarn zu werden, ſchimmerte ihm zu anlockend in die Augen, als daß er der Stimme der Vernunft Gehör geben konnte. Zu dem gab es, wie dieſes an Höfen gewöhnlich iſt, eigennützige

Rathgeber und Schmeichler genug, welche ihm die Sache in einer weit reizenderen Gestalt zeigten, und seinem Ehrgeitze neue Nahrung verschafften. Denn der Abgeordnete der Ungarn hatte nicht gesäumet, die Hofschranzen auf seine Seite zu ziehen, und keine Künste und Mittel gespahret, welche die schlaue Politik an den Höfen gewöhnlich anwendet, um geheime Absichten durchzusetzen. Carl ließ sich daher durch die schimmernden Vortheile, welche man ihm von der Ferne zeigte, verblenden, und erklärte dem Bischofe Johann, daß er Ungarns Krone annehmen wolle. Sogleich rüstete er eine Flotte aus, und brachte eine hinlängliche Anzahl Truppen zusammen, um seinem ersten Eintritte in Ungarn Würde und Nachdruck zu geben, und die ganze Nation durch den Anblick eines zahlreichen Heeres in Respekt zu erhalten. Der Bischof unterstützte ihn zu diesem Ende reichlich mit Geld.

So behutsam und stille man bei der Verhandlung dieser Sache zu Werke gieng: so konnte doch das Vorhaben unmöglich in die Länge verborgen bleiben. Hier und da flüsterte man sich in Ungarn in das Ohr, die

Königin Maria werde die Regierung verlieren, und nächstens werde Carl aus Neapel kommen, um von dem Königreiche Besitz zu nehmen. Nach und nach verbreitete sich dieses Gerücht immer stärker. Kaum hatte der Herzog Sigmund aus Böhmen von der Wahrheit dieser Sage zuverlässige Kundschaft eingezogen: als er unverzüglich in Hinsicht auf diesen unerwarteten Fall Maasregeln ergriff, so gut es in der Geschwindigkeit geschehen konnte. Sigmund war nun einmal mit Maria verlobt, und sie und die Ungarn hatten feierlich versprochen, ihn, wenn die Heirath vollzogen seyn würde, als ihren König zu erkennen. Nun da die Ungarn Anstalten trafen, ihn von den Rechten, die sie ihm selbst zugesichert hatten, auszuschließen: hielt er es für nöthig, sich dieselben durch eine entscheidende Handlung zu sichern. Damit die Heirath von seinen und Mariens Gegnern nicht mehr konnte gehindert werden, hielt er, da er ohnehin sich immer an ihrem Hofe aufhielt, auf der Stelle das Beilager. Dadurch sicherte er sich seine Ansprüche. Doch um dieser Anstalt willen bemerkte er keine Aenderung in der Gesinnung der Ungarn.

Ihre Erbitterung gegen seine Gemahlin, und ihre bekannte Neigung zu Gewaltthätigkeiten berechtigte ihn vielmehr, alles von ihnen zu befürchten. Um daher aller Gefahr vor Nachstellungen zu entgehen, floh er nach Böhmen, und beschloß, in dieser Entfernung dem Gange der Dinge politisch zuzusehen, und über zweckmäßige Gegenanstalten nach Beschaffenheit der Umstände nachzudenken.

Indessen hatte Carl seine Reise aus Neapel zu Schiffe bereits angetreten, und näherte sich nun wirklich den Grenzen Ungarns. Kaum hatte er diesen Boden betreten, als ihn sogleich die Großen und das Volk in den meisten benachbarten Oertern mit außerordentlichem Jubel empfiengen, und als ihren König begrüßten. Doch war noch nicht die ganze Nation zu seinem Vortheile gestimmet. Viele verhielten sich gleichgültig bei dieser Sache; viele waren im Stillen noch für die Königin eingenommen. In dieser Lage erfoderte es das Interesse derjenigen Stände, welche nun einmal eine Revolution bewirken wollten, den Gemüthern eine andere Richtung zu geben. Alle Triebfedern wurden in Bewegung gesetzt, das ganze Volk in Enthu-

ſiaſmus zu bringen. Man läßt Schreiben an alle Oerter ergehen, worin man die Nothwendigkeit, ihn zum Könige auszurufen, und den großen Nutzen, der daraus entſpringen werde, vorſtellet; man munter die Ungarn ſchriftlich und mündlich auf, ihm ihr Zutrauen zu ſchenken, ihn als König zu ehren; man ſammelt Stimmen für ihn; ſchicket Emiſſare aus, welche Carls Vorzüge bis in den Himmel erheben, und das Glück, das unter ſeiner Regierung zu hoffen ſeyn werde, mit beſonders reitzenden Farben ſchildern mußten. Dem Verbrecher verſprach man Befreiung der verdienten Strafe, wenn er Karln als ſeinem Könige huldigen würde; dem Schuldloſen große Belohnungen. Den Städten ſicherte man ihre Freiheiten, ihnen und dem platten Lande Nachlaſſung der Abgaben zu. Verſprechen, Schenkungen, Schmeicheleien, Bitten und Drohungen wurden angewandt, um dem Volke die erwünſchten Geſinnungen einzuflößen. Dieſe Kunſtgriffe thaten auch die bezielte Wirkung. Denn Geld, und Zuſicherung beträchtlicher Vortheile verfehlen auch bei Großen ſelten ihren Zweck; wie ſollten ſie dieſes bei dem rohen, niedrig denkenden Volke?

Carls Anhang wuchs mit jedem Tage; immer mehrere Städte und Oerter unterwarfen sich ihm.

Maria, und ihre Mutter Elisabeth waren gänzlich betäubet vom Erstaunen und Schrecken, als sie Carls unvermuthete Ankunft in Ungarn, und bald darauf seine glücklichen Fortschritte erfuhren. Was sollten sie nun in diesen bedenklichen Umständen thun? Sollten sie sich den ehrgeizigen Absichten ihres Nebenbuhlers mit den Waffen in der Hand widersetzen? Aber es fehlte ihnen dazu an Macht; die Magnaten und der größte Theil des Volkes hatten Carls Parthei ergriffen; es ließ sich nichts anders vermuthen, als daß die Ungarischen Heere für ihn fechten würden; und eine auswärtige Unterstützung konnten die Königinnen mit Wahrscheinlichkeit nicht erwarten. Oder sollten sie ruhig zusehen, und ihn ungehindert unternehmen lassen, was ihm beliebte? Aber alsdann stand ihr Ansehen, ihre Macht, vielleicht ihr Leben selbst in Gefahr. Sie konnten zum voraus versichert seyn, daß sie wenigst ihre königliche Würde, ihr Eigenthum, ihre Freiheit für immer verlieren würden. In dieser Verlegenheit, welche

sie

ſie lange Zeit ängſtigte, faſten ſie endlich den klugen Entſchluß, ſich, ehe ſie eine entſcheidende Maaßregel ergriffen, erſt von den Geſinnungen und Abſichten Carls recht vollkommen zu überzeugen; oder ihn allenfalls durch eine ernſtliche Anfrage zu erſchüttern, und, wo möglich, auf andere Gedanken zu bringen. Sie ſchickten einen Geſandten an ihn und verlangten eine entſcheidende Erklärung: Was dieſer unerwartete, bewaffnete Eintritt in ein fremdes Reich bedeute? Ob er als Freund, oder als Feind gekommen ſei, und welche Abſichten er habe?

Carl ließ ihnen ſagen: er ſei gekommen, zu wachen, daß eine gefährliche Gährung, welche bereits in dem Königreiche herrſche, nicht in offenbare Unruhen ausbreche, und demſelben zum Umſturze gereiche. Wie groß die Zwietracht der Großen, wie heftig ihre Gemüther gegen einander geſpannet ſeien, ſähen ſie ohnehin; welche Folgen eine ſolche Mißhelligkeit haben könne, ſei klar; er ſei alſo gekommen, die Zwietracht zu zerſtreuen, allen gegenſeitigen Feindſeligkeiten ein Ende zu machen, und Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen. Als Verwandter halte er ſich

für verpflichtet, nicht zuzugeben, daß Maria, welche bereits so viele Uebel umringen, Gefahr leide.

Die Wahrheit dieser schönen Worte, hinter welche schon damals Eroberer und herrschsüchtige Unterdrücker der Schwächern ihre Ungerechtigkeiten zu verbergen suchten, widerlegte bald der Erfolg. Von der Stunde an drang Carl immer weiter, unterwarf sich immer mehrere Städte, und kam endlich nach Ofen. Sogleich drangen seine Leute zur Burg hin, umringten dieselbe, und drohten, dieselbe mit Gewalt zu bestürmen, woferu man sie ihnen nicht gutwillig ergebe. Die Königin und ihre Mutter sahen in diesen bedrängten Umständen kein Rettungsmittel vor sich, und öffneten ihren treulosen Verwandten die Thore. Carl nannte sich schon jetzt einen Gubernator von Ungarn.

Zugleich suchte man das Volk, welches ohnehin der alten Verfassung gemeiniglich abgeneigt ist, und sich eine neue Regierung wünschet, weil es sich von derselben neue Vortheile, und ein besseres Leben verspricht, in Hitze zu bringen, und hetzte es auf, daß es unter fürchterlichen Lärmen aufrief: Maria

sei nicht würdig, ferners Königin zu seyn, man solle sie absetzen, und an ihre Stelle Carln zum König erwählen. Dieser erschlichenen Aeußerung zu Folge versammelten sich die Magnaten sogleich zu Ofen, und riefen einmüthig Carln zum Könige aus. Nachdem die Wahl geendiget war: schickten sie einen Boten zur Königin mit dem Auftrage, vom Reiche abzutreten.

Gott! schrie sie, als sie diese Donnerworte vernahm, und sank in Ohnmacht. Eine geraume Zeit blieb sie in diesem Zustande; endlich erholte sie sich wieder. Gott, fuhr sie fort, indem sie sich an ihre Mutter wandte, wie tief sind wir gesunken! Noch vor Kurzem reich, mächtig, angesehen; und nun arm, herabgewürdiget, verachtet! Ist es möglich, daß schuldlose Menschen in so namenloses Elend verfallen können? — Doch soll dann kein Mittel mehr übrig seyn, uns zu retten? Sollen wir ohne alle Widerrede die Opfer eines ehrgeitzigen Tyrannen werden? Ihm durch freiwillige Abtretung des Königreiches selbst ein Recht dazu geben? Nachdem die beiden Königinnen diese Sache lange miteinander überlegt hatten: fand sich endlich die Köni-

hin durch die Gründe ihrer Mutter überzeugt, daß es das Beste sei, freiwillig zu weichen. Denn unstreitig wäre es ein verwegenes Unternehmen gewesen, bei gänzlicher Wehrlosigkeit, und beim Mangel an Aussichten zur Unterstützung sich widersetzen zu wollen; die grausamste Mißhandlung hätte in diesem Falle ihr Loos werden können.

So bald Maria die Erklärung gegeben hätte, daß sie ihrem Vetter Carl von Neapel die Regierung abtrete: schritten die Städte sogleich zur Krönung. Die Pracht, welche dabei beobachtet wurde, war außerordentlich; alle Zurüstungen verkündigten den größten Jubel. Aber nur wenige aus dem Volke äußerten ihren Beifall, und jauchzten dem neuen Könige zu. Der Anblick der Königin Maria, welche nebst ihrer Mutter zugegen war, und ihre gramliche Miene, welche die innigste Kränkung verrieth, hatte dasselbe gerühret. Denn dieses ist der gewöhnliche Fall. Selbst Tyrannen, die man aufs Aeußerste verabscheute, erregen Mitleid, wenn man sie am Rande des gänzlichen Verderbens erblicket, und selbst diejenigen, welche das Unglück der-

selben beförderten, wünschen in diesem Falle ihre That ungeschehen machen zu können.

Von der Stunde an breitete sich die Sage unter dem Volke immer stärker aus, Carl sei ein Kronenräuber; Maria sei mit Unrecht von der Regierung verstoßen worden; es sei unverzeihlich, eine schuldlose Prinzessin in einen so verächtlichen, bedauernswürdigen Zustand herabzustürzen. Der Kaltsinn des Volkes gegen den neuen König, den es schon bei der Krönung gezeigt hatte, verwandelte sich bald in eine vollkommene Unzufriedenheit und Abneigung. Ueberall hörte man Ausdrücke der Verachtung, und Lästerungen gegen ihn; viele wünschten ihm schon eben dasselbe Schicksal, welches Maria gehabt hatte. Selbst einige Große, welche vieles zu ihrem Sturze beigetragen hatten, bereuten es nun, daß sie ihre und Gara's Parthei verlassen hatten, und wurden diesen gewogen. Die Königinnen aber lebten einsam und traurig in ihrer Burg, und fühlten tief das Unglück ihres verlornen Ansehens. Nur zuweilen erhielten sie Besuche von jenen Wenigen, die ihre Treue und Gewogenheit gegen sie nie abgelegt hatten, und fanden Trost und Erleichterung ihres

Schicksales in dem Umgange mit denselben. Am öftersten erschien Nicolaus Gara, und bewies durch den Antheil, den er an ihrem Zustande nahm, seine feste Anhänglichkeit an sie.

Auf den neuen König machte die Sinnesänderung des Volkes eben nicht den wünschenswerthesten Eindruck; doch setzte ihn dieselbe auch eben nicht zu sehr in Schrecken. Denn obwohl er zusehends Zutrauen und Neigung des wankelmüthigen Volkes verlor: so war er doch überzeugt, daß ihm der größte Theil des Adels eifrig zugethan sei. Seine Lage machte ihm daher wenig Unruhe; denn er fühlte sich sicher. Blieb nur der hohe Adel ihm gewogen: so konnte immer der Pöbel mißvergnügt seyn; konnte über ihn nach Belieben losziehen, ihn einen ungerechten Räuber schelten; es war nur ein unwirksamer Lärmen des Pöbels; dieser besaß keine Macht; Carl hatte nichts zu befürchten. Zudem bemerkte er mit Vergnügen, daß Maria und ihre Mutter gleichsam mit jedem Tage ruhiger wurden und sich geduldig in ihr Schicksal ergaben. Auch von dieser Seite fiel daher alle Bedenklichkeit weg.

Während daß Carl Sorgenlos seine Tage zubrachte: erschien unvermuthet ein Bote bei ihm. Denselben hatte Maria gesandt. Sie habe, sagte er, ein Schreiben von Sigmund aus Böhmen erhalten, dem als ihrem Gemahle Ungarns Krone zugedacht war. Der Brief sei äußerst wichtig; er betrefe die gegenwärtige und künftige Lage der Dinge in Ungarn; eine Sache, woran dem Könige alles gelegen seyn müsse; der Inhalt desselben erfodere eine ernstliche, reife Berathschlagung; wofern diese nicht sogleich vorgenommen, und ein fester, zweckmäßiger Entschluß gefaßt würde, könnte ein großes Unglück erfolgen; sie bäte daher den König, sich, wofern ihm seine eigene Wohlfahrt am Herzen liege, zu ihr zu begeben, und gemeinschaftlich mit ihr zu berathschlagen.

Carl säumte nicht, ihr Verlangen zu erfüllen. Die Ungeduld, ein sonderbares Geheimniß zu erfahren, beflügelte seine Schritte. Tausend Gedanken machte er sich, tausend Fragen warf er sich auf, von welchen gefährlichen Planen doch Sigmunds Schreiben Nachricht enthalten möge? Unter tausend sich durchkreuzenden Meinungen, die er bald wahr-

ſcheinlich fand, bald verwarf, kam er in das Zimmer zur Königin. Dort hatte man abſichtlich alle Zeugen entfernt; nur Maria und Eliſabeth befanden ſich in dem Zimmer. Der König hatte nur zween ſeiner Vertrauten bei ſich, die indeſſen in einem Vorzimmer warteten. Nachdem ſich der König geſetzt hatte, zog Maria einen Brief hervor. Er iſt von meinem Gemahle, ſagte ſie, und enthält außerordentliche Dinge. Carl heftete ſeinen Blick unbeweglich auf den Brief, und voll ungeduldiger Erwartung harrte er auf den Aufſchluß des ihm unbegreiflichen Geheimniſſes. Aber kaum hatte Maria den Brief entfaltet: da trat Blaſius Forgatſch, einer aus den Ungariſchen Edlen, der in dem Zimmer verborgen geweſen war, mit entblößtem Schwerte hinter den König hervor, und ſpaltete ihm augenblicklich das Haupt. Eliſabeth ſchrie laut auf, als der tödliche Streich auf das Haupt des Königs gefallen war, und ſank ohnmächtig zur Erde.

Auf den Lärmen eilten Carls Leute herbei, und wurden bei dem unvermutheten Anblick ihres halb entſeelten Königs vor Schrecken wie verſteinert. Aber zu gleicher Zeit

drangen eine Menge bewaffneter Leute herein, und beſetzten zugleich die ganze Burg, um alle Rache und Gewaltthätigkeit der Gegenparthei zu hindern.

Jetzt erſt entdeckte es ſich, daß die Ermordung des Königs nicht bloß die Sache eines einzelnen, ſondern die Wirkung eines umſtändlich entworfenen Planes war. Schon ſeit geraumer Zeit hatten die beiden Königinnen ernſtliche Berathſchlagungen mit ihrem Lieblinge, Nicolaus Gara über die Mittel vorgenommen, den eingedrungenen König aus dem Wege zu räumen. Nachdem ſie manchen Entwurf gemacht, manchen verworfen hatten, waren ſie endlich übereingekommen, den König unter dem Vorwande, ſie hätten ihm wichtige Nachrichten aus einem Schreiben von Sigmund zu hinterbringen, zu ſich ins Zimmer zu locken, und dort unverſehens ermorden zu laſſen. Zu dieſem Ende wandte ſich Gara an den Edelmann, Blaſius Forgatſch, ſtellte ihm vor, welchen Dank er ſich von ganz Ungarn verdienen werde, wenn er den unrechtmäßig eingeſchobenen König ermorde, welches Verdienſt er ſich erwerben könne, welche große Belohnungen er

in Zukunft von der Königin Maria, welche Hochachtung von allen Patrioten Ungarns zu erwarten habe, und setzte ihm mit Bitten, Schmeicheleien, Gründen und Versprechungen so lange zu, bis er sich zur Ausführung dieser gräulichen Handlung entschloß. Um sich und den Königinnen sowohl während, als nach der Ausführung dieser abscheulichen That Sicherheit zu verschaffen, streute er überall aus, er gedenke an demselben Tage mit einem ansehnlichen Gefolge abzugehen, um der Hochzeit seiner Tochter beizuwohnen. Er sammelte daher eine beträchtliche Anzahl wohl bewaffneter Truppen. Allein anstatt sich derselben zu diesem Zwecke zu bedienen, hieß er sie in aller Stille in die Burg ziehen, und vertheilte sie dort auf solche Art, daß sie auf den ersten gefährlichen Lärmen sogleich an den nöthigsten Orten zugegen seyn konnten. So wurde der Wuth derjenigen von Carls Leuten, welche auf das plötzliche Geschrei herzueilten, sogleich Einhalt gethan. Gara's Mannschaft bemächtigte sich ihrer, und entwaffnete sie.

Carl wurde röchelnd in das Schloß Wissegrad gebracht, wo er nach wenigen Tagen im Jahre 1385 seinen Geist aufgab.

Während giengen nun die Truppen von der Parthei der Königin Maria auf alle Italiäner los, welche Carl nach Ungarn gebracht hatte; und wer aus ihnen durch die Flucht nicht entkam, fiel unter dem unerbittlichen Schwerte. Auf solche Art hatte die Königin das ganze Reich von fremder Herrschaft gereiniget.

Aber Johann, Bischof von Agram, und die übrigen, welche die Königin Maria vom Throne gestürzet, und Carln an ihre Stelle erhoben hatten, knirschten vor Wuth. Die schändliche Ermordung ihres Lieblings, der als König ihr eigenes Geschöpf war, erfüllte sie mit unversöhnlichem Hasse gegen die Urheber derselben. Die wieder erneuerte Regierung der Königin Maria und des obersten Hofmeisters Gara war ihnen unerträglich. Beinahe hatten sie Lust, sich mit gewaffneter Hand zu rächen, und die Königin zum zweitenmale vom Throne zu stoßen. Doch die große Zuneigung des Volkes zu derselben hielt sie zurück. Denn alles war mit Enthusiasmus für die Königin eingenommen, und der Beifall und Jubel über ihre Wie-

dererlangung der Regierung war beinahe ohne Grenzen.

In kurzer Zeit setzte sich der Lärm, den die Erbitterung der Magnaten erhoben hatte; alles schien beruhiget und vergessen. Da Maria und Elisabeth glaubten, sie hätten nichts mehr zu befürchten: nahmen sie eine Reise nach Niederungarn vor, um dieses Land zu besehen. Sie hatten keine Leibwache bei sich. Nur der Hofmeister Gara, und der Edelmann, Blasius Forgatsch begleiteten sie. Ueberall, wohin sie kamen, empfieng man sie mit den unverdächtigsten Zeichen der Freude und Hochachtung. Auf dem ganzen Wege von den Segenswünschen des Volkes begleitet, kamen sie glücklich an Croatiens Grenzen. Plötzlich drang aus einem dichten Walde eine beträchtliche Anzahl Kriegsleute hervor, und umringten die Reisenden. Die Königinnen fielen vor Schrecken in Ohnmacht; ihre Begleiter zogen das Schwert, und suchten sich und die Königinnen zu befreien. Es kam zu einem überaus hitzigen Gefechte, welches eine geraume Zeit anhielt. Gara und Forgatsch wehrten sich ungemein tapfer. Endlich mußten sie aber doch der Uebermacht

weichen. Die Croaten riſſen die Königinnen unbarmherzig vom Wagen herab, und ſchleppten ſie bei den Haaren zu ihrem Landvogte.

Dieſer wilde, rachſüchtige Deſpot hatte dieſe Gefangennehmung heimlich veranſtaltet. Johann Horvat war ein eifriger Anhänger des ermordeten Königs Carls, und einer der erſten geweſen, welche gegen die Königin Maria Parthei nahmen. Entrüſtet über ihre Regierung, hatte er nicht geruhet, bis ſie geſtürzt, und Carl an ihre Stelle erhoben ward. Aber die unerwartete Ermordung deſſelben hatte nun ſeinen ganzen Plan, ſeine ganze Freude auf einmal zernichtet. Von dem Augenblick an, da er dieſe gräuliche That erfuhr, ſchwur er daher den Königinnen, als den Urhebern dieſes abſcheulichen Mordes, unverſöhnliche Rache. Ganz erwünſcht kam ihm die Nachricht, daß dieſelben den Entſchluß gefaßt haben, eine Reiſe nach Niederungarn zu unternehmen. Er hatte die Zeit, wann ſie abreiſen, die Oerter, durch welche ſie gehen, und gleichſam die Stunde, zu welcher ſie an dieſem oder jenem Orte eintreffen werden, pünktlich erfahren. Sogleich beſtellte er eine hinlängliche Anzahl bewaffne-

ter Croaten, sandte sie auf die Straße hinaus, und befahl ihnen, sich in einem dichten Walde verborgen zu halten, und die Königinnen, wenn sie vorüber ziehen würden, sammt ihrem ganzen Gefolge unversehens zu überfallen, und gefangen zu nehmen. Diese vollzogen auch den Auftrag mit vollkommener Genauigkeit.

Maria und Elisabeth wurden, wie gesagt vor den Landvogt gebracht, und sogleich von demselben wegen des Königsmordes zur Rede gestellet. Fürchterlich waren die Blicke, die er auf sie warf; noch fürchterlicher die Drohungen, die er gegen sie ausstieß. Der gewisse Tod schwebte ihnen schon vor Augen; der Schrecken und die Bestürzung benahm ihnen anfänglich die Sprache; ihr Jammer und Elend hatte den höchsten Grad erreichet. Endlich faßte Elisabeth Muth, und vertheidigte sich. Unter einem Strome der bittersten Thränen stellte sie ihm vor, „daß einzig und allein das Uebermaaß ihres Schmerzens sie zu diesem Schritte verleitet habe. Maria habe doch ein unwidersprechliches Recht auf die königliche Würde gehabt; Ungarns Stände selbst hätten ihr dasselbe er-

theilet, oder wenigſt beſtättiget, indem ſie dem Könige Ludwig, ſie künftig als Königin zu erkennen, feierlich angelobt, und ihr bereits gehuldiget hätten. Carl ſei Mariens Vetter geweſen; er habe ſie höchſt ungerechter Weiſe vom Reiche verſtoßen, und die Pflichten der Blutsfreundſchaft treulos verletzet. Ob dann ein ſolches Betragen eine unſchuldig verfolgte, unbillig herabgewürdigte Prinzeſſin nicht aufs Aeußerſte bringen müſſe? Ihr Schmerz habe keine Grenzen gehabt. Von der heftigſten Leidenſchaft hingeriſſen, und ihrer ſelbſt gar nicht mehr mächtig, habe ſie endlich Maaßregeln ergriffen, ihn aus dem Wege zu räumen.“ In den rührendſten Ausdrücken flehte ſie ihn um Schonung und Gnade an. „Er ſollte ſie, bat ſie, nicht um einer Handlung willen, die ſie im Taumel der Leidenſchaft unternommen, dem Tode überliefern. Um des Königs Ludwigs willen, der ihn ſo ſehr geſchätzt, hervorgezogen, erhöhet, dem er ſein ganzes Glück, und allen ſeinen Wohlſtand zu danken habe, ſolle er ſich ihrer erbarmen.“ Durch ähnliche Beweggründe ſuchte ihn Maria zu erweichen. Sie bat, ſie beſchwur ihn, ihrer und ihrer

Mutter zu schonen; sie fiel auf ihre Knie nieder, umfaßte die Seinigen, und hörte nicht auf, unter Vergießung häufiger Thränen zu bitten. Doch Horvat kannte keine Versöhnlichkeit und kein Erbarmen. Er ließ sie in das Schloß Cruppa in ein Gefängniß führen, und dort strenge bewachen. Elisabeth traf noch ein traurigers Loos. Bei dunkler Nacht ward sie fortgeführt, ohne zu wissen, wohin. Der Marsch gieng über eine lange Strecke Felder und Wiesen dahin. Kein Stern beleuchtete das Dunkel der Nacht; kein Laut wachender Menschen oder Thiere war zu hören; nur das traurige Lied der Nachteule ertönte zuweilen, und der Wind pfiff fürchterlich durch die Gebüsche und Hecken. Bei jedem Schritte fühlte die Königin neuen Schauder und neues Entsetzes. So kamen ihre Begleiter mit ihr bis an das Ufer des Flußes Bozoth. Da ergriffen sie selbige, und stürzten sie in den Fluß, wo sie elendig ertrank.

Sigmund hatte sich indessen in Böhmen aufgehalten, um, weil er sich zu schwach gefühlt hatte, sich seinem Nebenbuhler, Carl von Neapel mit den Waffen in der Hand zu wider-

widerſetzen, indeſſen wenigſt von der Ferne den Gang der Dinge zu beobachten, und alsdann nach Erfoderniß der Umſtände, oder nach dem Grade ſeiner Kräfte ſeine Maaßregeln zu nehmen. Schon die Nachricht von der Ermordung Carls, und von dem Beifalle, welchen das Volk ſeiner Gemahlin ſchenkte, machte ihm neuen Muth, und brachte ihn zu dem Entſchluſſe, ſich nächſtens perſönlich in Ungarn zu zeigen. Nur die widrige Geſinnung eines großen Theiles der Magnaten, und die Furcht vor Gefahr hielt ihn noch zurück. Als er aber jetzt erfuhr, daß ſeine Schwiegermutter auf Befehl des Landvogts Horvat ertränket worden, und ſeine Gemahlin im Gefängniſſe ſei: brachte er ſogleich ein beträchtliches Heer zuſammen, und brach mit demſelben nach Ungarn auf.

So wie er Ungarns Grenzens betrat, lief ihm alles frohlockend entgegen, und jauchzte ihm Beifall zu. Ueberall gab ihm ſowohl der Adel, als das Volk ſein Wohlwollen und ſeinen Wunſch zu erkennen, ihn künftig als König zu ehren; denn auſſer den wenigen Wirbelköpfen, welche ſich der Empörung ſchuldig gemacht hatten, und noch immer eine

andere Regierung wünschten, war alles der Königin Maria ergeben.

Aber die Größe des Schreckens, welche den Landvogt Horvat auf die Nachricht von der Ankunft Sigmunds in Ungarn befiel, ist schwer zu schildern. Ohne allen Zweifel, dachte er, sei dieser gekommen, nicht nur die Königin, seine Gemahlin von der Gefangenschaft zu befreien, sondern auch ihn für die tirannische Mißhandlung derselben und ihrer Mutter strenge zu bestrafen. Aller Muth entsank ihm nun auf einmal, und alle Wildheit und Feindschaft löfete sich in eine gelindere Gesinnung auf. Schon änderte er das harte Gefängniß der Königin in eine leidentlichere Wohnung, und erleichterte ihr dadurch die Bürde ihres Arrestes. Endlich verfügte er sich selbst zu ihr, suchte durch gute Worte, sie zu gewinnen, und bat sie gleichsam, ihm Freisprechung von aller Verfolgung zu bewirken. Er versprach, sie ehestens aus dem Gefängnisse zu befreien, und nach Ungarn zu schicken, falls sie ihm für die Sicherheit seines Lebens, und für die Sicherheit seines Eigenthums und Vermögens Bürge sein würde. Maria versprach dieses; ja sie verband sich

dazu sogar durch einen Eid. Unter dieser Bedingniß befreite sie also der Landvogt, und ließ sie nach Ofen begleiten.

Sigmund erwartete sie zu Ofen. Er hatte schon zum voraus von dem Entschlusse des Landvogts, sie nächstens loszulassen, Nachricht erhalten; deswegen eilte er nicht nach Kroatien, um sie demselben mit Gewalt zu entreissen. Maria erschien in kurzer Zeit. Der Jubel und das Frohlocken, womit das Volk sie empfing, waren außerordentlich. Nach wenigen Tagen beriefen die Stände eine Versammlung zu Stuhlweissenburg. Sigmund und seine Gemahlin wurden gebeten sich gleichfalls dort einzufinden. Sie thaten es, und Sigmund wurde bald hierauf mit großer Feierlichkeit und Pracht gekrönet. Dieses geschah im Jahre 1386 im zwanzigsten Jahre seines Alters.

Beide sahen nun ihre Wünsche erfüllet. Die Faktion der Großen war vereitelt; ein großer Theil derselben war mit dem Volke der Königin Maria und ihrem Gemahle ergeben; dieser letztere bereits als König erkannt und gekrönet. Nichts hatten sie mehr zu befürchten, nichts blieb ihnen zu wünschen

übrig. Nur ein einziger, wichtiger Punkt lag der Königin noch am Herzen: die Bestrafung des Landvogtes Johann Horvat, gegen welchen sie einen tödtlichen Haß fühlte. Sie hatte ihm zwar unter einem Eide versprochen, für die Sicherheit seines Lebens, seines Eigenthumes und Vermögens Bürge zu sein. Allein sie glaubte dieses Eides wegen an nichts gebunden zu seyn. Ihre Leidenschaft verblendete sie so sehr, daß sie zu einer künstlichen Wendung ihre Zuflucht nahm, um nur ihre Rachsucht stillen zu können; denn die grausame Mißhandlung ihrer Mutter, so wie ihre eigene gieng ihr tief durch die Seele. Sie habe dem Landvogte, sagte sie, das eidliche Versprechen nur für sich selbst, nicht auch zugleich für ihren Gemahl gethan. Sie habe ihm dadurch nicht Strafloſigkeit von Seite Sigmunds, sondern nur so viel versprochen, daß sie in eigener Person an seinem Leben und Eigenthum sich nicht vergreifen werde. Diesem Grundsatze zu Folge gab sie sich alle erdenkliche Mühe, ihren Gemahl wider den Landvogt von Kroatien so heftig, als möglich, aufzubringen. Ihn zu bereden, daß er denselben mit Nachdrucke bestrafe, ihn zur em-

pfindlichsten Rache zu entflammen, war zu dieser Zeit die wichtigste Angelegenheit ihres Herzens. Nach vielen dringenden Vorstellungen befriedigte Sigmund ihren Wunsch, und schickte ein Heer nach Kroatien ab, mit dem Auftrage, den Landvogt gefangen zu nehmen.

Johann Horvat hatte im Vertrauen auf das Versprechen, das ihm Maria gegeben hatte, diesen Besuch nicht erwartet. Erstaunen und Furcht bemächtigten sich seiner, als er von dem Anmarsch der königlichen Truppen Nachricht erhielt. Das Bewußtsein seiner abscheulichen Grausamkeit, die er an der Königin Elisabeth ausgeübt hatte, ließ ihn ein unglückliches Schicksal befürchten. Um demselben, wo möglich zuvor zukommen, sammelte er seine Leute, warf sich mit denselben in den festen Ort Possega, und setzte sich dort zur Gegenwehre. Eine geraume Zeit belagerten Sigmunds Leute Possega mit vieler Hitze. Sie setzten der Stadt durch Steinwürfe, Mauerbrecher und andere Maschinen so heftig zu, daß es bereits das Ansehen hatte, sie würde sich nicht lange mehr halten können. Als Johann wahrnahm,

daß er bei der Tapferkeit und dem Glücke der Belagerer hier keine Sicherheit mehr zu hoffen habe: schlich er sich heimlich aus Pessega, und floh in die Feste Dobor. Auch hier ward er heftig belagert; hielt sich aber nur eine kurze Zeit. Er ergriff heimlich die Flucht, ward aber auf derselben erwischet und gefangen genommen. Man lieferte ihn gefesselt nach Fünfkirchen.

Dort befand sich eben der König Sigmund, welcher sogleich das Urtheil über den grausamen Hochverräther ergehen ließ. Johann Horvat ward, die Hände auf den Rücken gebunden, in allen Gassen herumgeführt, mit glühenden Zangen gezwicket, und auf der Schädelstätte in vier Stücke zerhauen, welche auf die Straßen geheuket wurden. So erhilt er den verdienten Lohn für seine Verschwörung gegen die rechtmäßige Königin, und für seine abscheuliche Grausamkeit gegen die Mutter derselben.

Aber Johann Horvat war nicht der einzige, welchen Sigmund seinen Zorn fühlen ließ. Die meisten von denjenigen, welche sich gegen ihre rechtmäßige Köni-

gin Maria empöret, Carln aus Italien berufen, und sie treulos ihrer königlichen Würde beraubt hatten, zog er jetzt zur verdienten Strafe. Johann, Bischof von Agram, einer der Haupturheber der Verschwörung, wurde seiner Güter verlustig erkläret, und seines Bisthumes entsetzet. Die übrigen wurden enthauptet. Diese stolzen, eigensinnigen Menschen hatten sich, als Sigmund nach Carls Tode nach Ungarn zur Krönung gekommen war, geweigert, sich ihm zu unterwerfen, oder um Gnade zu bitten. Seit dieser Zeit schweiften sie flüchtig im Lande herum, um nicht mit Gewalt zum Gehorsame gezwungen zu werden. Aber eben diese Lebensart schien dem Könige eine dem Staate gefährliche Sache. Eine Rotte frei herumirrender, mißvergnügter und verwegner, zu allen fähiger Menschen konnte leicht ihren Anhang verstärken, und aufs Neue eine Revolution bewirken. Diese Rotte zu unterdrücken, schien ihm vor allen notwendig zu sein. In dieser Rücksicht ertheilte er seinem Obersten Vaidaffi den Auftrag, mit einer hinlänglich starken Bedeckung abzugehen, ihren Aufenthalt auszukundschaften, sie alsdann zu über-

fallen, gefangen zu nehmen, und nach Ofen zu liefern.

Dem Befehle des Königs zu Folge gieng Waidaffi sogleich mit einer ziemlich zahlreichen Mannschaft ab, und vernahm unterwegs, daß die Rebellen nicht weit von dem Saustrome auf freiem Felde schlafen. Sogleich richtete er seinen Marsch diesem Strome zu, schickte ringsherum Kundschafter aus, und erfuhr endlich durch sie genau den Ort, wo sie sich aufhielten. Er eilte daher diesem Orte zu, umringte die Rotte mitten in der Nacht, und griff sie an, da sie in tiefen Schlaf versenket waren. Plötzlich schreckte sie das Getöse auf; sie ergriffen die Waffen, und wehrten sich tapfer. Da der Oberste sah, daß sie entschlossen seien, sich aufs Aeußerste zu vertheidigen, und daß er sie nicht anders als mit einem beträchtlichen Verlust der Seinigen würde bezwingen können: so suchte er sie durch List zu gewinnen, und hielt folgende Rede an sie.

Fürchtet Euch nicht, wackere Edelleute, indem Ihr mich und meine bewafnete Mannschaft erblicket. Ich bin nicht gekommen, um Feindseligkeiten gegen Euch auszuüben,

oder Euch dem Könige zur Bestrafung zu überliefern. Nein! Ich bin hier als Euer Freund, um Euch zurückzuführen in Euere Heimath, damit Ihr alles dasjenige Gute, was Euer Eigenthum Euch verschaffen kann, genießen könnet in ungestörter Ruhe, und ununterbrochenem Wohlseyn. Wisset! der König ist mit Euch ausgesöhnet, durch mein Bemühen vollkommen ausgesöhnet. Was hindert Euch dann, diesen glücklichen Umstand zu benützen, und von der Gnade, die er Euch anbietet, Gebrauch zu machen? Ihr habt nichts anders zu thun, als ihm mündlich Gehorsam und Treue zu schwören, und Euere Ruh und Euer Glück ist dadurch für immer gesichert. Da alle übrigen Stände und Edelleute und alles Volk dem Könige gern und unter lautem Jubel gehuldigt haben, warum wollt Ihr Euch weigern, eben dasselbe zu thun? Was glaubt dann Ihr, die Ihr an Zahl so unendlich geringer seid, gegen die große Menge zu vermögen? Oder welches Loos dürftet Ihr, wenn Ihr in dieser Gesinnung, und in diesem Zustande verharret, erwarten?

Diese Rede machte einen verschiedenen Eindruck auf die Gemüther der Rebellen.

Viele hielten sie für das was sie wirklich war, für einen listigen Kunstgriff, sie zu fangen. Andere hingegen dachten besser davon. Da sie aber alle wohl einsahen, daß sie an Zahl viel zu schwach wären, dem Obersten wenn sie derselbe mit Gewalt bezwingen wollte, zu widerstehen: so folgten sie seiner Ermahnung, und ergaben sich ihm. Vaidaffi führte sie in die Stadt Karom. Allein kaum waren sie dort ankommen, als sie mit Entsetzen gewahr wurden, daß sie der Oberste durch seine Rede wirklich getäuschet habe. Man schlug ihnen Fessel an, setzte sie auf Wagen, und brachte sie mit einer großen Bedeckung nach Ofen.

In dem Augenblicke, da sie sich hintergangen sahen, bereuten sie es, daß sie sich dem Obersten ergeben hatten. Das gegenwärtige Verfahren mit ihnen schien ihnen ein Vorspiel des künftigen zu sein, und der Gedanke daran flößte ihnen neue Erbitterung und neuen Trotz gegen Sigmund ein. In dieser Stimmung kamen sie miteinander überein, ihn, wenn sie vor ihn würden gebracht werden, nicht die geringste Unterwürfigkeit zu bezeugen. Sie kamen auch diesem Vorsatze

pünktlich nach. Als sie vor ihn geführet, und ihrer Verbrechen wegen zur Rede gestellet wurden, antworteten einige in einem überaus trotzigen Tone, andere gar nicht. Stolz und mit Verachtung aller Gefahr sahen sie dem Könige ins Gesicht, und nicht eine einzige Verneigung, und nicht das geringste Zeichen der Ehrfurcht gegen den König war ihnen abzugewinnen.

Diese grobe Beleidigung reitzte den Zorn des Königs aufs höchste. Ohne alle Gnade übergab er sie dem Henker, und ließ sie sämmtlich enthaupten. Es waren ihrer zwei und dreißig Männer, alle von guter Herkunft, von beträchtlichem Vermögen, und in Ansehung der Würden, die sie bekleidet hatten, von hohem Range. Alle giengen dem Tode standhaft entgegen. Unter allen aber zeichnete sich Stephan Contus, der von je her seines Reichthumes, seiner Macht und seiner Tapferkeit wegen berühmt war, durch seine Herzhaftigkeit vorzüglich aus. Noch in derselben Stunde, da er zur Schädelstätte abgeführt wurde, trotzte er dem Könige und dem Tode, und foderte jenen höhnisch auf, seinen Muth durch eine grausamere Todesart, wenn

es möglich sei, zu erschüttern. Er würde, sagte er, wenn es der Laune des Tyrannen so beliebte, sich ohne Zittern von einem hohen Thurme herabstürzen lassen. Als der Henker hinter ihm hertrat, um ihn rückwärts, wie gewöhnlich, den Kopf abzuschlagen; tritt nur vorwärts, sagte Contus, daß ich es sehe, wie du zuhaust; ich fürchte den Tod nicht. So mußte der Henker vorwärts treten, und vor seinem Angesichte den Hieb führen.

Solche heldenmüthige Gesinnungen verbreiteten sich sogar auf den Knechtstand herab. Als Stephan Contus durch das Schwert des Henkers fiel: brach Ghioka, sein Schwertträger, in ein erbärmliches Geheul aus. Untröstlich rang er die Hände, und konnte nicht beruhiget werden. Bei allen Ermahnungen und Beweggründen der Umstehenden blieb er untröstlich. Lange hatte Sigmund zugesehen; endlich sprach er: Laß ab von dieser unschicklichen Trauer; jetzt bin ich dein Herr; ich kann dir mehr nützen, als dieser Rumpf. Da warf der Schwertträger einen verächtlichen Blick auf den König. Nie werde ich, antwortete er trotzig, einem Böhmischen Schweine dienen. Eher will ich mich

in Stücke zerreiſſen laſſen, ehe ich von dem Betragen meines Herrn abweiche. Alle Böhmen zuſammengenommen können nicht ſo viel Größe des Geiſtes aufweiſen, als er allein. Nun ſo folge dann, erwiederte Sigmund höchſt aufgebracht, dem Schickſale deines Herrn, unglücklicher Junge, und ſei demjenigen, dem du in deinem Leben zur Beförderung aller Wildheit dienteſt, auch im Tode an der Seite. So ſprach er, und überlieferte ihn dem Henker. Ghiska reichte demſelben freiwillig ſeinen Nacken dar, und beſchloß die Zahl der Enthaupteten.

Unter dieſen waren viele geweſen, die ſich einſt um ihr Vaterland ſehr verdient gemacht hatten. Dieſer Umſtand machte auf viele aus dem Adel und Volke einen ſtarken Eindruck. Es ſchien unbillig, ſolche wackere Männer einem verächtlichen Tode Preis zu geben. Da man aber hierauf ſah, daß nicht nur ſie ſelbſt, ſondern auch ſogar ihre Knechte mit einer ſo rühmlichen Standhaftigkeit ſtarben: ſo vergrößerte ſich das Mitleid mit ihnen, und das Wohlwollen gegen ſie noch mehr. In dem Maaße, in welchem dieſe zunahmen, fiel die Neigung für den König Sigmund,

und artete in eine laute Unzufriedenheit aus
Mit Widerwillen dachte man an die Strenge
womit er gegen manchen verfuhr, der eben
nicht viel verschuldet hatte. Zu diesen Um
ständen, welche ihm das Wohlwollen der Na
tion raubten, kam nun auch der Tod seiner
Gemahlin Maria. Dieser trug ungemein
viel bei, daß man den König immer weniger
achtete; er setzte ihn aber auch beinahe in die
Gefahr, das Königreich Ungarn durch die
Bemühungen eines auswärtigen Königes zu
verlieren.

Maria hatte eine Schwester, Namens
Hedwiga, welche an den König von Polen
vermählet war. Sigmund befürchtete nicht
ohne Grund, nach dem Tode seiner Gemah
linn dürfte diese ein Recht auf die Erbfolge im
Königreiche Ungarn behaupten; denn damals
war die Bestimmung, wer das Recht der
Erbfolge hatte, noch grossentheils dem Glücke
desjenigen, welcher einen Anspruch machte,
oder dem Recht des Stärkern, oder sonst ei
nem Zufalle überlassen. Wirklich trat auch
Ladislaus, König von Polen mit seinen
Ansprüchen hervor, und brachte eine ansehnli
che Armee zusammen, um dieselben gelten zu

machen. Was ihn besonders zu dieser Unternehmung ermunterte, war der Umstand, daß Sigmund eben von Ungarn abwesend, und das Königreich ohne Führer sich selbst überlassen war. In einem solchen Zustande konnte ein fremder bei dem ohnehin bekannten Wankelmuthe der Großen sich leicht der Herrschaft bemächtigen.

Sigmund befand sich gerade zu der Zeit, da seine Gemahlin starb, und der König Ladislaus von Polen Anstalt machte, sich das Königreich Ungarn zuzueignen, in der Wallachei. Die Wallachen, dieses wankelmüthige, unruhige, zu Neuerungen geneigte Volk, waren zur Zeit der allgemeinen Unzufriedenheit, da Sigmund von Ungarn abwesend war, und Maria allein regierte, ohne Bedenken dem großen Strome gefolgt, und von ihrer rechtmäßigen Beherrscherin abgefallen. Da hierauf Carl ermordet, Maria wieder zur Regierung gelanget, und Sigmund zum Könige feierlich gekrönet war: änderten die Wallachen, obwohl sie das Beispiel seiner Strenge in Bestrafung der übrigen Empörer in Ungarn vor sich sahen, ihre Gesinnungen doch nicht, und zwangen den König durch ihre

Widerſpenſtigkeit, einen förmlichen Feldzug gegen ſie zu unternehmen, und ſie mit bewaffneter Hand zu demüthigen. Der König fiel mit einer anſehnlichen Macht in das Land ein, und erhielt einen vollkommenen Sieg über ſie. Allein kaum wär er, in der Meinung, alles ſei ſchon vollkommen beruhiget, im Begriffe, wieder zurückzukehren: als die Wallachen, uneingedenk ihrer Pflicht, ſich aufs Neue empörten, und Gehorſam und Treue brachen. Um dem Könige mehrere Feinde auf den Hals zu ziehen, und ihn eben dadurch deſto leichter unterdrücken zu können, zogen ſie ſogar die Türken ins Land, und vereinigten ſich mit denſelben.

Während daß Sigmund alle Kräfte aufbieten mußte, den Türken und Wallachen zu widerſtehen, brach der König Ladislaus von Polen mit einem zahlreichen Heere auf, um in Ungarn einzurücken, und von dieſem Königreiche Beſitz zu nehmen. Dieſe nicht unerwartete Ereigniß brachte den König Sigmund ungemein ſtark ins Gedränge. Auf der einen Seite hatte er mit den Wallachen und Türken alle Hände voll zu thun; auf der andern war ſein Verwandter im Begriffe, ihm

ſein

ſein Reich wegzunehmen; und ohne Zweifel wäre es dem Könige von Polen gelungen, ſich deſſelben zu bemächtigen: hätte ſich nicht Johann Cannſa, Biſchof zu Gran, noch zu rechter Zeit ins Mittel geſchlagen, und Ungarn durch ſeine Thätigkeit vor dem Einfalle eines fremden Fürſten geſchützet. In größter Eile zog er eine hinlängliche Anzahl Truppen zuſammen, beſetzte mit denſelben alle Poſten und Eingänge, und hinderte auf ſolche Art einen feindlichen Einfall.

Sigmund hatte indeſſen Nikopel belagert, und nach einer hartnäckigen Gegenwehre im Jahre 1392 endlich erobert. Die treuloſen Einwohner wurden ſammt der Beſatzung theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Nun, da die Hauptfeſte in ſeinen Händen war, mußten auch die übrigen Oerter und das platte Land bald fallen. Der König ließ in Nikopel eine hinreichende Beſatzung zurück, und zog mit dem übrigen Theile ſeines Heeres in andere Gegenden. In kurzer Zeit war die ganze Wallachei wieder in ſeinen Händen. Nachdem er ſich ſeinen Sieg hinlänglich geſichert hatte, gieng er wieder nach Ungarn zurück.

Wohin er jetzt trat, da ſtieß er auf Beweiſe von Kaltſinn gegen ihn, und von heimlichem Mißvergnügen. Seine Strenge gegen die Staatsverbrecher hatte ihm eine Menge öffentlicher und heimlicher Feinde zugezogen; und ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin hatte er immer mehr an Achtung verloren. War er von einigen, welche der Königin Maria eifrig zugethan geweſen waren, jetzt nach dem Hintritte derſelben zwar nicht gehaßt; ſo wurde er doch wenigſt nicht ſehr geſchätzt, und mußte oft die kränkenden Kennzeichen der Verachtung wahrnehmen. Sein Hang zur Wolluſt, dem er allzugelinde nachgab, und ſeine Liebe zu den Weibern, deren Sklave er wurde, entzog ihm gleichfalls einen großen Theil ſeines Anſehens. Dieſe Lebensart machte ihn weichlich und ſtumpf zu Regierungsgeſchäften, und verurſachte, daß man ihn zuletzt, weil er beinahe nichts mehr ſelbſt that, wenigſt nichts mit Eifer betrieb, als ein unnützes Geſchöpf, oder als eine Laſt im Staate betrachtete. Den empfindlichſten Stoß aber verſetzte ihm ein neuer unglücklicher Krieg, in welchen er mit den Türken verwickelt wurde.

Bajazeth, den die meiſten Schriftſteller Chaladin nennen, fiel in Myſien ein, und übte dort die grauſamſten Gewaltthätigkeiten aus. Schrecklich waren die Berichte von den Fortſchritten des Siegers, welche zu Ofen beinahe täglich einliefen, fürchterlich die Schilderungen von der Wuth, mit welcher der Feind durch Feuer und Schwert alles verwüſtete. Sigmund ſchickte Geſandte an ihn ab, und ließ ihn ermahnen, von unrechtmäßigen Eingriffen in ein fremdes Gebiet abzuſtehen, und ſich von Feindſeligkeiten zu enthalten, wozu er keine Veranlaſſung gegeben habe. Allein auf Bajazeth machte dieſe Vorſtellung keinen Eindruck. Anſtatt der Antwort ſetzte er ſein Unternehmen fort; er drang mit ſeiner Armee immer weiter und weiter, und bekam auf ſolche Art beinahe die ganze Provinz in Beſitz. Nun erfoderte es die bittere Nothwendigkeit, ſich ihm entgegen zu ſetzen. Sigmund unternimmt im Jahre 1396 einen Feldzug gegen ihn, und ſuchet, ihm das Eroberte wieder zu entreißen, und ihn aus der Provinz zu vertreiben. Allein bei Nikopel kömmt es zu einem unglücklichen Treffen, in welchem ungefähr 20,000 Chri-

ſten das Leben verlieren. Die übrigen, zu ſchwach, dem überlegenen Feinde Widerſtand zu leiſten, ſind gezwungen, ſich ſchändlich zurückzuziehen.

Dieſe unglückliche Niederlage ſchlug das Anſehen des Königs, welches ohnehin ſchon genug geſchwächet war, noch tiefer zu Boden. Man ſchrieb das, was ein Werk des Zufalles war, auf Rechnung des Königes; man benützte die Traurigkeit, welche das Unglück verurſachte, um das Volk gegen ihn zu erbittern. Ob es dann, ſo ließen ſich die Großen öfters vernehmen, einen ſolchen König, welcher dem Reiche zu einer unnützen Laſt, oder wohl gar ſchädlich ſei, noch länger dulden könne? Alles Unheil, das ſeit mehrern Jahren Ungarn betroffen, komme ja von ihm, oder durch ihn. Ein wollüſtiger, unthätiger, feiger Mann, der im Frieden alle Regierungsgeſchäfte vernachläſſige, im Kriege durch ſeine Ungeſchicklichkeit und Zaghaftigkeit alles verderbe, ſei ja nicht werth, ferners König zu heißen. Es ſei ja immer ſchon genug, wenn man einem Könige dergleichen Laſter vorwerfen könne; bei Sigmund aber komme noch das, was am wenigſten zu er-

tragen iſt, eine abſcheuliche Grauſamkeit hinzu. Ob man ſich dann nicht mehr erinnere, mit welcher tyranniſchen Härte er zwei und dreißig Perſonen vom vornehmen Adel öffentlich habe hinrichten laſſen? Ein ähnliches Schickſal habe jeder alle Augenblicke zu befürchten, der gerade der Laune des Tyrans im Wege ſteht. Warum man dann noch länger vor einem Tyranne, deſſen Recht auf die königliche Würde in Ungarn ohnehin ſehr zweifelhaft ſei, in Furcht und Angſt ſchweben müſſe? denn höchſt wahrſcheinlich habe Ladislaus von Neapel, Carls Sohn, nach Mariens Tode weit gerechtere Anſprüche auf die Krone, als Sigmund.

Das Volk, welches ſich ſo gern gegen ſeine Regenten und zu Neuerungen verhetzen läßt, ward durch dieſe öfters wiederholten Vorſtellungen ſo ſehr geſpannet, daß nun die Magnaten ohne weiteres Bedenken einen Verſuch wagten, die Krone ihrem bisherigen Könige zu entreißen. Sie ſchickten eine Geſandtſchaft an Ladislaus, König von Neapel, und ermunterten ihn, das Königreich Ungarn anzunehmen. Er habe ja, ſagten ſie in ihrem Schreiben, das erſte Recht auf dieſe Krone;

Sigmund trage sie unrechtmäßig; er sollte doch ihren ernstlichen Antrag nicht verschmähen, und je eher, je lieber kommen; ohne alle Schwierigkeit und Gefahr wollten sie ihm das Königreich einhändigen; keinen Schwertstreich sollte es ihn kosten. Sigmund sei ohnehin allgemein verhaßt; Carls Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe noch allen lebhaft im Andenken; sie wünschten nichts sehnlicher, als den Sohn desselben zum Könige zu haben.

Solcher Vorstellungen machten sie ihm hunderte, und suchten ihn zu gewinnen. Aber Ladislaus erinnerte sich noch mit Schmerzen an das traurige Schicksal, welches sein Vater in Ungarn gehabt hatte, und zögerte, eine Würde anzunehmen, die mit so vieler Gefahr verbunden war.

Dem Könige Sigmund war nichts von allen diesen Planen und Anstalten unbekannt. Er wußte, daß Stephan Symonthornia, und Stephan, Weiwode von Siebenbürgen, welche schon einst Carln aus Neapel in das Königreich eingeschoben hatten, die Urheber auch dieser Verschwörung seien. Allein er wagte es nicht, die Verräther darüber

zur Rede zu ſtellen, oder zu ſtrafen; ſo ſehr war ſeit der Niederlage bei Nikopel ſein Anſehen geſunken! Wahrſcheinlich wäre es ſchon jetzt um ihn gänzlich geſchehen geweſen, hätten ihn nicht der Erzbiſchof von Gran, die beiden Brüder Cannyſo, und Johann Maroth, Landvogt von Slavonien durch ihre Macht unterſtützet. Durch dieſe gedecket, behielt er die Regierung noch eine Zeitlang in den Händen. Aber in die Länge konnte er ſich doch nicht behaupten, und ſelbſt dieſe ſeine Freunde waren nicht mehr im Stande, ihn ferners gegen die anwachſende Zahl und Uebermacht ſeiner Feinde zu ſchützen. Die Gegenpartei verſtärkte ſich gleichſam von Tage zu Tag, und ſchloß ihren Bund immer enger. Feſt entſchloſſen, den bisherigen König Sigmund nicht mehr auf dem Throne ſitzen zu laſſen, drangen die Mißvergnügten in wiederholten Schreiben in den König Ladislaus von Neapel, ihren Antrag anzunehmen.

Noch zur Zeit verrieth zwar Ladislaus keine Luſt, ihrem Wunſche zu willfahren. Gerechtes Mißtrauen in die Redlichkeit und Treue der Ungarn hielt ihn zurück. Aber end-

lich brachten es doch die Magnaten durch eine entscheidende Gewaltthat dahin, daß jener ihren Willen erfüllte. In einer ständischen Versammlung, deren Zusammenberufung die Verschwornen absichtlich befördert hatten, machten sie dem Könige Sigmund heftige Vorwürfe. Er vernachlässige die Regierung, verschleudere die Einkünfte des Staates, sei für die Aufrechthaltung der Gesetze, und für die Gerechtigkeitspflege wenig besorgt, nehme wenig Rücksicht auf die Gesetze und Verfassung des Königsreiches, und auf die Freiheiten der Stände und des Adels, übe ungescheut an Vornehmen, wie an Niedern Tyrannei aus, und ziehe das Königreich durch seine Unthätigkeit, durch seine Weichlichkeit, durch seinen Mangel an Tapferkeit und Einsicht im Kriegswesen, und durch seinen Despotismus in Verfall und Verachtung. Solche heftige Dinge sagten sie ihm auf dem Landtage öffentlich ins Gesicht. Sigmund, den solche Vorwürfe natürlicher Weise empfindlich beleidigen mußten, vertheidigte sich in ziemlich heftigen Ausdrücken. Die andern gaben aber nicht nach, und es kam zwischen beiden zu einem heftigen Wortwechsel. Im höchsten Grade

der Erbitterung endlich griffen sie ihn, und nahmen ihn gefangen. Schon waren einige Schwerter gegen ihn gezücket gewesen, und sie würden ihn ganz gewiß in Stücke gehauen haben, hätten sich nicht einige andere widersetzet. Sie machten ihn also zum Gefangenen, und übergaben ihn den beiden Brüdern, Johann und Nicolaus Gara. Diesen konnte man ihn um so sicherer zur Verwahrung anvertrauen, da es ihr besonders Interesse erfoderte, ihn nicht entwischen zu lassen; denn Sigmund hatte unter der großen Anzahl der Vornehmen, die er des Hochverraths beschuldiget hatte, auch ihren Vater hinrichten lassen. Eigene Rachsucht entflammte sie daher gegen ihren neuen Gefangenen, und verpflichtete sie, ein obachtsames Auge auf ihn zu haben. Sie brachten ihn in das Schloß Siclos, und hielten ihn dort in engem Arreste.

Kaum hatten sich die Stände auf dem Landtage Sigmunds bemächtiget: als sie mit einem zahlreichen Gefolge, mit großer Pracht, und unter vielem Jubel in der Stadt herumritten, und den König Ladislaus von Neapel zum König von Ungarn ausriefen. Sogleich entsteht unter dem veränderlichen

Volke ein allgemeines Frohlocken; alles rufet: Es lebe Ladislaus, der neue König von Ungarn! Alles wünschet ihm und dem Königreiche Ungarn zu dieser Erwerbung Glück. Wie in einem Taumel rannten die Einwohner von Straße zu Straße in der Stadt umher, erzählten sich voll Freude die glückliche Begebenheit von der Erhebung des Königs Ladislaus, priesen schon zum voraus seine Einsicht, seine Güte, seine Tapferkeit und übrigen Vorzüge, ehe sie selbige kannten, und konnten sich zu seinem Lobe nicht satt reden.

Sobald diese Erhebung in der Stadt bekannt gemacht war: schickten die Stände Boten mit dem Wappen des neuen Königs in alle Städte aus. Diese mußten die Ernennung desselben zum Könige von Ungarn verkündigen, und sein Wappen überall anheften. Auch hier bewies man überall dieselbe Theilnahme und Freude. Unter einem allgemeinen Jubel vernahm man, was vorgegangen; mit der größten Feierlichkeit trug man sein Wappen an die Oerter hin, wo sie angeheftet werden sollten; Menschen aus allen Ständen begleiteten den Zug; sogar die Geistlichkeit versammelte sich, gieng dem Zuge, der das Wappen

brachte, in Proceſſion entgegen, und ſetzte es mit großem Pomp, und unter ausgeſuchten Ceremonien auf den Altar.

Zu gleicher Zeit, da die Stände und das Volk ſich mit dieſen Anſtalten beſchäftigten, ſchickten jene auch Geſandte an Ladislaus nach Neapel ab mit dem Auftrage, ihm von der Gefangennehmung Sigmunds Nachricht zu geben, und ihn zu bitten, daß er ſich zu ihnen begebe, und von dem Königreiche Ungarn Beſitz nehme.

Ladislaus, der ehe im Andenken an das Schickſal ſeines Vaters ein ſo billiges Mißtrauen in die Standhaftigkeit der Ungarn geſetzt, und aus eben dieſem Grunde ihren Antrag verworfen hatte, ließ ſich nun denſelben dennoch gefallen. Die Gefangennehmung ihres Königs ſchien ihm ein Beweis ihrer fortdauernden Abneigung gegen denſelben, und der Umſtand, daß ſie nun ſchon zum zweitenmale mit ihrem Geſuche in ihn drangen, und ihn ſogar ohne ſein Wiſſen im ganzen Königreiche ſchon proklamirt hatten, flößte ihm endlich mehr feſtes Zutrauen zu ihrer ſtandhaften Zuneigung zu ihm ein. Er entſchloß ſich alſo dießmal, die Ungariſche Krone anzunehmen,

und rüstete in gröſter Eile eine Flotte aus, um so bald, als möglich, in seinem neu erworbenen Königreiche zu erscheinen. Als sich dieselbe in segelfertigem Stande befand, reiſete er unverzüglich ab, kam bald nach Dalmatien, und landete hierauf zu Zara. Mit welchem Frohlocken, und mit welcher Feierlichkeit man ihn gleich an den Grenzen überall aufnahm, kann sich jedermann vorstellen, welcher den gewöhnlichen Enthusiasmus der Völker bei dem Antritte neuer Regenten kennet. Denn jedermann erinnert sich bei solchen Gelegenheiten aller bisher ausgestandenen Unbequemlichkeiten, die gewöhnlich unter jeder Staatsverfassung unvermeidlich sind, schreibet dieselben ohne Bedenken der vorigen Regierung zu, und verspricht sich unter der neuen ein besſers Schicksal.

Indessen war Sigmund traurig und elend im Schlosse Siclos gefangen gesessen. Oft beklagte er mit innigster Wehmuth sein Schicksal; denn man hatte ihn bisher sehr strenge gehalten. Endlich rührte sein Anblick die Mutter der beiden Brüder Gara, die ihn in Verwahrung genommen hatten. Sie hielt ihn allmählig in manchem Stücke, so viel in

ihrer Macht ſtand, gelinder, erleichterte ihm ſein Schickſal nach ihrem Vermögen. Dieſe Spuren von Mitleid entdeckte der König; er bemerkte, daß ſein Zuſtand Eindruck bei ihr gemacht habe; er fieng daher an, ſich ihr näher anzuvertrauen. Ob es dann nicht möglich wäre, fragte er, von dieſer unglücklichen Gefangenſchaft loszukommen? Gern wollte er ihr und ihren beiden Söhnen die anſehnlichſten Belohnungen geben, gern ſie an Vermögen, Gütern, Rang und Würde nach ſeinen Kräften erhöhen, gern ihnen alles zugeſtehen, was ſie von ihm verlangen würden, wenn ſie ihn aus dem Arreſte entließen. Warum ſie dann länger einen König in Gefangenſchaft behalten wollten, von deſſen Arreſte ſie keinen Nutzen, wohl aber von deſſen Loslaſſung große Vortheile ziehen könnten? Sie ſollten ja dieſe ſchöne Gelegenheit, ſich ſelbſt zu vergrößern, nicht ungenützt vorbeigehen laſſen. Gefahr könne es ihnen für keinen Fall bringen; als König werde er ſie vor jedem Vorwurfe zu ſchützen wiſſen, wohl aber große Vortheile würden ſie ſich ganz ungezweifelt zu verſprechen haben.

Durch hundert solche Vorstellungen, die er oft wiederholte, gewann er die Mutter der beiden Brüder immer mehr. Sie fand den Vorschlag, den er ihr machte, immer mehr annehmlich. Natürliches Mitleid gegen den unglücklichen König, und Hoffnung gröſſer Belohnungen, flöſſten ihr eine starke Neigung ein, seine Befreiung aus der Gefangenschaft zu bewirken.

Aber wie sehr erstaunten ihre beiden Söhne, als sie ihnen diesen Antrag machte! Sie fühlten aus Privatgründen einen persöhnlichen Haß gegen Sigmund; denn er hatte ihren Vater hinrichten lassen; zudem hatten sie sich gegen die Stände verpflichtet, ihn in Verwahrung zu behalten. Mit Heftigkeit widersprachen sie ihr, machten ihr Vorwürfe, daß sie sich durch den König so schändlich bethören lasse, daß sie Pflicht und Vaterland vergesse, vergesse das Unrecht, das er an ihrem Vater ausgeübt, die Kränkung, die er ihnen allen zugefügt habe. Wie sie dann, fragten sie, wofern sie patriotische Gesinnungen habe, an einen solchen Vorschlag nur denken könne? Und was sich dann von einem Manne für Vortheile versprechen lieſſen, welchen die

Stände ſchlechterdings nicht mehr als ihren König erkennen würden, und an deſſen Stelle wirklich ſchon ein anderer geſetzt ſei, der ſich bereits an den Grenzen befinde?

Doch Nicolaus und Johann Gara mochten ſagen, was ſie wollten; ihre Mutter war nun einmal für Sigmund und für ihr Projekt eingenommen. In hundert wiederholten Vorſtellungen ſuchte ſie die beiden Söhne auf ihre Seite zu bringen, und daſſelbe durchzuſetzen. Sie läugne nicht, ſagte ſie, daß der König ſich verſchiedener Vergehen ſchuldig gemacht, und zu ſtrenge regieret habe. Auch Könige ſeien Menſchen, und begiengen zuweilen Fehler, wie andere Menſchen; aber eben darum müſſe man ſie ihnen auch, wie andern Menſchen, nachſehen und vergeben. Geſetzt auch, der König habe ſich auffallend vergangen: ſo ſtehe es doch den Unterthanen nicht zu, ihm nach dem Leben zu trachten, oder ihn tumultuariſch der Regierung zu berauben, und einen andern an deſſen Stelle zu ſetzen. Es gebe ja noch immer andere Mittel, einen König, welcher ungerecht und hart regiere, oder andern Laſtern ergeben ſei, an ſeine Pflicht zu erinnern, und zu beſſern. Wenn ſie heute an

diesem Könige ein Vergehen tadeln, oder bestrafen: so dürften sie wohl morgen an jenem ein anders, und ein noch weit ärgers entdecken. Kein Mensch sei ohne Fehler; bei keinem Menschen müsse sich die Strafe bis zu dessen Untergang erstrecken. Eben dieselbe Behandlung, welche dieser König bisher von ihnen erfuhr, und in Zukunft erfahren würde, möchte wohl auch dessen Nachfolger von ihnen befürchten müssen. Schlecht regierende Könige seien zwar eine Geisel der Staaten; man lobe die Rache an Tyrannen; man belege sie mit dem schönen Namen des Patriotismus, den sie auch zuweilen wirklich verdiene; aber die Rächer selbst würden gewöhnlich verhaßt; man betrachte sie nicht ohne Grund als blutgierige, verwegene, zu allem fähige Menschen, denen nicht zu trauen sei; jedermann scheue sich, mit ihnen umzugehen. Was sie dann mit dem Könige, fragte sie weiter, noch anzufangen gedächten? Sie möchten nun zu seiner Ermordung helfen, oder ihn ewig in ihrer Gefangenschaft behalten wollen: so dürfte gewiß, wo nicht der Haß, doch wenigst das Mißtrauen der nachfolgenden Könige ihr künftiges Loos seyn. Ohne allen Zweifel würden

sie

sie gleiche Vergeltung zu erwarten haben. Es sei wahr; das Schicksal, das ihr Vater gehabt habe, sei bedauernswürdig. Höchst ungerecht habe Sigmund gehandelt, da er dessen Hinrichtung befohlen. Aber was einmal geschehen sei, lasse sich nicht mehr ändern. Sie sollten doch den Tod ihres Vaters vergessen, sollten sich in die Zeiten schicken, und durch die Befreiung des Königs den Ruhm, den Reichthum und die Macht ihrer Familie befördern.

Groß war bisher die Erbitterung der beiden Brüder gegen den König gewesen, fest ihr Entschluß, durch enge Verwahrung desselben zugleich ihre Rachsucht zu stillen, und den Willen der verschworenen Magnaten getreu zu erfüllen. Doch die Beredsamkeit ihrer Mutter hatte eine noch größere Macht über ihre Herzen. Es gelang derselben, ihre feste Entschlossenheit wanken zu machen. Ihre lebhaften, zudringlichen, inständigen Vorstellungen brachten sie zum ernstlichen Nachdenken. Es war süßes Labsal für ihr nach Rache dürstendes Herz, den Gegenstand ihres bittersten Hasses, den Mörder ihres Vaters in ihren Händen zu haben, Herr über sein Schicksal,

ja selbst über sein Leben zu seyn; es war aber auch bedenklich, ihm Leid zuzufügen, oder ihn länger in Gefangenschaft zu behalten; ungewiß, welchen Ausgang die Sache endlich nehmen, welche Folgen dieselbe für sie haben würde. Blieben sie dem Plane der Verschwornen getreu, und handelten genau nach demselben: so war für sie die Gefahr, ihren Rang, ihr Vermögen, selbst ihr Leben zu verlieren, sehr wahrscheinlich, falls er durch unvorhergesehene Mittel wieder zu seinem vorigen Ansehen gelangen sollte; käme er im Gegentheile durch sie wieder zu seiner ehemaligen Macht, indem sie ihn aus der Gefangenschaft losließen: so waren ihnen Strafloſigkeit in Ansehung des Vergangenen, und für die Zukunft große Belohnungen, Vergrößerung ihres Ansehens, Vermehrung ihres Vermögens, und mehr andere wichtige Vortheile sicher. Lange waren sie unschlüssig; lange kämpften sie unter diesen beiden entgegengesetzten Betrachtungen mit sich selbst. Endlich siegte doch die Vernunft über die Leidenschaft, der Eigennutz über die Rachgierde, und beredete sie, den Vorschlägen ihrer Mutter zu folgen.

Sie begaben sich in sein Zimmer, und unterredeten sich mit ihm. Beide Theile wurden bald einig, und schlossen einen Vertrag. Sigmund versprach ihnen gänzliche Vergessenheit alles Vorhergegangenen, sie künftig wie seine Brüder zu behandeln, und ihre Macht und ihr Ansehen durch die Einräumung eines großen Stück Landes zu vergrößern. Nachdem der König diese Bedingnisse feierlich beschworen hatte, entließen sie ihn heimlich in der Nacht, und gaben ihm eine hinlängliche Bedeckung mit, die ihn in aller Stille nach Mähren begleitete. Von Mähren gieng er nach Böhmen, wo er ein zahlreiches Heer sammelte, um nächstens mit groser Macht nach Ungarn zu rücken, und dort neuerdings als rechtmäßiger König aufzutreten.

In wenigen Tagen erscholl in ganz Ungarn das unvermuthete Gericht, Sigmund sei heimlich aus seiner Gefangenschaft im festen Schlosse Siclos entkommen, befinde sich nun in Böhmen, und sei im Begriffe, mit einer furchtbaren Macht nach Ungarn zurückzukehren, um sich dort seine königliche Gerechtsame wieder zuzueignen. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für seine Feinde,

die treulosen Ungarischen Stände. Der Schrecken dieser Empörer war so, wie das Erstaunen der ganzen Nation, ohne Grenzen. Alles gerieth in Angst und Verwirrung; alles sah ihn schon mit einer furchtbaren Macht in der Fülle seines Zorns heranrücken, glaubte schon seine schwere rächende Hand zu empfinden. Alles lief in der größten Verlegenheit durch einander; man wollte Rath schaffen, und konnte kein Mittel finden, sich aus dem Gedränge zu ziehen. Man schwebte in Ungewißheit, ob es räthlicher sei, die Flucht zu ergreifen, oder zurückzubleiben. Die furchtsamern verwünschten schon die ganze Verschwörung, machten sich selbst heftige Vorwürfe, daß sie derselben beigetreten waren; noch heftiger denjenigen, die sie dazu verführet hatten. Viele waren der Meinung, man müsse den Ausbruch von Sigmunds Zorn nicht erst erwarten, sondern durch demüthige Unterwerfung zuvorkommen, und ihn freiwillig zurückrufen. Andere hingegen verharrten bei ihrer Gesinnung; schalten diese treulose Bundesgenossen und feige Memmen, und machten ihnen noch mehr andere kränkende Vorwürfe.

Diese Verwirrung vergrößerte noch die Gefahr, welche von Sigmunds hereinbrechender Macht drohte. Denn die Gemüther entzweiten sich förmlich; ganze Partheien rotteten sich zusammen; jede vertheidigte ihre eigene Meinung mit der äußersten Hitze; jede fühlte einen tödtlichem Haß gegen die andere. Es kam darüber zu Thätlichkeiten; mit äußerster Wuth zogen die erbitterten Partheien gegen einander los, und es entstand ein förmlicher Bürgerkrieg. Vor allen ergriffen jene Großen, welche nun ihre Untreue gegen den König bereueten, weil sie von derselben schädliche Folgen befürchteten, die Waffen gegen diejenigen, welche den König gefangen genommen hatten. Mit wilder Raserei stürmten sie gegen selbige los, als gegen ihre Verführer, und gegen die Urheber ihres Verderbens; und Ungarn ward bei dieser Gelegenheit der Schauplatz des Mordes und der Verwüstung.

Während daß sich alles in dieser gefährlichen Unruhe befand: kam Sigmund an die Grenzen des Königreiches Ungarn. Seinen Eintritt begleitete ein allgemeiner Beifall. Welchem Orte er sich immer näherte, da eilte ihm alles mit Freyloken entgegen. Alles er-

kannte ihn als rechtmäßigen König, und huldigte ihm. So gelangte er von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, ohne daß sich jemand weigerte, sich ihm zu unterwerfen. Beinahe alle Provinzen in Oberungarn vereinigten sogar ihre Macht mit der Seinigen, damit er in den Stand gesetzt werde, auch diejenigen Provinzen, die sich ihm etwa widersetzen möchten, zu bezwingen. Selbst Menschen, die zuvor mißvergnügt über ihn gewesen waren, und ihn gehasset hatten, erklärten sich nun für ihn, und standen ihm bei. Denn Menschen von gemeinem Schlage sind gewöhnlich sehr veränderlich, und lassen sich meist nur durch äußere Umstände leiten. Mit eben der Leichtigkeit, womit sie irgend eine Parthei einmal ergriffen hatten, verlassen sie selbige wieder, und ergreifen die entgegengesetzte, sobald sie wahrnehmen, daß dieselbe mächtiger wird, und das Glück sich auf ihre Seite wendet. Unter so günstigen Umständen rückte Sigmund immer weiter, und erschien endlich vor Ofen. Hier waren jene Stände versammelt, welche, als seine bittersten Feinde seine Gefangennehmung veranlasset hatten, und nun noch immer bei ihrer widrigen Gesinnung

gegen ihn hartnäckig verharrten. Diese boten alle ihre Kräfte auf, und setzten alles in Bewegung, um es dahin zu bringen, daß der König nicht zum Besitze der Hauptstadt gelange. Allein alles ihr Bestreben war fruchtlos. Die meisten Einwohner der Stadt waren ihrem alten Könige zugethan, oder verabscheuten wenigst eine Widersetzlichkeit, welche ihnen nur Gefahr bringen konnte. Man öffnete ihm die Thore, und übergab ihm die Stadt. Eben dieses geschah auch an den übrigen festen Oertern, und Sigmund war nun wieder Herr von ganz Ungarn.

In dem Herzen des Königs Ladislaus hatte gleich die erste Nachricht von der Ankunft des Königs Sigmund in Ungarn mit einer beträchtlichen Macht eine lebhafte Bestürzung erzeugt. Zu spät sah er jetzt ein, daß sein Vertrauen auf die Standhaftigkeit der Ungarn, und die Ausführung seines Entschlusses, die Krone dieses Königreiches anzunehmen, übereilet gewesen sei. Ernstlich bereuete er diese Handlung, und machte sich selbst Vorwürfe darüber. Was sollte er nun in diesen bedenklichen Umständen unternehmen? Die Parthei der Großen und das Volk waren

größtentheils treulos von ihm abgefallen; Sigmund genoß die Gunst und Unterstützung beinahe der ganzen Nation; seine eigene Macht war zu schwach, um sich gegen einen mächtigen Nebenbuhler zu behaupten; auf fremden Beistand konnte er sich keine Rechnung machen. Diese traurige, gefährliche Lage setzte ihn in die größte Verlegenheit. Doch hoffte er noch immer auf eine unerwartete ihm vielleicht günstige Wendung; auf eine zweite Sinnesänderung der Großen und des Volkes; auf einen mächtigen Streich seiner Parthei; auf eine ihm vortheilhafte Wendung des Kriegsglückes derselben. Wenigst entschloß er sich, zu Zara noch eine Zeitlang zu bleiben, und die Auflösung des großen Räthsels zu erwarten. Als er aber sah, daß seinem Gegner eine Stadt nach der andern sich unterwarf, eine Provinz nach der andern huldigte, und daß derselbe bereits Ofen in seinen Händen habe: da verlor er alle Hoffnung und allen Muth, und beschloß, unverrichteter Dinge also gleich in sein Vaterland wieder zurückzukehren. Vor seinem Abzuge setzte er noch ein Schreiben an den König Sigmund auf, worin er sich wegen seines Zuges nach

Ungarn so gut, als er konnte, entschuldigte. Dieses schickte er ihm zu, und gieng hierauf ohne Verzug nach Italien zurück.

Sigmund saß nun unangefochten und ruhig auf seinem Throne. Seine Feinde waren gedemüthiget, und wagten es nicht wieder, sich gegen ihn aufzulehnen. Als er alles rings umher sicher sah, und für ihn gar keine Gefahr mehr zu befürchten war: begab er sich nach Slavonien, und berief dort eine ständische Versammlung. In derselben ward der Hochverrath des Woiwoden Stephans untersuchet, und derselbe zum Tode verurtheilet. Dieser hochmüthige Mann war einer der ersten Urheber der Verschwörung gewesen. Er hatte während der Zeit, da Sigmund mit einheimischen Feinden zu thun hatte, die Türken heraufgerufen, um ihn recht ins Gedränge zu bringen. Er war die erste Veranlassung so vielen während dieses Krieges mit den Türken vergossenen Ungarischen Blutes, und der schrecklichen Niederlage bei Nikopel gewesen.

Uebrigens regierte Sigmund seit dieser Zeit klug und gütig. Er überließ sich nicht mehr, wie ehe, so sehr den Wollüsten, daß er darüber das Beste seines Staates vergaß;

er hütete sich auch, zu strenge gegen solche Personen zu verfahren, die ihn beleidiget hatten, oder andere durch Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu kränken. Die großen Stürme, die er ausgestanden, hatten ihm zwo wichtige Wahrheiten ans Herz gelegt: Wie tief ein Fürst herabsinken könne, wenn er seine Pflichten vergißt, sich der Wollust, der Trägheit, und seinem eigenen Willen unbedingt überläßt; und dann wie sehr er selbst an seinem eigenen Sturz arbeite, wenn er gegen diejenigen, welche seine Schwachheit und Gebrechen tadeln, mit harten Strafen verfährt, anstatt sie durch Besserung seiner eigenen Fehler zu gewinnen.

Sigrid, die herrschsüchtige,

oder

die Weiberrache.

Diejenigen Länder, welche heute zu Tage unter dem Namen der Nordischen Staaten bekannt sind: Dänemark, Norwegen und Schweden, waren noch im zehnten und eilften Jahrhunderte in mehrere für sich bestehende Staaten getheilet, deren jeden ein so genanter König beherrschte. Einzelne kleinere Bezirke standen wieder unter einzelnen kleinern Königen, oder es waren Jarls, das ist, Grafen oder Statthalter über dieselben gesetzt, welche den größern Königen unterworfen waren. Einige der ersten waren diesen letztern zinsbar; andere waren es nicht; durchgehends aber behaupteten diese über jene und deren Länder die Oberherrschaft.

In Schweden herrschte gegen das Ende des zehnten Jahrhunders der König Erik der

Siegreiche. Er hatte Sigrid, die Tochter und Erbin Skoglars Toſte, eines reichen Weſtgothiſchen Herrn zur Ehe, ein ſtolzes, herrſchſüchtiges, rachgieriges Weib. Ihr Gemahl war bereits zu einen hohen Alter gelanget. Seine Kräfte nahmen ab; ſeine Munterkeit verließ ihn täglich mehr und mehr; man konnte nicht mehr eine lange Dauer ſeines Lebens erwarten.

Dieſer Umſtand gieng ſeiner Gemahlin tief in die Seele. Nicht darum, als wäre die Trennung von ihm ein ihrem Herzen unerträgliches Uebel. Einer ſo tiefen menſchlichen Empfindung war Sigridens barbariſches Herz nicht fähig. Sie bebte vor dem Gedanken an das Hinſcheiden ihres Gemahles, weil ſie wußte, daß ſein Tod auch den Verluſt ihres eigenen Lebens nach ſich ziehen müſſe. Erik und Sigrid waren der heidniſchen Religion zugethan, und nach den Religionsgeſetzen der heidniſchen Völker des Nordens durfte eine Frau von vornehmen Stande, zumalen eine Königin den Tod ihres Gemahles nicht überleben. Es war heilige Pflicht für ſie, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Dieſes war es, was ſie in Furcht ſetzte. Sich

ſelbſt dem Tode Preis zu geben, war eine Sache, die ſich einem noch ſo jungen, feurigen Frauenzimmer nicht zumuthen ließ. Unmöglich konnte ſie ein ſo trauriges Schickſal freiwillig über ſich kommen laſſen. Um demſelben zu entgehen, ſchied ſie ſich von ihrem Gemahle. Denn im Norden war dieſes damals gemeine Sitte, daß Weiber, wenn ihnen ihre Männer nicht mehr gefielen, oder wenn ſie ſonſt eine Urſache dazu verleitete, ſich ohne Hinderniß von denſelben trennten, und daß Männer eben ſo willkührlich ihre Frauen verſtießen, und ſich mit andern verbanden.

Um dieſe Zeit fanden ſich mehrere Freier aus der Nachbarſchaft ein, die um Sigridens Hand warben. Denn obſchon ſie ein Herz voll Bosheit, Herrſchſucht und Rachgierde beſaß: ſo ſchreckten doch dergleichen böſe Eigenſchaften ſo barbariſche Völker, wie damals die Nordiſchen waren, nicht ab. Tückiſche Argliſt, Recht des Stärkern, Gewaltthätigkeit und Grauſamkeit waren allgemein unter ihnen herrſchende Laſter, die man nicht einmal an dem Frauenzimmer als ſolche betrachtete. Sigrid war die Tochter eines

mächtigen Herrn in Westgothland; sie besaß große Reichthümer, war schön und wohlgewachsen; und das war genug, um die Neigung Nordischer Fürsten gegen sie zu entflammen. Der König Wisewald von Gardarike, Harald Gränske von Westpholden, und noch sechs andere kleinere Könige meldeten sich, und suchten sich ihre Gunst und ihre Hand zu erwerben.

Allein die stolze Sigrid fand sich durch die Anträge dieser Fürsten beschimpfet. Ich, die ich zuvor Königin von Schweden war, dachte sie, ich, die ich größere Reichthümer besitze, als je eine Prinzessin rings umher, ich sollte nun die Gemahlin kleinerer Könige werden? Männer die meiner nicht würdig sind, wagen es meine Hand zu verlangen? Welche Verwegenheit! Empfindlich beleidiget (wenigst schien sie es; vielleicht war es auch nur die Wirkung natürlicher Grausamkeit) versammelte sie ihre Freier um sich her, so, daß einer von dem andern nichts wußte. Jeder aus ihnen glaubte, die Königin werde nun ihre Gesinnung geändert, und diese Einladung keine andere Absicht haben, als ihn durch eine günstige Erklärung zu überraschen. Mit

frohen Herzen machten sie sich auf den Weg; die Hoffnung beflügelte ihre Schritte. Doch als sie noch beisammen waren, änderte sich die Scene. Sigrid ließ sie sämmtlich bezechen, und alsdann lebendig verbrennen.

Nur ein einziger lag ihr am Herzen, der König Olar Tryvåson von Norwegen. Vielleicht war dieses die vornehmste Ursache, warum sie so grausam gegen die andern verfuhr. Olav hatte ihr zwar seine Person nicht selbst angetragen. Aber er war ein Fürst voll männlicher Kraft, tapfer, kühn, ein treflicher Seefahrer, und überdieß angesehen, wie es im Norden wenige waren. Hatte er sich ihr gleich als Freier nicht selbst dargestellet: so war ihm doch ihr ganzes Herz gewidmet. Ihn allein liebte sie feurig; auf ihn allein waren alle ihre Gedanken und Wünsche gerichtet; alle übrigen waren ihr höchst verhaßt. Ihre Neigung zu ihm war so groß, daß sie ihn sogar in seinem Lande besuchte. Sie hoffte, Umgang und nähere Bekanntschaft werde ihm Neigung zu ihr entflößen.

Olar war nicht gleichgültig gegen die Ehre, einer Frau zu gefallen, die schon so viele, zum Theile auch ziemlich vornehme

Freier mit Verachtung und Abscheu von sich gestoßen hatte. Er las in ihren Mienen die Geheimnisse ihres Herzens; er verstand die Sprache, welche ihre Augen redeten. Auch er erwiederte die Neigung, die sie gegen ihn blicken ließ. Er begegnete ihr gefällig, liebreich, zuvorkommend. Der Umgang zog bald eine gegenseitige nähere Erklärung nach sich. Sigrid scheute sich nicht, ihm laut zu gestehen, daß sie ihn liebe, und sich ihn zu ihrem Gemahle wünsche. Auch der König entdeckte ihr seine Neigung, und trug ihr seine Person an. In kurzer Zeit wäre gewiß eine Heirath zwischen beiden zu Stand gekommen: hätte der König bloß auf seine und ihre gegenseitige Neigung gesehen. Aber ein einziges Hinderniß stand im Wege.

Olav bekannte sich zur christlichen Religion. Er war ein Eiferer für dieselbe, der keine Gelegenheit sie auf das thätigste zu befördern, entwischen ließ. Seit dem Antritte seiner Regierung hatte er das Christenthum durch Vermählungen, Geschenke, Beförderungen, und durch Leibes- und Lebensstrafen in Grönland, Island, bei den Faröern und im ganzen nördlichen Norwegen ausgebreitet.

Aus-

Anfänglich hoffte er, ſie werde ſich durch Vorſtellungen und Gründe bewegen laſſen, zur chriſtlichen Religion überzutreten. In dieſer Abſicht machte er mehrere Verſuche, ſie zu bekehren. Allein Sigrid blieb ſtandhaft dem Heidenthume zugethan. Eine geraume Zeit ſah der König zu, in der Hoffnung, ſie werde endlich doch noch zu beſſern Geſinnungen kommen. Er wiederholte alle ihm möglichen Gründe und Vorſtellungen, wodurch er ihr das Chriſtenthum annehmlich zu machen ſuchte, und that noch neue hinzu. Auch der Biſchof des Ortes bot alle ſeine Thätigkeit und Beredſamkeit auf, dieſen Zweck zu erreichen. Allein weder Gründe, noch Vorſtellungen und Bitten vermochten ſo viel über ſie, daß ſie in das Verlangen des Königes willigte. Darüber gerieth endlich dieſer in einen ſolchen Aerger, daß er alle Unterhandlung abbrach, und ihren Antrag förmlich verwarf.

Eine geraume Zeit verſtrich, ehe Sigrid Norwegen verließ. Sie ſchmeichelte ſich mit dem Gedanken, die Liebe zu ihr werde den König endlich bewegen, von ſeiner Foderung abzuſtehen; und er hoffte noch immer, die Wiederholung kräftiger Vorſtellungen werde

doch einmal ihre Denkungsart umstimmen. So lebten beide noch immer beisammen, ohne daß der eine oder der andere Theil seine Wünsche befriediget sah.

Doch jetzt ereignete sich eine Begebenheit, welche nicht nur in Ansehung der gegenwärtigen Angelegenheit entscheidend, sondern auch in Rücksicht auf Olavs künftiges Schicksal von äußerst wichtigen Folgen war: Indem derselbe seinen Unwillen gegen Sigridens Eigensinn zu deutlich blicken ließ, entstand zwischen beiden ein überaus heftiger Wortwechsel. War die Art auf welche er die christliche Religion vertheidigte, heftig: so war es diejenige, auf welche sie dieselbe verwarf, noch mehr. Ihr lebhafter Widerspruch brachte endlich den für das Christenthum eifrig eingenommenen König so sehr in die Hitze, daß er ihr seine Handschuhe an das Gesicht warf, und sie eine heidnische Hündin schalt. Man halte ja diese Angabe nicht für unwahrscheinlich. Solche Aeußerungen waren dem Geist der dämaligen Zeit gemäß. Viele Völker, besonders die Nördlichen, waren um diese Zeit noch äußerst rohe und ungeschliffen, heftig in ihren Leidenschaf-

ten, hart und gewaltthätig in ihren Betragen. Solcher Ausbrüche einer unbändigen Leidenschaft war man damals gewohnt. Aber auf Sigridens hitzige Gemüthsart machte diese schimpfliche Behandlung dessen ungeachtet einen tiefen Eindruck. Augenblicklich brachte sie ihre Leute und ihr Gepäcke zusammen, und trat die Rückreise an. Am Ufer machte ihr Olav, als sie eben im Begriffe war, ihr Schiff zu besteigen, noch bittere Vorwürfe. Sigrid erwiderte in einer nicht weniger bittern Sprache. Da bemächtigte sich des Königs ein so heftiger Zorn, daß er darüber alle Gegenwart des Geistes verlor. Mit Unmuth stürzte er plötzlich auf sie hin, und stieß sie in das Meer hinab.

Ein allgemeines Geschrei, das unwillkührliche Zeichen eines unvermutheten Schreckens, erhob sich bei diesem Vorfalle. Doch ward sie augenblicklich gerettet. Man brachte sie in das Schiff, und stieß in die See. Schnell segelten ihre Leute mit Hülfe eines günstigen Windes fort, froh, daß sie ihre Gebieterin von der Gefahr so glücklich befreiet hatten. Alle bestrembte des Königs Betragen als eine abscheuliche Gewaltthätigkeit, und

während der ganzen Reise hörte man beinahe nichts, als laute Klagen, und Lästerungen gegen denselben. Doch niemand empfand diese Behandlung als eine auffallend schimpfliche Beleidigung so tief, als Sigrid selbst. Unauslöschlicher Groll, tödtliche, unversöhnliche Feindschaft kochte seitdem in ihrem Busen. Ewigen Haß schwur sie ihm; sie glühte vor Begierde, sich an ihm grausam zu rächen.

Während daß Sigrid ihr leidschaftliches Herz mit dem süssen Gedanken an Rache weidete, und wechselweise höllische Marter fühlte, weil sie ihre Leidenschaft nicht sogleich befriedigen konnte, hatte der König von Norwegen nach einer Reihe seltsamer Begebenheiten das Glück, sich mit einer andern Gattin zu verbinden. Diese war Thyra, eine Schwester des Königs Swend von Dänemark.

In der Jomsburgischen Herrschaft, welche dem Wendischen Könige Burisleif in Rügen unterworfen war, befand sich damals Sigwald Strutharaldson als Statthalter. Dieser tapfere, ehrgeizige, unternehmende Herr strebte aus allen Kräften nach

höhern Anſehen, größerer Macht. Die Abhängigkeit von dem Könige Burisleif war für ihn ein unerträgliches Joch. Daſſelbe abzuſchütteln, und ſich ſelbſt zum unbeſchränkten Herrn der Jomsburgiſchen Herrſchaft zu erheben, war ſein heißeſter Wunſch. Auf dieſen wichtigen Gegenſtand waren alle ſeine Gedanken und Entwürfe gerichtet. Doch die richtige Bemerkung entgieng ihm nicht, daß er ſeinen Zweck durch ſich ſelbſt, ohne andere Hülfsmittel ſchwerlich erreichen würde. Von einer gewaltſamen Empörung mußte der Erfolg nothwendig ſehr zweifelhaft ſeyn, und daß ihm der König die Oberherrſchaft freiwillig abtreten würde, war nicht zu erwarten. Nothwendig mußte er daher eine Handlung einleiten, welche den König von ſelbſt zur Abtretung der Oberherrſchaft beſtimmen ſollte. In dieſer Abſicht bewarb er ſich um Burisleifs Tochter. Giebt dieſe mir ihre Hand, dachte er, ſo iſt die Herrſchaft Jomsburg mein Eigenthum. Sie wird nicht zugeben, daß ſie, als eine Königstochter, künftig als Gemahlin des Staathalters um eine beträchtliche Stufe niedriger ſtehe. Auch Burisleif wird dafür halten, Gemahlin eines ab-

hänzigen Staathalters zu seyn, sei unter der Würde einer königlichen Prinzessin.

Mit unverdrossener Thätigkeit warb Sigwald um Astridens Hand. Durch Betheuerungen seiner Liebe, durch Vorstellungen, Schmeicheleien und Bitten suchte er sie zu gewinnen. Keine Unternehmung war ihm zu beschwerlich, keine zu geringe, um ihr gefällig zu werden. Astrid schien nicht gleichgültig gegen seinen Antrag zu seyn. Anfänglich beobachtete sie zwar eine Zurückhaltung, die auch unter barbarischen Völkern dem Frauenzimmer gewöhnlich eigen ist. Aber wider ihren Willen verrieth sich, wie dieses gemeinlich geschieht, selbst durch das Bemühen, gleichgültig zu scheinen, ihre Zuneigung zu ihm. Von Tage zu Tag ward sie endlich vertraulicher; zuletzt machte sie kein Geheimniß mehr aus ihrer Liebe.

Willst du meine Hand dir erwerben, sagte sie einst zu ihm, so mußt du nothwendig erst wichtige Bedingnisse erfüllen. Sieh! ein beträchtlicher Theil von Wirland, der zu dem Reiche meines Vaters gehört, ist schimpflich an Dänische Oberherrschaft gebunden. Mein Vater muß für diese Besitzung den Königen

von Dänemark Schatzung bezahlen. Macheſt du ihn frei von dieſem Joche, unterwirfſt du dieſen Bezirk ganz ſeiner uneingeſchränkten Gewalt, und bringeſt überdieß, um dieſe Erwerbung zu ſichern, den König Swend von Dänemark gefangen nach Jomsburg: ſo ſollſt du Aſtridens Hand, und durch dieſelbe das Eigenthum von Jomsburg beſitzen. Betrachte einmal die Sache genau! Das Geſchäft, das du verrichten ſollſt, iſt leicht, wofern du nur Muth haſt; und der Preis, den du dafür erlangen wirſt, groß.

Wer war vergnügter über dieſe erwünſchte Aeuſſerung, als Sigwald Strutharaldſon? Ich will ſie erfüllen, ſagte er, dieſe Bedingniß, will Winland von der Zinsbarkeit befreien, und den Däniſchen König Swend als Gefangenen vor Euch ſtellen, ſo wahr ich Sigwald Strutharaldſon heiße. Vielen Dank, holde Prinzeſſin, daß Ihr mir eine ſo ſchöne Gelegenheit gabt, mir durch eine groſſe und gefährliche Unternehmung Euere Hand zu verdienen. Ich will mich würdig machen Eures Beifalls und Euerer Gunſt durch die unerſchrockene Aus-

führung einer kühnen That. Der Erfolg soll Euerer Erwartung entsprechen.

Von der Stunde an sann er auf Mittel, sein Versprechen zu erfüllen. Der Plan war in kurzer Zeit entworfen, und bald darauf ausgeführt. Sigwald begab sich mit dreien Schiffen in die See. Auf jedem derselben befanden sich hundert Mann. Als er nach Seeland, dem Wohnort des Königes von Dänemark gelandet war, machte er Halt. Sogleich schickte er einen Boten an Swend, und ließ ihn bitten, zu ihm auf das Schiff zu kommen. Er habe ihm äußerst wichtige Geheimnisse zu entdecken, und ringe bereits mit dem Tode. Dieser unglückliche Umstand mache es ihm unmöglich, sich selbst zu ihm zu verfügen. Wofern ihm daher seine Ehre, seine Ruhe, sein Leben, die Erhaltung seines Reiches lieb sei: so solle er kommen.

Sigwald streckte sich, nachdem der Bote abgegangen war, wirklich auf sein Lager hin, als wäre er tödlich krank, und erwartete den König in dieser Stellung.

Mit Erstaunen vernahm Swend den Antrag des abgeschickten Boten. Seine Neugierde ward aufs höchste gespannet. Strebet

mir jemand nach dem Leben, dachte er bei ſich, oder ſteht meinem Reiche der Umſturz bevor? Und wer ſoll dann der Urheber irgend eines heimlichen Unternehmens gegen mich ſeyn? Irgend ein auswärtiger Fürſt? Aber welcher Fürſt wird ſo feige ſeyn, mich ohne vorhergegangene Kriegserklärung hinterliſtig wie ein Meuchelmörder zu überfallen? Oder einer meiner Groſſen, oder mein Volk? Aber ich kann mich nicht erinnern, daß ich je einem die geringſte Veranlaſſung dazu gegeben habe. Ich habe keinen beleidiget; die Groſſen ſcheinen mir nicht abgeneigt, das Volk iſt mir zugethan. So gerieth er bald auf dieſen, bald auf jenen Gedanken, und verwarf am Ende einen jeden. Er konnte ſchlechterdings nicht begreifen, welches wichtige Geheimniß ihm der Statthalter möchte zu entdecken haben. Doch baute er zu viel auf deſſen Redlichkeit, um die Wahrheit ſeiner Nachricht in Zweifel zu ſetzen. Er begab ſich daher voll Erwartung an das Ufer. Dreißig bewafnete Männer begleiteten ihn.

Damit der König bequem zu ihm kommen konnte, hatte Sigwald vom Strande an von einem Schiffe zum andern bis zu dem Sei-

nigen Brücken anlegen lassen. Als Swend mit seiner bewaffneten Mannschaft das erste Schiff erreichet hatte: ersuchte man ihn unter dem Vormande, die folgenden Schiffe möchten unter der Last so vieler sinken, zehn Mann zurückzulassen. Der König, der nichts Arges vermuthete, gab diesem Verlangen Gehör. Eben diesen Antrag that man beym zweiten Schiffe, und auch dießmal ließ es der König geschehen, daß seine Leute zurückblieben. Nur noch mit der schwachen Bedeckung von zehn Mann versehen, betrat er endlich Sigwalds Schiff. Hier fand er den Statthalter hingestreckt auf sein Lager, ächzend, und beinahe ohne Bewegung.

Langsam, als hätten ihn alle Kräfte verlassen, schlug er die Augen auf, als Swend vor ihm stand, und warf einen matten Blick auf ihn. Kaum schien er vor Schwäche sein Haupt gegen ihn wenden zu können. Ich habe dir — sprach er mit leiser, gebrochener Stimme, — wichtige Geheimnisse — zu entdecken — — O! — du wirst — erstaunen; — man hat — — Hier bückte sich Swend zu ihm herab, um

seine Worte (denn er sprach ausserordentlich leise, als wollte ihm der Athem entweichen) deutlicher zu vernehmen. Plötzlich ergriff ihn Sigwald, sprang frisch und munter von seinem Lager auf, und hielt ihn fest. Seine Leute, welche schon zuvor unterrichtet waren, versicherten sich seiner Leibwache, daß sie ihm nicht beispringen konnte. In jedem Schiffe bemächtigte man sich auch seiner zurückgelassenen Bedeckung. Auf solche Art war der König in Sigwalds Gefangenschaft. Ohne Verzug hieß hierauf der Statthalter die Schiffe fortsegeln. Er führte den König nach Jomsburg.

Swends Erstaunen und Schrecken bei dieser unerwarteten Begebenheit ist über alle Beschreibung. Lange Zeit blieb er völlig betäubt und sprachlos. Endlich gieng sein Schrecken in Unmuth und wilden Grimm über. Doch drückten mehr seine Geberden und Blicke, als Worte seine heftige Leidenschaft aus.

Triumphirend, und voll stolzen Gefühles von der Größe seiner Unternehmung begab sich hierauf der Statthalter zu Astriden. Ich versprach Euch, sagte er, einen schweren

Plan auszuführen: und ſeht! Sigwald iſt ein Mann; er hat Wort gehalten. Der König von Dännemark iſt in ſeinen Händen. Der Statthalter von Jomsburg kann ihm nun Geſetze vorſchreiben; er kann ihm befehlen, den Theil Winlands, der bisher demſelben zinsbar war, augenblicklich frei zu machen; er wird es auch thun. Nun erfüllet auch Ihr Euer Verſprechen; laſſet Euere Hand den gewünſchten Preis dieſer gefährlichen That ſeyn.

Wer kann das Entzücken malen, welches der glückliche Ausgang dieſes Unternehmens in Aſtridens Herzen erweckte? Er hat ſie alſo ausgeführt, die kühne That? ſagte ſie im Stillen zu ſich ſelbſt, und wird nun der Meinige werden? — Aber wie? wenn mein Vater ſich weigerte, Jomsburg von ſeiner Oberherrſchaft zu trennen? Er iſt ehrgeizig, ſtolz, eigenſinnig. Wie? wenn er es abſchlüge, mich dem Statthalter unter dieſen Bedingniſſen zu überlaſſen? — Dieſe Sorge trübte noch ihre Freude über den glücklichen Ausgang der Gefangennehmung des dänischen Königs. Sigwald ſelbſt ſchwebte noch zwiſchen Hoffnung und Furcht, und dachte

ängſtlich auf Mittel, den König Burisleif ſo zu gewinnen, daß er unbedingt ſein Verlangen erfülle.

Er begab ſich hierauf zum Könige, und machte ihm das, was er unternommen hatte, bekannt. König, ſagte er, ich bin gekommen, dir eine wichtige Nachricht zu melden. Ich habe eine That gewagt, welche, wofern du mitwirken willſt, den Ruhm deines Reiches vergrößern wird. Schon oft hörte ich laute Klagen von dir, daß ein Theil deines Reiches dem Könige von Dänemark ſchatzpflichtig iſt. Mit Recht hieltſt du dieſe Unterwürfigkeit für einen Schimpf, der bisher an deiner Ehre klebte. Denn was iſt ſchändlicher, als wenn ein freier, tapferer, anſehnlicher König einem Fremden eine Schatzung kaum ſich bezahlen muß? Wollteſt du nicht lieber frei ſeyn, und in ganz Wineland unbeſchränkt herrſchen? nicht lieber Tribut von andern fodern, als ihn an andere bezahlen?

Allerdings wünſche ich dieſes, erwiderte Burisleif.

Nun ſo ergreif denn, fuhr Sigwald fort, die gute Gelegenheit, die ſich dir freiwillig anbietet, und entrichte keine Schatzung

mehr an den König von Dännemark, und herrsche frei und unbeschränkt in ganz Winland.

Aber wie kann ich dieses? fragte Burisleif.

Wisse, antwortete jener: Swend, der tapfere König von Dännemark, dem du bisher Schatzung entrichten mußtest, ist als Gefangener in meinen Händen. Voll Aerger über diese Demüthigung, die du bisher erdulden mußtest, faßte ich den kühnen Entschluß, dich durch ein großes Wagestück von der schändlichen Last zu befreien. Ich lief mit dreien Schiffen aus, in deren jedem ich hundert Mann hatte, und landete glücklich in Seeland. Hier stellte ich mich an, als wäre ich tödtlich krank, und ließ den König Swend unter dem Vorwande, als hätte ich ihm ein wichtiges Geheimniß zu offenbaren, durch abgeschickte Boten ersuchen, daß er zu mir auf mein Schiff komme, Swend that es, und ich bemächtigte mich durch List seiner Person. Nun steht es bei dir, ob du das Glück, das ich dir bereitet habe, genießen willst. Ich hoffe, du wirst einem solchen Dienste, den ich dir dadurch erwies, den gebührenden Lohn

nicht abſprechen. Tapfere Könige, die man zur Abtretung einer Beſitzung zwingen kann, bekömmt man nicht alle Tage in ſeine Gewalt.

Welchen Lohn verlangeſt du dann? fragte Burisleif weiter.

Giebſt du mir, antwortete Sigwald, deine Tochter zur Ehe, und mit ihr das Eigenthum von Jomsburg: ſo ſoll Winland für ewig der Unterwürfigkeit unter dem Däniſchen König entlediget ſeyn; ewig ſollen deine Nachkommen nicht mehr ihm eine Schatzung entrichten; ich werde ihn nicht eher aus der Gefangenſchaft loslaſſen, als bis er ſeine Freiheit für dieſen Preis wird erkaufet haben.

Bei dieſen Worten gieng eine ſichtbare Veränderung in Burisleifs Geſichtszügen vor. Seine Wangen entfärbten ſich, ſeine Miene wurde bedenklich; deutlich las man die Verlegenheit aus ſeinen Augen. Auf der einen Seite ſtellte ſich ihm Sigwalds Antrag und die Erhöhung ſeiner Macht, die er ſich durch die Annahme derſelben verſchaffen würde, ungemein reizend dar; auf der andern ſchwebte ihm immer der Verluſt der Oberherrſchaft von Jomsburg vor den Augen. Es

schien ihm hart, auf der einen Seite verlieren zu müssen, was er auf der andern gewinnen würde. Eine geraume Zeit verrieth seine Stellung ernstes Nachdenken über diese Sache, und innern Kampf.

Es steht in deiner Macht, fuhr jener endlich fort, dir diese Freiheit zu verschaffen, oder sie undankbar von dir zu stoßen. Willst du je dieses letztere thun: so wisse: ich werde den König Swend in diesem Falle ohne alle Bedingniß alsogleich loslassen. Dieß ist mein fester Entschluß. Die Folgen magst du alsdann fühlen, den Schaden dir selbst zuschreiben. Für ewige Zeiten wird die Hoffnung zur Erlangung der freien Oberherrschaft in Winland verloren seyn. Nun bedenke es, und wähle.

Mit diesen Worten verließ er ihn, und begab sich zu dem Könige Swend. Du weißt es, sprach er zu ihm, welche Rechte dem Sieger über seine Gefangene zustehen. Ich könnte dich beständig in meiner Gefangenschaft halten, ich könnte dir das Leben nehmen, wenn ich wollte. Aber ich verlange nur, was weniger hart ist. Erlaß dem Rügischen Könige Burisleif die Schatzung,

die

die er dir bisher schimpflich bezahlen mußte, für immer, und du sollst augenblicklich auf freiem Fuße seyn. Weder von mir, noch von dem Könige in Rügen sollst du je eine Gefahr, oder die geringste Beleidigung zu befürchten haben. Weigerst du dich aber, auf den Tribut Verzicht zu thun: so beklage dich nicht, wenn du in kurzem ein schlimmes Schicksal erfahren wirst. Du wirst alsdann selbst der Urheber desselben seyn. Ich werde dich zwar nicht in meiner Gefangenschaft behalten; aber ich werde — was dir zehnmal fürchterlicher seyn muß, — dich dem Könige Burisleif ausliefern. Dieß habe ich ihm bereits gelobt. Er mag dann handeln mit dir, wie ihm beliebt.

Dieser Antrag machte einen außerordentlich starken Eindruck auf den König von Dännemark. Aeußerst ungern trat er seine Einkünfte in Winland an Burisleif ab; er fühlte das Schimpfliche, sich dieselben von einem andern so offenbar abtrotzen zu lassen. Allein seine persönliche Freiheit, die er dadurch wieder erlangen konnte, liebte er doch mehr, als das Geld. Wie konnte er sich wohl auch in dem ohnmächtigen Stande der Gefangen-

schaft widersetzen? Mit einem Zögern, welches seinen Widerwillen verrieth, willigte er in die Bedingniß, die ihm Sigwald vorschrieb.

Kaum hatte dieser die entscheidende Antwort von ihm erhalten, als er noch einmal vor dem Rügischen König erschien, um auch dessen Entschluß zu vernehmen. Aeußerst betroffen über Sigwalds zuversichtliche Kühnheit, hatte Burisleif lange über dessen ungestüme Foderung nachgedacht. Die ernstliche Drohung, daß er den König von Dänemark also gleich frei lassen wolle, wofern er nicht sein Verlangen erfülle, vermochte endlich so viel über ihn, daß er sich seinem Ausspruche unterwarf. Man schritt hierauf zu einer förmlichen Unterhandlung, deren Artikel wieder der Statthalter angab.

Swend mußte sich in diesem Vertrage verbindlich machen, des Rügischen Königs Burisleifs Tochter Gunhild zur Ehe zu nehmen, und diesem seine Schwester Thyra entgegen zu verloben. Dieser Uebereinkunft zu Folge gab Burisleif denjenigen Bezirk von Winland, der bisher dem Könige von Dänemark zinsbar gewesen war, seiner Toch-

ter Gunhild zum Brautſchatze mit; ſeine eigene Braut Thyra erhielt von ihrem Bruder Swend die Güter Falſter und Bornholm in Fühnen. Doch Burisleif trat dieſe an den König von Dänemark durch Tauſch wieder ab; er nahm dafür den ſeiner Tochter beſtimmten, ehemals zinsbaren Theil von Wiuland zurück. Sigwald aber bekam ſeine Aſtrid, und mit ihr die Oberherrſchaft von Jomsburg. Auf ſolche Art hatte der Statthalter beide Könige zu nöthigen gewußt, daß ſie ſeiner Willkühr gehorchen mußten.

Niemand war über dieſen Vertrag mehr beſtürzt, als Thyra. Sich einen Gemahl aufdringen zu laſſen, iſt ohnehin eine überaus kränkende Sache. Am allermeiſten mußte es ſie betrüben, daß ſie einem Manne ihre Hand geben ſollte, zu welchem ſie nicht die geringſte Neigung fühlte. Ihr ganzes Herz empörte ſich bei dieſem Gedanken. Zureden ihres Bruders, Bitten, Drohungen — alles war fruchtlos; nichts war vermögend, Neigung zu dem König von Rügen in ihr Herz zu pflanzen, oder ſie je nur ſo weit zu bringen, daß ſie den Ihrigen eine ſchwache Hoffnung übrig

gelassen hätte, sie werde ihre Wünsche befriedigen. Ganze Nächte brachte sie schlaflos unter marternden Vorstellungen hin, und Thränen und Seufzer machten ihre Tagesordnung aus. Weder Beruhigungsgründe, noch Vorstellungen nahm sie an. Jeden, der es versuchte ihren Schmerzen zu lindern, schalt sie einen hartherzigen, ihren Bruder einen grausamen Tyran, der sie ohne Barmherzigkeit dem schrecklichsten Elende hinopfern wolle. Nach langem Seufzen und Heulen raffte sie endlich allen weiblichen Muth zusammen, und weigerte sich mit trocknen Worten, nach Rügen zu gehen.

Der König von Dänemark war selbst sehr bekümmert, als er seine Schwester so leiden sah. Aber ohne Gefahr, sich an Sigwald und Burisleif zween mächtige Feinde über den Hals zu ziehen, konnte er den Vertrag nicht brechen. Er befürchtete, wenn er seine Schwester in Schutz nähme, und sie ihrem bestimmten Gemahle nicht ausliefe'te, die Uebel eines verderblichen Krieges. Um diese zu vermeiden, gab er ihrem Pflegevater, Aussur Achin den Auftrag, sie mit Ge-

walt fortzuschleppen. Nach einem heftigen Gegenkampfe brachte er sie nach Rügen.

Hier saß nun Thyra, und weinte und heulte, und rang die Hände. Thränen, Seufzer, Vorwürfe und grimmige Blicke waren alles, was sie ihrem Gemahle für seine Gunstbezeugungen erwiederte. Sechs Tage lebte sie so zu Rügen im kläglichsten Zustande des tiefsten Schmerzes, und der wilden Verzweiflung. Fest entschlossen, sich durch Hunger das verhaßte Leben zu rauben, nahm sie diese ganze Zeit hindurch keine Speise zu sich. Am siebenten Tage, da niemand um sie war, ersah sie endlich eine bequeme Gelegenheit, und entwischte heimlich aus Burisleifs Burg. Pfeilschnell eilte sie weg über Berg und Thal, durch Gebüsche und Wälder; ängstlich sah sie beinahe bei jedem Schritte um sich her, und wich sorgfältig aus, wenn sie in der Ferne Menschen erblickte, die sie hätten bemerken können. Auf solche Art kam sie glücklich über die Rügischen Grenzen, und endlich zur See nach Dänemark. Doch hier war keine bleibende Stelle für sie. Swend war entschlossen, standhaft über dem Vertrage zu hal-

ten; dieſes war ihr ſchon zum voraus bekannt. In der Hoffnung, an einem andern Orte ein beſſers Schickſal zu finden, eilte ſie daher nach Norwegen.

Der König Olav Trygvåſon nahm ſie freundſchaftlich auf. Redlich bedauerte er ſie wegen der Drangſale, die ſie durch unnatürlichen Zwang erlitten hatte. Ihr traurliges Schickſal, ihr gegenwärtiges Betragen, ihre ſchöne Geſtalt — alles machte ſie ihm werth. Je länger er mit ihr umgieng, deſto ſtärker wurde ſeine Neigung zu ihr. Auch Thyra war nicht unempfindlich gegen das Wohlwollen, welches er ihr ſo deutlich zu erkennen gab. Er erklärte ihr ſeine Liebe, und ſie erwiederte die Erklärung durch eine ähnliche. So vereinigten ſich die Gemüther dieſer beiden bald miteinander. In kurzer Zeit erhob ſie der König von Norwegen zu ſeiner Gemahlin. Dieſes geſchah im Jahre 998.

In Rügen hatte man lange Zeit nicht gewußt, wohin ſie gekommen ſei. Ihr plötzliches Verſchwinden aus der Burg hatte bei dem Könige Burisleif und bei allen ſeinen Leuten Erſtaunen und Beſtürzung hervorgebracht.

Vergeblich hatte man Boten ausgesandt, sie aufzusuchen. Nirgends war man im Stande, sie zu erfragen. Doch in der klugen Erinnerung, daß sich die Liebe unmöglich erzwingen lasse, bewies sich der König ziemlich gemäßigt. Als sich endlich der Ruf verbreitete, sie habe sich mit dem Könige von Norwegen vermählet: gönnte er ihr das Glück einer aus freier Wahl geschlossenen Ehe, und machte ferners keinen Anspruch auf sie. Dennoch hatte ihre Flucht und Vermählung mit Olav Trygvåson Folgen, welche damals niemand vermuthete.

Der König Swend von Dänemark hatte bereits einige Jahre in vertraulicher Eintracht mit seiner Gemahlin Gunhild gelebt. Sie hatte ihm zween Söhne, Harald und Kund geboren. Allein mit der Zeit erlosch seine Neigung zu ihr, und seine Gleichgültigkeit gieng endlich in eine vollkommene Unzufriedenheit über. Er unternahm um diese Zeit einen Seezug nach Engelland; denn damals lagen die Könige von Dänemark beständig in Zwist mit den Engelländern, und es war eine ihrer vornehmsten Beschäftigungen, in diesem

Lande Eroberungen zu machen. Nach seiner Zurückkunft nahm sein Mißvergnügen mit ihr nicht nur nicht ab; es erreichte vielmehr von Tage zu Tag einen höhern Grad. Gänzlich ihrer satt, verstieß er sie endlich, und schickte sie dem Könige Burisleif, ihrem Vater zurück.

Die berüchtigte Sigrid, von welcher oben Meldung geschehen, hatte bisher, seitdem sie der König Olav Trygvåson von Norwegen schimpflich verschmähet hatte, einsam und unbemerkt ihre Tage zugebracht. Jetzt trat sie wieder auf die Schaubühne, um eine groſse Rolle zu spielen. Swend fühlte Neigung zu ihr, und machte sie zu seiner Gemahlin. Sie, die schon so viele Freier hochmüthig verworfen, einige sogar darum, daß dieselben um sie geworben, grausam getödtet, zuletzt aber selbst den Schimpf einer abschlägigen Antwort von dem Norwegischen König Olav erduldet hatte, gab nun, froh, sich ihrer entehrenden Verlassenheit entrissen zu sehen, dem Könige von Dänemark ihre Hand. Auch darum war ihr diese Verbindung besonders willkommen, weil sie von derselben die

ſchon ſeit langer Zeit äußerſt gewünſchte Gelegenheit hoffte, ihren bittern Haß, und ihre unverſöhnliche Rachſucht an ihrem alten Feinde, dem Könige von Norwegen zu befriedigen.

Schon lange hatte ſie vor Begierde nebrannt, ihn für die Beleidigung, die ſie durch ihn erlitten hatte, empfindlich zu züchtigen. Jetzt verſäumte ſie keinen Augenblick ihrem Gemahle einen bittern Haß gegen ihn einzuflößen. Ueber ſeine Schweſter Thyra war Swend ohnehin erbittert, daß ſie ihrem beſtimmten Gemahle heimlich entlaufen war, und ſich wider ſeinen Willen mit Olav vermählet hatte. Wie leicht war es ihr nun, dieſe Leidenſchaft zu ihrem Vortheile zu benützen, und auch auf den König Olav ſelbſt hinüber zu lenken? Er war der boshafte Mann, der ihr Unterſchleif gab, der ſie in ihrem Unternehmen unterſtützte, oder wenigſt durch ſeine Verbindung mit ihr demſelben Wirkſamkeit und Dauer gab. Iſt dein Zorn gegen Thyra gerecht, ſagte ſie oft zu ihrem Gatten, warum fällt er nicht auch auf ihren Gemahl? Hat derſelbe weniger verbrochen, dich

weniger beleidiget, als sie? Wer beförderte dann ihre Widersetzlichkeit gegen dich? Wer unterstützte sie, daß sie ihr eigensinniges Vorhaben gegen deinen Willen vollkommen durchsetzen konnte? Was hindert dich dann auszuziehen wider ihn, und in seinem eigenen Reiche ihn anzugreifen?

Durch diese, und mehr andere Vorstellungen, mit denen sie ihrem Gemahle unaufhörlich in den Ohren lag, gelang es ihr wirklich, seinen Groll gegen Olav Trygvåsson zu erwecken. Dennoch konnte sie ihn nicht bereden, seinen Feind in dessen eigenem Lande zu überfallen. Er sah es für viel zu gefährlich an, in dem gebirgigten Norwegen, welches steile, beinahe unzugängliche Klippen, und tapfere Einwohner schützten, zu landen. So sehr auch Sigrid alle ihre Beredsamkeit aufbot: so konnte sie von ihm doch keine Einwilligung zu ihrem Vortheile bewirken. Er faßte vielmehr den Entschluß, einen zweiten Seezug nach Engelland zu unternehmen, und führte auch sein Vorhaben sogleich durch die That selbst aus.

Wie hoch ihr Zorn über das Mißlingen dieses Versuches gestiegen sei, mag jeder selbst

ſchließen, wer ſich einen Begriff von der Heftigkeit der Rachſucht eines ſtolzen, beleidigten Weibes zu machen vermag. Mit dem Unmuthe eines aufs äußerſte gekränkten Herzens vernahm ſie die entſcheidende Erklärung ihres Gemahles, und mit verbiſſener Wuth trotzte ſie ſeitdem dieſem Widerſtande. Je mehr ſie ihren Plan vereitelt ſah, deſto heftiger wuchs ihre Leidenſchaft. Und ſollte ſich die ganze Welt wider mich verſchwören, rief ſie oft in der heftigſten Begeiſterung aus: ſo will ich der ganzen Welt zum Trotze mein Vorhaben doch bewerkſtelligen. Er ſoll zu Grunde gehen, durch meine Anſtalt zu Grunde gehen, und ſollte auch ſein Sturz mich ſelbſt zugleich mit ihm ins Verderben ſtürzen. Sollte es mir auch mein Leben koſten, ſo verliere ich es doch nicht ungerochen.

Während daß Swend mit ſeinen Seeſoldaten in Engelland focht, entſchloß ſich Olav Trygväſon mit einer Flotte nach Rügen zu gehen. Die Triebfeder dieſes Vorſatzes war ſeine Gattin. Als Gemahlin des Wendiſchen Königs Burisleifs hatte Thyra einige Güter in Rügen gehabt; aber

durch ihre Flucht hatte sie selbige eingebüßt. Nichts fiel ihr seitdem empfindlicher, als dieser Verlust. Sie glaubte, einen Abgang an Ehre und Ansehen zu leiden, so lange sie dieselben vermißte. Wie? sagte sie oft zu ihrem Gemahle, wir sollten es dulden, daß ein fremder König mein Eigenthum im Besitze hat? Du bist ein freier, unabhängiger König, tapfer, mächtig und angesehen, und du willst es zugeben, daß ein anderer die Güter deiner Gemahlin zurückhält? Willst durch ruhiges Stillschweigen Mangel an Muth verrathen? Ohne Unterlaß drang sie in ihn, nach Rügen zu gehen, und die Güter von Burisleif zurückzufodern. Nach oft wiederholten Vorstellungen und Bitten willigte ihr Gemahl endlich ein.

Von der Stunde an traf Olav große Anstalten zu einem Seekriege. Schiffe wurden aufs beste gerüstet, Waffen aller Art im Menge herbeigeschaffet, eine große Zahl Kriegsvolkes zusammengebracht. Der Ruf davon verbreitete sich bald in allen nördlichen Ländern.

Sorgenlos, und von einem groſſen Muthe beſeelet, trat der König von Norwegen mit ſechzig Schiffen den Zug an. Die Königin und der Biſchof ſeines Ortes begleiteten ihn. Günſtige Winde trugen ihn bald an die Küſten der Inſel Rügen. Keine Widerwärtigkeit ſtieß ihm während der Reiſe auf; kein Sturm drohte ſeiner Flotte Gefahr; kein Feind begegnete ihm, und ſuchte ſeine Fahrt zu hemmen. Nur der Gedanke beunruhigte ihn zuweilen, den König von Rügen werde der Anblick der Königin Thyra, und ſeine Foderung beleidigen, und er werde die Erfüllung derſelben durch die Gewalt der Waffen erzwingen müſſen.

Doch Olav fand an dem Rügiſchen König einen billigen Mann. Burisleif empfieng ihn mit ſichtbaren Zeichen der Freundſchaft; er ſchien gleich anfänglich nicht abgeneigt, ſeinen Wunſch zu befriedigen. Beide Könige unterredeten ſich ernſtlich über dieſen Gegenſtand, und nach einigen Unterhandlungen trat Burisleif dem Norwegiſchen Könige diejenigen Güter, welche ſeiner Gemahlin Thyra gehörten, ohne viele Schwierigkeit ab.

Der glückliche Ausgang dieſes Geſchäftes erfüllte Olavs Herz mit deſto mehr Zufriedenheit, je mißlicher daſſelbe anfänglich ſchien, und je weniger guten Erfolg er ſich eben darum zuvor davon verſprochen hatte. Nebſtdem war auch der Umgang mit Sigwald von Jomsburg vorzüglich ein Gegenſtand, der ihm den Aufenthalt in Rügen angenehm machte.

Dieſer Herr war bald nach der Ankunft Olavs gleichfalls nach Rügen gekommen, und begegnete dem Könige von Norwegen ungemein liebreich. Sorgfältig ſuchte er jede Gelegenheit hervor, ihm Vergnügen zu machen. Olav fand ſo viel Unterhaltung in ſeiner Geſellſchaft, daß er länger, als er ſich anfänglich vorgeſetzt hatte, in Rügen verweilte. Sigwald ſelbſt ſchien an dem Umgange mit ihm ein beſonders Wohlgefallen zu haben, und einigemale, da der König von Norwegen ſchon entſchloſſen war aufzubrechen, und nach Hauſe zurückzukehren, beredete ihn dieſer mit vieler Wärme, noch länger in Rügen zu bleiben.

Endlich nahm er doch ernstlich Abschied von Burisleif, und trat die Rückreise an. Sigwald rechnete es sich zum besondern Vergnügen, ihn nebst seiner Gemahlin und dem Bischofe zu begleiten. Olav, der nun seines Erachtens nichts zu befürchten hatte, weil er in Frieden und Freundschaft von dem Rügischen Könige schied, hieß den größten Theil seiner Schiffe vorauslaufen. Er selbst folgte Sigwalden mit eilf Schiffen. Mit frohem, zufriedenem Herzen, und offenem, heitern Blicke verließ er den König. Zufriedenheit und Freude über die glückliche Beendigung seiner Angelegenheit blickte aus seinem ganzen Antlitze hervor, und verrieth sich in allen seinen Gesprächen und Handlungen. So schiffte er sorgenlos und munter dahin, als er sich auf einmal zu seinem größten Erstaunen und Schrecken mitten in der See auf allen Seiten von Feinden umringt sah, die plötzlich mit rasendem Ungestüm auf ihn losstürmten. Die Empfindung, welche bei dieser Gelegenheit in ihm aufstieg, ist leicht zu errathen.

Nach einigen Augenblicken der betäubenden Ueberraschung, die ihm doch nicht alle

Gegenwart des Geiſtes benahm; faßte er Muth, und bereitete ſich zum Streite, voll Vertrauens auf ſeine und die Tapferkeit ſeiner Leute. Eine beſonders große Hoffnung bauete er auf Sigwalds und ſeiner Leute mächtigen Beiſtand. Denn deſſen Unerſchrockenheit und Geſchicklichkeit im Seekriege waren überall hinlänglich bekannt. Aber leider machte Olav bald darauf die traurige Erfahrung, daß ihn Sigwald, der ihm zu Rügen ſo viele warme Theilnahme und Freundſchaft bezeigt hatte, grauſam betrogen habe.

So bald nämlich Sigrid, welche noch immer unverſöhnliche Rachgierde im Buſen kochte, Nachricht erhalten hatte, daß der König Olav von Norwegen beſchloſſen habe, nach Rügen zu ſchiffen, und die Güter ſeiner Gemahlin von dem Könige Burisleif, wenn er ſie nicht gutwillig abtreten wollte, auch mit Gewalt der Waffen zurückzufodern; hatte ſie unverzüglich Boten an Sigwald, Herrn von Jomsburg und Schwager ihres Gemahles, ingleichen an ihren Sohn erſter Ehe, den Schwediſchen König Olav Skotkonung, und an den Norwegiſchen Jarl

Erik

Erik Hakanſon, der ihre Stieftochter Gida, eine Prinzeſſin des Königs Swend zur Ehe hatte, und ſich damals in Schweden aufhielt, ausgeſandt. Mit dieſen hatte ſie einen geheimen Bund geſchloſſen, gemeinſchaftlich in möglichſter Geſchwindigkeit eine hinlängliche Flotte zu rüſten, und den König von Norwegen auf ſeinem Seezuge unvermuthet zu überfallen. Sogleich hatten alle dieſe Verbündeten angefangen, eine beträchtliche Anzahl Schiffe in ſeefertigen Stand zu ſetzen, und mit Waffen und Mannſchaft hinlänglich zu verſehen. Es war ihnen gelungen, ihre Abſicht gänzlich geheim zu halten. Im ganzen Norden hatte kein Menſch gewußt, wohin dieſe Rüſtungen zielten, und an vielen Orten war es nicht einmal bekannt geworden, daß man neue Rüſtungen vernahm.

Sigwald hatte von der Königin den Auftrag bekommen, ſich bald nach der Ankunft des Königs Olavs im Rügen eben dahin zu begeben, und ihn unter dem Scheine der Freundſchaft durch verſchiedene Beluſtigungen ſo lange dort aufzuhalten, bis die vereinigte Flotte der Verbündeten in dem Tiefen von

Swolbur oder in der Bucht bei Greifswalde sich würde versammelt haben, endlich, wenn dieses geschehen seyn würde, auf erhaltene geheime Nachricht zugleich mit ihm abzureisen, und ihn an denjenigen Ort zu führen, wo die Flotte zu seinem Empfange bereit liegen würde.

Indessen war auch der König Swend von seiner Unternehmung aus Engelland zurückgekommen, und hatte zu seiner Verwunderung erfahren, daß seine Gattin während seiner Abwesenheit ein förmliches Bündniß gegen den König von Norwegen zu Stande gebracht habe, und daß eine zahlreiche Flotte schon zum Absegeln bereit liege. Eine Zeitlang hatte er zwar verschiedene Einwendungen gegen dieses Unternehmen gemacht, und war fest auf seiner vorigen Gesinnung verharret. Da aber Sigrid mit Vorstellungen und Bitten nicht nachgelassen, der Zug nun nicht mehr nach Norwegen, wo er ehe gefährlich geschienen hatte, sondern in eine Gegend gehen sollte, wo man sich große Vortheile versprechen konnte: so war dadurch sein vornehmster Beweggrund, aus welchem er ehe die

Feindſeligkeiten gegen Olav mißrathen hatte, weggefallen. Im Vertrauen auf den mächtigen Beiſtand der Verbündeten hatte er daher endlich nachgegeben, und ſich mit derſelben vereiniget. Er war ohnehin der Meinung geweſen, einen väterlichen Anſpruch auf Norwegen zu haben, und ſeine Gattin hatte keine Mühe geſparet, ihn darin zu beſtärken. So war dann die Flotte in aller Stille ausgelaufen, und hatte glücklich den Buſen von Swoldur erreichet.

Nachdem Sigwald die geheime Nachricht erhalten hatte, daß ſich alles in verfaßungsmäßigem Stande befinde: verzögert er die Abreiſe des Norwegiſchen Königs nicht weiter, ſegelte unter dem Vorwande, ihn freundſchaftlich zu begleiten, zugleich mit ihm an der Spitze ſeiner eilf Schiffe, und führte ihn treulos mitten unter die Feinde. Als er dieſelben erreichet hatte, verließ er ihn ſchändlich, und verband ſich mit der vereinigten Flotte.

Das Erſtaunen, und der Schrecken, und die Erbitterung und Wuth, welche unter

Olavs Leuten bei dieser Gelegenheit auf die mannigfaltigste Art miteinander abwechselten, bedürfen keiner Beschreibung. Hätte es der König von Norwegen nur mit Swend allein aufzunehmen gehabt, oder wäre seine ganze Flotte beisammen gewesen: ohne Schwierigkeit hätte er sich der gegen ihn eindringenden Macht entgegen setzen, und getrost einen glücklichen Ausgang erwarten können. Aber getrennet von dem größten Theile seiner Flotte, nur noch mit eilf Schiffen versehen, was sollte er thun? Mit so schwachen Vertheidigungsmitteln sich in ein Treffen gegen vier Feinde einzulassen, die ihre Macht miteinander vereiniget hatten, war ein verwegenes Wagestück. Die vornehmsten auf seinen Schiffen drangen daher mit allen Eifer in ihn, er sollte sich ja einer so augenscheinlichen Gefahr nicht muthwillig Preis geben, nicht durch seinen Untergang sie selbst, und ganz Norwegen ins Verderben stürzen. Bei allem, was ihm werth und heilig seyn mochte, beschwuren sie ihn entweder die Flucht zu ergreifen, oder seine übrigen Schiffe, die er vorausgeschickt hatte, erst einzuholen, ehe er sich in ein Gefecht mit seinen Feinden einließe.

In der That ſtand auch dem Könige bei einer ſo entſchiedenen Uebermacht ſeiner Feinde nichts anders bevor, als entweder der Tod, oder eine ſchimpfliche Flucht. Doch Olav war zu ſtolz, um ſich zur letztern zu entſchlieſſen. Auch ſchien es ihm nicht ohne Grund zweifelhaft, ob es ihm wirklich gelingen würde, der ſo zahlreichen feindlichen Flotte, die ihn auf allen Seiten einſchloß, durch die Flucht zu entrinnen; und ſeine vorausgeſchickten Schiffe erſt einzuholen, däuchte ihm eine Unmöglichkeit. Standhaft verwarf er den Rath ſeiner Leute.

Er ließ die Königin Thyra nebſt dem Biſchofe unter das Verdeck bringen, und die Schiffe zuſammenhängen. Darauf begab er ſich an die höchſte Stelle ſeines Schiffes, zog das Schwerd, und befahl auch ſeinen Leuten, ſich zum Streite gefaßt zu machen. Sogleich ließ er das Zeichen zum Angriffe geben, und ſtürzte mit allen ſeinen Schiffen zuerſt, und mit der größten Wuth auf die Feinde hin. Ha! rief er trotzig den Feinden zu, als dieſe mit eben ſo viel Ungeſtümm gegen ihn anrückten; Elende, was wollt Ihr? Noch nie habt

Ihr Norweger beſiegt, und Ihr waget es, Euch jetzt gegen uns aufzulehnen? Ihr ſollet tüchtigen Lohn empfangen für Euern Frevel. — Die Schweden ſchalt er Pferdefleiſchfreſſer; von jedem einzelnen Feinde ſprach er mit Verachtung und Trotz. Als er Eriks Leute erblickte, rief er in einem bedeutenden Tone aus: Dieſe allein werden das Treffen blutig machen, denn ſie ſind Norweger, wie wir.

Durch dieſe und ähnliche Ausdrücke des bittern Hohns reizte er die Wuth der Feinde noch mehr gegen ſich. Mit außerordentlicher Gewalt rannten zuerſt die Schweden gegen ſeine Schiffe an, und eine fürchterliche Menge von Pfeilen und Steinen flog auf ſeine Leute ab. Die Norweger wehrten ſich nicht weniger tapfer. Olav befand ſich in einer rothen Kleidung, um von allen gekannt zu werden, auf dem höchſten Theile ſeines Schiffes. Von dieſem herab gab er Befehle, und verrichtete zugleich die Dienſte eines gemeinen Soldaten. Die Größe und Stärke ſeines Schiffes, das er für unbezwinglich hielt, flößte ihm eine Zuverſicht ein, welche ſich

über jede Bedenklichkeit wegsetzte. Es war das größte seiner Zeit, mit zwei und funfzig Rudern versehen, hatte vier und siebenzig Ellen in der Breite, und war so lange, daß es aus dreifsig Räumen bestand, in deren jedem acht Mann fochten. An Höhe und Stärke, so wie an Pracht und Festhaltigkeit in Ansehung des Baues und der Ausrüstung übertraf es alle übrigen weit. Die Gestalt eines Drachen hatte ihm den Namen des langen Wurms zugezogen.

Eine geraume Zeit fochten beide Partheien mit äußerster Aufopferung; das Treffen war ungemein blutig und hartnäckig. Ueberall sah man sterbende Männer schwer verwundet zusammensinken. Beide Theile sahen sich nach gegenseitigem tapfern Widerstande gezwungen, zu weichen. Aber bald erneuerten beide den Angriff; und fochten mit verdoppelter Wuth wieder. Dem Grafen Erik gelang es diesmal nach einem schweren, heftigen Kampf, die überlegenden Schiffe zu erobern. Schon hatte er sich mittels den Weg zum Hauptschiffe gebahnet, und drang bereits bis zu demselben; die Verbündeten fochten schon mit lautem

Jubelgeſchrei, des bevorſtehenden Sieges gewiß. Doch ſo ſehr er auch alle Kräfte anſtrengte: ſo war er doch nicht im Stande, dieſes Schiff zu erſteigen. Mehrmalen that er äußerſt heftige Anfälle, und verſuchte es; aber jederzeit wurde er tapfer zurückgeſchlagen. Fürchterlich ſetzten ſeine Leute den Norwegern mit Pfeilſchüſſen und Steinwürfen zu. Allein es war vergebliche Mühe. Erik ſah ſich genöthiget, ſich ans Land zurückzuziehen.

Olavs Macht hatte indeſſen, obwohl er bisher die Oberhand behauptete, doch ungemein viel gelitten. Sein Schiff war ſchon mit Leichen angefüllet; viele aus ſeiner Mannſchaft waren tödlich verwundet, und unbrauchbar zum fernern Streite. Einem ſeiner beſten Bogenſchützen, Einar Thambaſkiälfer war der Bogen zerſchoſſen worden. Dieß war ein vielbedeutendes Unglück; denn Thambaſkiälfer war einer der tapferſten unter ſeinen Leuten, und übertraf alle an Enthuſiasmus für König und Vaterland. Ach! rief er! als der verderbliche Schuß ſeinen Bogen traf, da bricht das Königreich Norwegen in meinen Händen! Der König ſelbſt hatte ſchon

ſchon eine Wunde am Kopfe durch einen Stein; eine andere durch einen Schuß am Arme bekommen. Dennoch war er noch feſt entſchloſſen, einen neuen Angriff auszuhalten, und erwartete denſelben ſtandhaft.

Indeſſen hatte Erik auf dem Lande ſeine Seeleute verſammelt, und mit ihnen Kriegsrath gehalten. Daß er ungeachtet einer ſo anhaltenden Anſtrengung ſeiner Kräfte, ungeachtet ſo auffallender Beweiſe von Tapferkeit doch ſeines Feindes nicht Meiſter werden konnte, erfüllte ſein ganzes Herz mit Unmuth und Aerger. Welche Schande für uns, ſagte er, daß wir mit einer ſo zahlreichen Flotte, bei ſo entſchiedener Tapferkeit einen ſchwachen, verächtlichen Feind nicht bändigen können? Wie? die anſehnliche Macht ſo vieler Verbündeten ſoll einem einzigen Schiffe eines ohnmächtigen Königes weichen? Wen wird uns dann künftig noch tapfer nennen, wer irgend eine Achtung für uns haben, wenn wir, feigen Memmen gleich, nachgeben? Wer wird nicht vielmehr unſern Namen mit Verachtung ausſprechen, und bittern Spott über uns ausgießen? Wie? Dieſen Schimpf wollt Ihr er-

dulden? Wollt ſchändlich Euren bisherigen Ruhm hinopfern? Wollt zugeben, daß die Welt ſage: Seht, das ſind die ehe ſo tapfern, ſo ſehr gefürchteten Seehelden. Mit Recht hat einſt die ganze Nachbarſchaft vor ihnen gezittert; und nun konnten ſie einem einzigen Schiffe des Norwegiſchen Königes nicht widerſtehen. Ihr Heldenmuth iſt verſchwunden; ihre Tapferkeit hat ſich in Zaghaftigkeit verwandelt. Sie ſind nicht mehr dieſelben Männer. — Laßt uns ſie wegſtreichen aus der Liſte berühmter Helden zur See; laßt uns ſie vertilgen aus unſerm Andenken; ſie ſind deſſelben nicht werth; verdienen nur Hohn und Verachtung. — Ich hoffe, biedere Männer, Euere Ehre werde Euch lieber ſeyn, als daß Ihr eine ſo kränkende Demüthigung gleichgültig ertragen werdet. Mit Recht erwarte ich von Euch, daß das Andenken an Euere vorigen Thaten ſo viel auf Euch wirken werde, um Euch gegenwärtig zu neuer Tapferkeit anzuflammen. — Doch daß Ihr die Angriffe ohne Zögern mit verdoppelter Anſtrengung fortſetzen werdet, das leſe ich bereits aus Euern Geſichtern. Darum habe ich Euch hier verſammelt, damit Ihr mir rathet, und

Mittel vorſchlaget, wie wir uns unſerer Feinde am leichteſten bemeiſtern können.

Alle kamen darin überein, daß das Unternehmen ungemein ſchwer ſei. Denn die ungemeine Höhe des Schiffes, auf welchem ſich der König von Norwegen befand, machte es beinahe unerſteiglich. Alle, auch die gröſte Tapferkeit war hier, wie der Erfolg bisher gezeigt hatte, verſchwendet. Nach langem und ernſtlichen Berathſchlagen wurde endlich beſchloſſen, Bäume im nächſten Walde umzuhauen, ſie auf die Schiffe zu bringen, und ſie alsdann durch Kloben und Stricke auf Olavs groſſes Schiff mit Gewalt fallen zu laſſen. Durch dieſes Mittel hoffte man daſſelbe neigen und erobern zu können. Ueberdieß that der Graf das eigennützig fromme Gelübde, die chriſtliche Religion anzunehmen, wenn ihm der Gott der Chriſten den Sieg verliehe.

Seine Leute verfügten ſich ſogleich in den Wald, hieben ſo geſchwind, als ſie nur konnten, die gröſten Bäume um, ſchleppten ſie mühſam in ihre Schiffe, und begannen das

Treffen von Neuen. So wie sie gegen die Feinde anrückten, schickten ihnen diese einen Hagel von Steinen und Pfeilen entgegen. Dessen ungeachtet drang Erik immer näher hinan, bis er endlich dem Schiffe so nahe kam, daß er die schweren Bäume, welche seine Leute mit sich führten, auf eine gute Art anwenden konnte. Dieses geschah mit vielem Glücke. Die Bäume fielen auf das Norwegische Schiff mit so außerordentlicher Gewalt, und beugten es unter einer heftigen Erschütterung so tief nieder, daß es beinahe überzustürzen schien. Plötzlich sprangen Erik und seine Leute aus ihren Fahrzeugen, und erstiegen es ohne viele Schwierigkeit.

Nun begann ein entsetzliches Gemetzel. Die Verbündeten setzte die Erbitterung, die Norweger die Verzweifelung in Raserei. Diese wütheten gegen den Feind nicht so sehr, um sich zu retten, als um nicht ungerochen zu sterben. Es war ein wilder, gräßlicher Anblick. Blut floß in Strömen; im Schiffe häuften sich Leichen auf Leichen, und wer von den Norwegern dem Mordschwert entgieng, der wurde entweder gefangen genommen, oder

fand sein Grab in der See. Als Olav sah, daß alles verloren, und gar keine Hoffnung mehr übrig sei: fluchte er noch dem Verräther Sigwald und der grausamen Sigrid, und stürzte sich, um nicht in die Hände der Feinde zu gerathen, mit seinem Staller Kolbein und einigen andern, welche zunächst um ihn waren, vom Verdecke ins Meer.

Alsogleich setzten ihnen die feindlichen Schaluppen mit der größten Geschwindigkeit nach. Die meisten von ihnen wurden gefangen genommen, und hierauf ermordet. Nur Kolbein und Thambaskiälfer entkamen mit vier andern dem Feinde, und retteten glücklich ihr Leben. Den König, welchen seine Gegner mit besonderer Begierde aufsuchten, fanden sie nicht. Er war gleich, nachdem er sich in die See hinabgestürzt hatte, tief in den Abgrund gesunken, und nicht wieder zum Vorschein gekommen. So viel Unheil stiftete die Rachsucht eines beleidigten Weibes! Diese unglückliche Seeschlacht ereignete sich am 8ten September des Jahres 1000.

Thyra gerieth wehrlos in die Hände der Feinde. Ihr Schmerz über dieses unglückliche Treffen, und über den traurigen Tod ihres Gemahles (denn sie konnte nichts anders vermuthen, als daß er in der See umgekommen sei) war ohne Grenzen. Verzweifelungsvoll rang sie die Hände, jammerte, heulte, und war nicht zu beruhigen. Ihr Gram war so groß, und griff ihr Leben so heftig an, daß sie am neunten Tage nach dem Treffen ihren Geist aufgab.

Die Trauer über Olavs klaglichen Tod war in Norwegen, als die Nachricht davon dort ankam, allgemein. Doch viele glaubten, der König sei nicht umgekommen, sondern habe sein Leben gerettet. Hier und da gieng die Sage herum, er habe sich untergetauchet, und sei auf einem Schiffe seiner Schwiegerin Astrid nach Rügen geflohen. Diese Volkssage bekam, wie dieß gewöhnlich geschieht, mit dem Verlaufe der Zeit mehrere Zusätze. Noch nach sehr vielen Jahren erzählte man sich, der König Olav sei in der Kleidung eines Kaufmannes aus Andacht nach Jerusalem oder Rom gereiset, habe endlich im Jah-

re 1005 in einem Syrischen oder Egyptischen Kloster die Würde eines Abtes angenommen, und noch im Jahre 1047 gelebt. Wahrscheinlich war dieses Mährchen bloß aus der warmen Liebe seiner Untergebenen zu ihm, die ihm herzlich ein bessers Schicksal gönnten, entsprungen. Man erzählet sich, und glaubet gern das, was man wünschet. So viel ist gewiß, daß ihn die Norweger recht sehr geliebt hatten. Viele starben vor der Zeit aus Gram über seinen Hintritt; viele schrieben ihm Wunder zu, und verehrten ihn als einen Heiligen.

Norwegen ward nach Olavs Untergange getheilet. Der Graf Erik erhielt die väterliche Provinz Thrand, ferner Halogaland, Rumnedalen, Fiord, Fiala, Sogn, Hordaland, Rogoland und Agda bis an Lidandisnäs; alle diese Bezirke als ein Eigenthum. Der König von Dänemark eignete sich Wägen zu; gab aber davon Hedemarken, und Raumariko gleichfalls dem Grafen Erik zu Lehen. Der König Olav von Schweden nahm vier Thrandische Fylken, Möre, Raumsdalen und Ranarike von der Gothelbe an bis

bis Swinasund hin; überließ aber alle diese Oerter dem Jarl Swend Hakonſon, ſeinem Schwager, und Grafen Eriks Bruder zu Lehen. So kam alſo Norwegen eigentlich unter die Herrſchaft der beiden Jarls Erik und Swend.

Legenden

aus der

Geschichte des Mittelalters

und

der neuern Zeiten.

Zweites Bändchen.

Leipzig,
in der Peter Philipp Wolßischen Buchhandlung.
1796.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Die Turniere.

Unter allen öffentlichen Beluſtigungen, welche die Schwelgerei der Großen, oder eine kluge Politik, oder der natürliche Hang zur Ermunterung, oder die marternde Langeweile erfand, machte ſich keine jemals in einem ſo hohen Grade beliebt, als die Ritterſpiele und Turnire in dem mittlern Zeitalter. In Franken, wo ſich das Ritterweſen ſchon weit früher gebildet hatte, als in andern Ländern, ſah man ſolche Feierlichkeiten ſchon im neunten Jahrhunderte. Aber in Deutſchland führte ſie erſt der Kaiſer Heinrich der Finkler in der erſten Hälfte des zehntes Jahrhunderts ein.

Damals hatten die Ungarn wiederholte Einfälle in Deutſchland gethan. Mehrmalen waren ſie mit raſendem Ungeſtümm tief eingedrungen, und hatten alles ringsherum mit

Feuer und Schwerd grausam verwüstet. Bei ihnen war es Sitte, daß die meisten zu Pferd fochten; die Deutschen stritten größtentheils zu Fuß. Dieser Umstand verschaffte jenen eine große Ueberlegenheit über diese; denn natürlich konnte ein Haufe Fußvolks von einer Parthei mit Gewalt heranstürzender Reiter leicht auseinander gesprenget, und besieget werden. Heinrich erkannte den Nachtheil dieser Ungleichheit, und die Nothwendigkeit, den Kriegsdienst zu Pferd zu vervollkommnen. Sehr zweckmäßig faßte er daher den Entschluß, kriegerische Uebungen zu Nationalbelustigung einzuführen. Dieser ist der Ursprung des Ritterwesens in Deutschland, und der in der Folge so berühmten Ritterspiele.

Dem rauhen, kriegerischen Charakter der Deutschen war diese Belustigung angemessen. Mit einem Beifalle, den man bisher noch kaum irgend einer neuen Einrichtung geschenket hatte, ward Heinrichs Anstalt aufgenommen. Mit Begeisterung war alles für diese ritterlichen Uebungen eingenommen; mit rastlosem Eifer ergab sich der ganze Adel denselben. Nichts lag den Edlen seitdem so nahe am Herzen, als der Wunsch, in diesem

Stücke eine vorzügliche Geschicklichkeit zu erlangen. Sobald der Junge nur ein solches Alter erreichet hatte, daß er wehrhaft gemacht werden konnte, widmete er sich mit größter Sorgfalt diesem Geschäfte. Ein Pferd nach Belieben leiten, das Schwert oder die Lanze geschickt führen, den Streichen eines andern behende ausweichen, und einen Gegner aus dem Sattel heben zu können, das ward für die größte Ehre gehalten; hierauf schränkte sich der ganze Unterricht des jungen Adels, die ganze Sorgfalt der Aeltern ein. Man glaubte, derselbe habe keine andere Bestimmung, als diese.

Seit dieser Zeit wurden in ganz Deutschland Ritterspiele in Menge gegeben. Keine Hochzeit gieng vor sich, kein Geburtstag, kein anders Freudenfest wurde gefeiert, ohne durch ein Ritterspiel, oder Turnier verherrlichet zu werden. Kein Fürst, kein Graf, kein Edelman befand sich in Deutschland, der nicht wenigst zuweilen eine solche Belustigung veranstaltete. Wurde ein Prinz wehrhaft gemacht: so erhöhte gemeiniglich ein Ritterspiel den Glanz dieser wichtigen Handlung; hielt ein Kaiser einen Hof- oder Reichstag: so unter-

brachen zuweilen die Stände ihre ernſten Berathſchlagungen über wichtige Angelegenheiten des Reiches durch ein Ritterſpiel, und ſuchten in dieſen Zwiſchenſtunden ihren Geiſt zu erheitern. Manchmal kamen die Fürſten oder Ritter auch ohne feierliche Veranlaſſung bloß zur Unterhaltung zuſammen, und nahmen ein Ritterſpiel vor. Einige Fürſten und Ritter zogen immer von einem Ende Europens zum andern herum, um ſo vielen Turnieren beizuwohnen, als ſie konnten; und kamen ſie an einen Ort, wo ſich ein zahlreicher Adel befand, und eben kein Ritterſpiel veranſtaltet war: ſo boten ſie ſelbſt einen Kampf an, und riefen öffentlich aus: wer da Luſt habe, ſich mit ihnen zu ſchlagen, der ſolle hervortreten. Da fooerte es dann die Ehre der Nation, daß ſich wenigſt einer aus dem Adel hervorthat, und die Auffoderung annahm. Den Ritter ungehört, ohne mit ihm einen Kampf zu beſtehen, aus dem Lande abziehen zu laſſen, wäre ein entehrendes Zeichen der Furcht, und des Mißtrauens in ſeine eigenen Kräfte und Tapferkeit, wäre die größte Schande geweſen.

Anfänglich waren die Ritterspiele ziemlich einfach. Größtentheils focht nur Mann für Mann. Von mehrern Rittern giengen nur zween aufeinander los, ohne Rücksicht und Beziehung auf die übrigen. Aber seit der Regierung der Kaisers Friedrich I. welche in die zwote Hälfte des zwölften Jahrhunderts fällt, nahmen die eigentlich so genannten Turniere ihren Anfang. Da rannten ganze Partheien mit Ungestümm aufeinander los, machten verschiedene Wendungen, suchten auf verschiedenen Seiten sich beizukommen, theilten sich ab, vereinigten sich wieder, und bildeten ein förmliches Treffen. Zwo Gattungen von Turnieren waren seit dieser Zeit bekannt: das Rennen zu Schimpf, und das Rennen zu Ernst. Bei den letztern, welches auch das Scharfrennen hieß, schwebten die Streitenden stets in Gefahr, getödtet zu werden. Beide Theile bedienten sich dabei spitziger Lanzen, und waren nur mit ihren Schilden bedeckt. Mit Recht mißbilligten die Päbste und der größte Theil des übrigen Klerus eine dem Leben der Kämpfenden so gefährliche Belustigung. In wiederholten Ermahnungen eiferten sie dagegen, verboten sie ernstlich, und drohten mit dem

heiligen Kirchenbanne. Allein vergeblich boten ſie ihren ganzen Ernſt und alles ihr Anſehen auf, um eine Abſtellung dieſer unchriſtlichen Gewohnheit zu bewirken. Dieſe Art von Unterhaltung war ſchon einmal zu beliebt, zu ſehr mit dem Nationalcharakter verwebet, als daß der Adel derſelben hätte entſagen ſollen. Aus ganz Europa ſtrömmten allemale Ritter in Menge herbei, ſo oft ein Turnier ausgeſchrieben ward, und ſelbſt Geiſtliche, wenn ſie vom Adel waren, erſchienen dabei, wenigſt beim Rennen zu Schimpf, und kämpften mit.

Das Aeußerliche, welches dabei beobachtet wurde, war auch wirklich überaus reitzend; eben ſo anlockend zum Kampfe der Ehre für die Ritter, als angenehm den Augen der Zuſchauer. Die Pracht, welche man bei einer ſolchen Feierlichkeit ſah, war außerordentlich. Den Tauſenden nach waren oft die Ritter mit ihren Schildknappen und übrigem Gefolge verſammelt; von Gold und Silber waren ſie gleichſam bedeckt. Dieſe vortrefliche Rüſtung von Roß und Mann, die glänzenden Helme mit ihren hohen Federbüſchen, die blinkenden Schwerter und Lanzen, und die prächtigen, von Gold

und Silber ſchimmernden Fahnen gaben einen Anblick, welcher Bewunderung und Erſtaunen erregte. Und das Stampfen und Wiehern der ſtolzen Pferde, und das Schmettern der Trompeten hatten etwas für kriegeriſch geſtimmte Seelen ſo feierlich ernſtes, und ſo anziehendes, daß man es damals gegen kein anders Vergnügen in der Welt würde vertauſchet haben. In einer kleinen Entfernung ſaßen auf einem beſonders dazu erbauten Amphitheater die Frauenzimmer im ſchönſten Putze, und rings um den Schranken herum befand ſich eine ungeheure Menge Volkes. Wenn dann der Herold ausrief: wer nicht ritterbürtig iſt, der wage ſich nicht an dieſen Platz; oder wer ſich einer niedrigen That ſchuldig weiß, der entferne ſich von dieſem Platze, und mache keinen Anſpruch auf das Recht, mit einem Ritter zu kämpfen; wer das wagt, dem ſei der Schimpf zu Theil, auf die Schranken geſtellet zu werden; und wenn dann der Wappenkönig die Schilde und Wappen der Anweſenden unterſuchet und befunden hatte, daß alle ritterbürtig und würdig ſeien, mit Theil an dem Kampfe der Ehre zu nehmen, und ſie dann hineingeritten waren

innerhalb den Schranken auf dem Kampfplatz: dann heftete alles seinen Blick auf sie hin, mit innigster Theilnahme, und voll ungeduldiger Erwartung. So bald nun die Ritter auf das Zeichen der Trompeten aufeinander stürzten, und mancher eine ausgezeichnete Tapferkeit im Streite, oder in Lenkung des Pferdes und in der Fürung der Waffen eine besondere Geschicklichkeit zeigte: da entflammte das allgemeine Geklatsche, und das laute Zujauchzen der Zuschauer, das hoch in der Luft ertönte, einen jeden, sich den rühmlichen Sieg zu erkämpfen. Stolz näherten sich dann die Sieger nach dem Ende des Streites dem Amphitheater, wo sie von einigen Damen zur Belohnung ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit unter schmeichelhaften Ausdrücken die Preise empfingen. Aber hiemit war alle Feierlichkeit noch nicht geendiget. Nach dem Kampfe erwartete die Ritter ein herrlich zugerichtetes Banquet. Die vollen schäumenden Becher, gefüllt mit des Auslandes Weinen, eine Menge der köstlichsten Speisen, die Verschwendung, mit welcher alle Gäste sammt ihrem Gefolge bewirthet wurden, und alle diejenige Pracht, die sich bei Tafeln anwenden läßt, verkündigten Reichthum und

Ueberfluß, und waren der Erguß unbändiger Fröhlichkeit.

Ohne Zweifel wirkte das Daseyn dieser Anstalt sehr vortheilhaft auf den damaligen Adel. Sie weckte und nährte in demselben ein hohes Gefühl der Ehre. Indem der Herold, ehe er die Ritter in die Schranken hineinließ, ihnen zurief: Wer sich einer niedrigen Handlung bewußt ist, entferne sich von diesem Platze! erinnerte er sie dadurch an ihre wahre Würde und Pflicht. Das Recht, sich im Turniere hervorzuthun, hielt der Ritter für sein edelstes Kleinod. Von diesem Rechte ausgeschlossen zu werden, und des Ritternamens nicht würdig zu seyn, war das kränkendste, was ihm widerfahren konnte. Die Furcht dieser Schande hielt ihn vor Dingen, die ihm einen entehrenden Vorwurf zuziehen konnten, mit mächtigen Banden zurück. Es war unter den Rittern und unter dem Publikum gleichsam durch einen stillen Vertrag schon so ausgemacht, daß man Betrüger, Verfälscher der Schriften, Mörder, Ritter, die sich einer schimpflichen Flucht im Treffen, des Meineides, der Verrätherei oder einer schändlichen Lebensart schuldig gemacht, welche den Wittwen und Waisen

wehe gethan, die Unschuld unterdrückt, einer Dame ihre Güter, oder ihre Ehre geraubt, oder einen andern ohne vorhergegangene förmliche Ankündigung der Fehde durch einen Fehdebrief feindlich überfallen hatten, des ritterlichen Standes und Namens nicht würdig achtete. In Gegentheil war alles darin übereingekommen, des Ritters erste Pflicht, ohne deren Erfüllung das Ritterwesen gar nicht bestehen könne, sei, das Unrecht zu wehren, die verfolgte Unschuld zu schützen, Wittwen und Waisen beizustehen, und sich von allen entehrenden Flecken rein zu erhalten. Ehrliebe war vorzüglich der Grund, worauf das ganze Ritterwesen beruhte; der Begriff eines Ritters schloß zugleich den Begriff eines biedern unbescholtenen Mannes in sich.

In den barbarischen Zeiten des Faustrechts, da sich jeder, der seine Stärke fühlte, alles erlaubte, da einer den andern unvermuthet überfiel, einer den andern aus Groll, oder aus Raubsucht auf offener Straße gefangen nahm, oder plünderte, einer den andern aus Rachgierde, oder aus Uebermuth und Trotz in seiner Burg, und in freiem Felde beunruhigte; da ein jeder nur seiner Leidenschaft folgte, ohne

Rückſicht auf Geſetze und Richter nur mit dem Schwerte in der Fauſt ſich ſelbſt Genugthuung verſchaffte, und Deutſchland ein Schauplatz des Mordes, des Brandes, und aller Greuel der Verwüſtung war; in dieſen Zeiten war es eine Wohlthat für die Menſchheit, daß das emporkommende Ritterweſen den unbändigen Trotz des Adels milderte, und manche Gewaltthätigkeit hinderte. Indeſſen hatten aber die Turniere doch auch zuweilen ſehr unglückliche Folgen. Das Scharfrennen war eine höchſt gefährliche Beluſtigung, und mancher Ritter verlohr dabei ſein Leben. Im Jahre 1175 ward der Prinz des Markgrafen von Meißen in einem Turniere getödtet; im Jahre 1268 büßte der Markgraf Johann von Brandenburg in einem Turniere zu Merſeburg ſein Leben ein; im Jahre 1289 (einige Schriftſteller ſetzen das Jahr 1290, andere das Jahr 1291 an) ward Ludwig, Sohn des Pfalzgrafen in einem ſolchen Spiele mit einer Lanze durchſtochen. Der Graf von Katzenellenbogen fiel im Jahre 1315 in einem Turniere. Ebendieſelbe Beluſtigung koſtete im Jahre 1293 zu Hagenau, und im Jahre 1360 im Schloſſe Petershagen einem Ritter das Leben.

In einer gewiſſen Rückſicht konnte man das Ritterweſen und die Turniere ſogar als Beförderungsmittel des Fauſtrechtes betrachten. Der kriegeriſche Geiſt der Deutſchen erhielt dadurch immer neue Nahrung. Die lange Uebung im Kämpfen beſtärkte in ihnen die Kampfgierde, und den Hang zur Gewaltthätigkeit. Der Beifall, den man dem Sieger öffentlich zuklatſchte, erfüllte ihn mit einem unbändigen Stolze. Da es im Turniere als das höchſte Verdienſt galt, ſeines Gegners Meiſter zu werden, da man an dem Ritter keinen andern Vorzug ſo hoh ſchätzte, als den Vorzug der Stärke und Tapferkeit: wie leicht konnte er in die Verſuchung gerathen, dieſelbe auch außer dem Spiele an ſeinem Gegner zu zeigen? Manchem Ritter gab ſelbſt das Turnier zuweilen eine erwünſchte Gelegenheit, an ſeinem Feinde, der gleichfalls auf dieſem Kampfplatze der Ehre erſchien, ſeine Rachſucht unbemerkt und ungeſtraft zu ſtillen.

Zwei merkwürdige Turniere, wovon das eine in der erſten Hälfte des eilften Jahrhunderts zu Lüttich, das andere im dreizehnten Jahrhunderte zu Corbie in der Pikardie gehalten ward, geben Beiſpiele von ſehr traurigen

Folgen, welche dergleichen Beluſtigungen zuweilen hatten.

Neun Jahre hatte bereits Theodorich IV. Hollands Grafſchaft verwaltet. Da wurde durch einige Fürſten ein großes Turnier und ein Ritterſpiel nach Lüttich ausgeſchrieben, und Theodorich dazu eingeladen. Eine Menge Fürſten, Grafen und Herren ſtrömten mit ihren Schildknappen und andern Leuten zu Pferd aus allen Gegenden herbei, ihren Muth im Kampfe zu zeigen, und ſich Ruhm zu erwerben. Unter dieſen erſchien auch der Graf von Holland in größter Pracht, mit einem zahlreichen Gefolge von Freiherrn und Rittern. Am beſtimmten Tage fanden ſich die Ritter am Kampfplatz ein, und ſtellten ſich in Reihen und Ordnung, den großen Kampf zu beginnen. Der Glanz, der von der Rüſtung der Pferde und Ritter, von den Kleidern, Fahnen und Waffen abſtralte, blendete die Augen der Zuſchauer. Die Feldtrompeten ertönten, die Ritter ſtießen mit Heftigkeit aufeinander, die Waffen klirrten, und die Erde donnerte vom Galoppſchlage der Hufe. Da war beinahe kein Ritter, der ſich nicht durch vorzügliche Behendigkeit,

oder durch männliche Unerschrockenheit, oder durch irgend eine merkwürdige Heldenthat ehrenvoll auszeichnete. Das Jauchzen und Klatschen der Zuschauer erfüllte die Luft. So gieng das große Turnier glücklich vor sich, und endigte sich eben so glücklich.....

Am folgenden Tage begann das kleinere Ritterspiel, wobei sowohl Ritter, als Volk eben so viele ernstliche Theilnahme bezeigten. Eine geraume Zeit fochten sie unermüdet. Einer gieng auf den andern mit seiner Lanze los, einer wich dem andern meisterhaft aus; einer suchte den andern aus dem Sattel zu heben; alle verhielten sich ritterlich. Die Zuschauer waren ganz Augs, und verriethen theils durch ihre Gebehrden, theils durch ein oft wiederholtes Freudengeschrei ihren Beifall. Das Ritterspiel, und die Art, wie es vor sich gieng, gereichte beiden, den Zusehern, und den Fechtenden selbst zur Zufriedenheit. Aber man sehe, wie leider die verderbliche Laune des Glückes oft spielet! Eben da man im Begriffe war, das Ritterspiel zu endigen; stieß der Graf von Holland mit seiner Lanze unversehens auf den Bruder des Erzbischofes von Cölln, und brachte ihm, ohne daß dieses

seine

ſeine Abſicht geweſen war, eine tödtliche Wunde bei. Der Ritter ſtürzte blutend vom Pferde, und röchelte noch ein wenig, und hauchte bald darauf ſeinen Geiſt aus.

Dieſe unglückliche Ereigniß ſetzte den Grafen von Holland ſo ſehr in Schrecken, daß er mit verhängtem Zügel aus dem Kampfplatze jagte, und die Flucht ergriff. Die Seinigen, welche nicht weniger Schrecken ergriffen hatte, folgten dem Beiſpiele, ſie zerſtreuten ſich in verſchiedene Gegenden, und verbargen ſich an verſchiedenen Oertern.

Aber der Erzbiſchof von Cölln, und die übrigen Verwandten des Getödteten waren unverſöhnlich erbittert gegen den Grafen von Holland und gegen alle von ſeinem Gefolge. Konnten ſie ihm gleich nicht zur Laſt legen, daß er ihn vorſätzlich getödtet habe: ſo war es doch ſchon genug, daß derſelbe durch ihn um das Leben gekommen, wenn es gleich unverſehens, und ohne böſen Willen geſchehen. Ihr Schmerz über ſeinen Verluſt gieng in einen tödtlichen Haß gegen denjenigen über, der ſelbigen veranlaſſet hatte. Brennend vor Begierde, ſich an dem Grafen und an allen ſeinen Leuten zu rächen, rannten ſie mit ent-

blößtem Schwerte unter fürchterlichen Drohungen und Flüchen durch alle Straßen, und durchsuchten alle Häuser und Winkel, um die Gegenstände ihrer Rachsucht zu finden. Wirklich gelang es ihnen auch, zween Ritter, die zum Gefolge des Grafen gehört hatten, zu entdecken. Auf den ersten Anblick zückten sie ihre Schwerter, und tödteten sie.

Der Verlust dieser zween vortreflichen Ritter, welche so viele ritterliche Tugenden eines längern ruhmvollen Lebens würdig gemacht hatten, und die nun dasselbe in der Blüthe ihrer Jahre durch die rasende Leidenschaft der Gegenparthei unschuldig einbüßten, war dem Grafen Theodorich tief in die Seele gegangen. Nach der damals allgemein herrschenden Sitte, nach welcher in diesen schreckenvollen Zeiten des Faustrechts ein jeder nach seiner Laune und Neigung zu Gewaltthätigkeiten selbige auch sogleich ausübte, einer den andern ohne Bedenken angriff, oder wenn er von demselben war beleidiget worden, sich selbst sogleich mit bewaffneter Hand Genugthuung verschaffte, nach dieser barbarischen Gewohnheit beschloß auch Theodorich sogleich, die Ermordung seiner zween vortref-

lichen Ritter an denjenigen, welche sie veranlasset hatten, empfindlich zu rächen. Auf seiner Rückreise nach Holland verbrannte er alle Schiffe, welche Kaufleuten aus dem Gebiete von Cölln und Lüttich gehörten, tödtete den größten Theil der Kaufleute selbst, und die übrigen nahm er gefangen.

Diese Gewaltthätigkeit erregte den Zorn des Erzbischofes von Cölln und des Bischofes von Lüttich aufs Neue, und mit demselben zugleich einen schädlichen Krieg. Beide ließen ein Aufgebot an alle Grafen, Ritter, Vasallen und freie Männer in ihren Ländern ergehen, vereinigten sich mit dem Markgrafen von Brandenburg, der ihnen seinen Beistand versprochen hatte, und zogen gegen den Grafen von Holland ins Feld.

Mit großer Macht, und eben so großer Erbitterung drangen sie in sein Land ein, und kamen bis vor die Thore der Stadt Dortrecht. Sie würden diese Stadt mit aller Anstrengung der Kräfte bestürmet haben, hätte nicht die Treulosigkeit einiger Einwohner eine Belagerung überflüßig gemacht. Diese verstanden sich mit den Feinden, und ließen sie heimlich in die Stadt ein. Durch diese schändliche

Verrätherei bekamen ſie alſo zuerſt einen feſten Fuß im Holländiſchen Gebiete. Ihre Abſicht gieng nun dahin, ihre Waffen im ganzen Lande auszubreiten, und alles rings herum zu verheeren.

Kaum hatte der Graf von Holland die traurige Nachricht erhalten, daß die Feinde plötzlich in ſein Land eingebrochen ſeien, und Dortrecht bereits in ihrer Gewalt haben: ſo zog er in größter Eile ſeine Truppen zuſammen, und gieng ihnen in aller Stille herzhaft entgegen. Bei dunkler Nacht kam er vor den Thoren von Dortrecht an. In dieſer Stadt war damals alles ruhig und ſorgenlos; kein Menſch hatte von ſeinem Marſch etwas gewußt; niemand die ſo ſchnelle Ankunft eines Feindes vermuthet; Anführer und gemeine Soldaten lagen ſo, wie die Einwohner der Stadt, in tiefen Schlaf verſenket. Sogleich bemächtigte ſich Theodorich der Wachen am Thore, und unter dem Beiſtande Gerhards, Herrn von Pute, drang er in die Stadt ein.

Hier entſtand nun plötzlich eine außerordentliche Verwirrung. Die unvermuthete Nachricht von der Ankunft des Grafen, das

Trabben von Roß und Mann, und das Klirren der Waffen verſetzte die Feinde in einen betäubenden Schrecken. Der eine ſprang haſtig von ſeinem Nachtlager auf, und griff zu den Waffen; der andere tappte verwirrt herum, und wußte nicht, was er thun ſollte; wieder andere ſammelten ſich in den Straßen der Stadt, und ſetzten ſich zur Gegenwehre. Allein alle Eilfertigkeit und Vorſicht war dießmal vergeblich. Theodorich und die Seinigen giengen mit Erbitterung auf ihre Feinde los, und ein jeder, der ihnen bewaffnet aufſtieß, wurde entweder ein Opfer ihres unerbittlichen Schwertes, oder gerieth in Gefangenſchaft. Vierhundert Soldaten von der Parthei der Feinde, welche zu unbehutſam auf der Straße herumſchwärmten, wurden grauſam niedergemacht. Der Erzbiſchof zu Köln aber, und der Biſchof zu Lüttich, als ſie das fürchterliche Uebergewicht der Feinde bemerkten, und ſahen, daß es eine Unmöglichkeit ſei, ſich durch die Gewalt der Waffen im Beſitze der Stadt zu erhalten, ſchlichen unerkannt zu einem Thore hinaus, und retteten ſich durch die Flucht.

Auf solche Art hatte Theodorich die Stadt, welche einige meole Bürger dem Feinde treulos verrathen hatten, theils durch List, theils durch Gewalt wieder in seine Hände gebracht. Als er keinen Feind mehr in der Stadt erblickte, und alles ruhig und stille war, hieß er, nachdem er alle Thore der Stadt und alle Posten hinlänglich mit Wachen besetzt hatte, seine übrige Mannschaft in ihre Quartiere gehen, und der Ruhe pflegen.

Am folgenden Tage begab er sich mit einem nur sehr kleinen Gefolge aus seinem Quartiere, um in den Straßen der Stadt, und um die Stadtmauern herum spatzieren zu gehen. Seine Absicht war, sich mit der Lage der Stadt und ihrer Beschaffenheit bekannt zu machen, und zu sehen, wie stark sie befestiget sei. Auf diesem Spatziergange fand er alles ruhig und stille. Nur wenige Menschen erblickte er auf den Straßen; denn der Schrecken der vorhergehenden Nacht hielt noch die meisten Einwohner schüchtern in ihren Häusern zurück. Wer ihm aber auf dem Wege begegnete, der bezeigte sich gegen ihn in Miene und Gebehrden wie gegen einen

Eroberer, dem man Ehrfurcht und Unterwürfigkeit ſchuldig iſt.

Lange gieng er aufmerkſam herum, beſah alles genau, was ihm merkwürdiges aufſtieß, oder wenigſt merkwürdig ſchien, und verweilte bei manchem Dinge länger, als es daſſelbe verdiente. Denn er beſah die Merkwürdigkeiten einer Stadt, die erſt ſeit kurzer Zeit in ſeinen Händen war. Der Stolz über die Einnahme derſelben bildete ihm jede Kleinigkeit wichtig vor. Aber da er auf ſolche Art ſorgenlos und vergnügt herumwanderte, und endlich in eine enge Gaſſe kam: flog plötzlich aus einem Winkel, wovon dieſelbe mehrere hatte, ein Pfeil auf ihn hin, und verwundete ihn ſchwer in dem Schenkel. Ein neuerer Geſchichtſchreiber verſichert, der Pfeil ſei vergiftet geweſen.

Der Schrecken, welcher bei dieſer Gelegenheit ſeine wenigen Begleiter befiel, war um ſo größer, je weniger Gefahr man zuvor befürchtet hatte. Betäubung und Beſtürzung über dieſen Unfall, der ihren geliebten Grafen getroffen hatte, waren ſo groß, daß ſie ſich nicht Zeit nahmen, ſich umzuſehen, woher und von wem der verderbliche Pfeilſchuß ge-

kommen seyn möge, sich nicht Zeit nahmen, den abscheulichen Meuchelmord an dem Thäter zu rächen. Voll Schmerzes über dieses Unglück ergriffen sie den Grafen, den der häufige Blutfluß aus der Wunde sehr entkräftete, und trugen ihn in sein Quartier.

Erst in der Folge deckte es sich auf, daß der Thäter, welcher den Pfeil auf ihn abgeschossen hatte, einer von den Kriegsleuten der feindlichen Parthei gewesen sei. Die Feinde waren nämlich zur Zeit, da Theodorich mit seiner Macht in Dortrecht eingedrungen war, und der Erzbischof von Kölln, und der Bischof von Lüttich sich heimlich geflüchtet hatten, weder alle gefangen genommen, noch zichergemacht worden. Viele hatten sich, da sie die Uebermacht der Holländer sahen, still zurückgezogen, und in abgelegene Winkel verborgen, ohne daß den Siegern das geringste von ihrer Anwesenheit in der Stadt bekannt wurde. Am folgenden Morgen, da jene erfuhren, daß der Graf von Holland herumgehe, die Stadt zu besehen; sammelten sie sich, und verschworen sich, ihm in einem einsamen Winkel aufzulauren, und durch seine Ermordung der Feindschaft ihrer Herren gegen

ihn ein Opfer zu bringen. Als die ſchändliche That vollbracht war, ergriffen ſie ſogleich, ehe noch der Lärm über dieſelbe allgemein wurde, und ihrem Daſeyn gefährlich werden konnte, in aller Stille die Flucht, und kamen, durch verſchiedene Thore, und auf verſchiedenen Wegen zerſtreuet, glücklich aus der Stadt, und über die Grenzen.

Theoderich ſtarb am dritten Tage nach dem Empfange der Wunde eine Frau und Kinder, und wurde in dem Kloſter zu Egmond, welches Theoderich der ältere, einer ſeiner Vorfahren, erbauet hatte, begraben. Auf eine ſo traurige Art endigte ſich eine Geſchichte, deren Veranlaſſung eine Luſtbarkeit war, und ſo unbillig mußte der Graf für eine That büßen, die er nicht vorſätzlich begangen hatte!

Mit Recht hätte man glauben ſollen, ſolche tragiſche Beiſpiele, wie das gegenwärtige war, und ſo viele Morde, die von Zeit zu Zeit bei Turnieren aus Unvorſichtigkeit geſchehen waren, würden die Ritterſchaft für die Zukunft von einer ſo gefährlichen Beluſtigung abgeſchrecket haben. Allein der Adel bekam durch ſolche Unfälle nicht die geringſte

Abneigung dagegen. Er bedauerte wohl manchmal die Verunglückten; vergaß aber das Unglück bald wieder, und setzte in neuen Turnieren sein und seiner Mitritter Leben aufs Spiel. Diese kriegerische Unterhaltung harmonirte zu gut mit dem streitbaren Charakter der Nation, mit ihrem rauhen, ungestümen Wesen, mit ihrer gleichsam angebornen Achtung für Stärke und Tapferkeit; man betrachtete sie auch zu sehr als einen ausschließenden Vorzug des Adels, als daß etwas im Stande seyn konnte, dieselbe verhaßt zu machen. Die Ritterspiele gewannen ihren Fortgang, wie ehe; und so entspann sich dann im dreizehnten Jahrhunderte aus einer solchen Belustigung eine neue tragische Begebenheit.

Weit und breit war Florenz, Graf von Holland wegen seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit in Führung der Waffen berühmt. Seit dem Antritte seiner Regierung, welche sich im Jahr 1223 ereignete, war er in verschiedenen Provinzen herum gezogen, hatte Kämpfe angeboten, und angebotene angenommen, hatte sich überall eingefunden, wo ein Turnier war ausgeschrieben worden, und

überall mit groſſen Ehren gekämpfet. Auch zu Hauſe hatte er oft ein Turnier veranſtaltet, und dazu die Edlen und Ritter aus allen Provinzen rings umher eingeladen. Je tapferer und kühner einer war, deſto lieber nahm er es mit ihm auf. Mochte einer noch ſo ſtark, und noch ſo behende in verſchiedenen Wendungen ſeyn, ſo hob ihn Florenz aus dem Sattel, und ſtürzte ihn vom Pferde zu Boden. Keiner war im Stande, ihm den geringſten Vortheil über ihn abzugewinnen.

Der Ruf von dieſen ſeinen Rittertugenden erſcholl in ganz Europa. Ueberall erſtaunte man über ſeine Fertigkeit, die Waffen zu führen, und über ſeinen auſſerordentlichen Heldenmuth. Alles ſprach mit hoher Begeiſterung davon; Florenz war der allgemeine Gegenſtand des Geſpräches von hohen und niedern. Die Edeln und Ritter nannten ſeinen Namen mit Ehrfurcht; die Damen fühlten Entzücken, ſo oft ſie ihn nennen hörten; ſo oft er in eine Gegend kam, und einem Turnier beiwohnte: ſo freute ſich alles, und die Augen aller Zuſchauer waren beinahe nur auf ihn allein gerichtet.

Von seinen vortreflichen Eigenschaften und Heldenthaten hatte auch die Gräfin von Klermont gehöret, und von dieser Stunde an war eine mächtige Empfindung der Hochachtung und des Wohlwollens gegen ihn in ihrem Busen erwachet. Denn damals waren auch die Frauenzimmer von einem so kriegerischen Geiste beseelet, und schätzten nach dem allgemeinen Geschmacke an den Rittern beinahe keinen andern Vorzug, als jenen der Stärke und Tapferkeit. Wer sich im Turniere durch eine besondere Kühnheit und Geschicklichkeit auszeichnete, der konnte versichert seyn, daß er nebst dem Siege über seine Gegner auch die Herzen der Frauenzimmer erobern werde. Kaum konnte sich zu dieser Zeit irgend eine Dame entschließen, einem Edelmanne ihre Hand zu geben, der sich nicht in diesem Stücke hervorgethan hatte.

Die Gräfin von Klermont war eine schöne, junge, feurige Dame, ganz begeistert von Hochachtung und Liebe für das Ritterwesen. Es lebte alles in ihr, so oft sie von einem Turniere sprechen, oder eine edle That eines Ritters rühmen hörte. Einen besonders starken Eindruck hatte auf sie die Beschreibung

von den Vorzügen des Grafen Florenz gemacht. Man hatte ihr Wunder erzählet von seiner auſserordentlichen Fertigkeit in den Waffenübungen, von seiner Tapferkeit, seinem unerſchrockenen Muthe, seinen Siegen, und von der allgemeinen Bewunderung, die er ſich bisher in jedem Ritterſpiele geärndtet hatte. Dieſe Erzählung, die ſo oft, von ſo verſchiedenen Perſonen wiederholet, ſo allgemein beſtätiget ward, hatte eine tiefe Wunde in ihr Herz gegraben. Ganz hingeriſſen in Enthuſiasmus für den vortreflichen Ritter, wünſchte ſie nichts ſehnlicher, als ihn perſönlich kennen zu lernen. Tag und Nacht lag er ihr in dem Sinne; ſie mochte ſich befinden, wo ſie wollte, mochte irgend ein Geſchäft vornehmen, mit andern ſprechen, ſich durch eine Unterhaltung zu zerſtreuen ſuchen: allemal drängte ſich ihr der Gedanke an ihn unwillkührlich wieder auf.

Dieſer Zuſtand verſetzte ſie in einen Tiefſinn, den man bisher an ihr nicht bemerket hatte. Mit einer denkenden Miene gieng ſie ſtets umher; ihre vorige Lebhaftigkeit war geſchwächet. Soll ich dann gar nie ſo glücklich ſeyn, ſagte ſie oft zu ſich ſelbſt, den vor-

treflichen Grafen zu ſehen? Soll ich ſtets ein Opfer der marternden Sehnſucht bleiben? — Doch gewiß! Es ſoll mir noch gelingen, ihn zu ſehen, ſeine vortreflichen Eigenſchaften perſönlich zu bewundern.

Einſt, da ſie ſich in Geſellſchaft mit ihrem Gemahle befand, und denſelben von guter, munterer Laune belebt ſah: lenkte ſie das Geſpräch auf die Turniere. Schon lange, ſagte ſie, genoß ich das Vergnügen nicht mehr, Zuſchauerin eines feierlichen Ritterſpieles zu ſeyn. Ihr wißt, Graf, welchen warmen Antheil ich an dieſer edlen Art von Beluſtigung nehme, und wie werth ſie einem jeden ſeyn müſſe, dem die Ehre des Adels am Herzen liegt. Andere Grafen und Edelleute rings umher erluſtigen ſich zuweilen durch dieſen angemeſſenen Zeitvertreib, und befördern dadurch jenen Ruhm, der ihrem Stande gebühret, und den Glanz ihres Hauſes. Warum folgt Ihr nicht auch dieſem Beiſpiele? Warum wollt Ihr Euch dann immer entfernt halten von dem, was den Adel von dem gemeinen Manne unterſcheidet, und durch dieſe einſame, ungeſellige Lebensart, die ſich nur für den Bauern in ſeiner Hütte ſchicket, Dunkel

und Vergeſſenheit über Euer gräfliches Haus bringen? Was hindert Euch dann, einen feierlichen Hof rings herum in ganz Frankreich und Deutſchland verkündigen zu laſſen, und die Welt aufs Neue durch ein glänzendes Turnier an Euern bisherigen Ruhm zu erinnern? Ihr habt bereits ein hohes Alter erreichet; unter der Ausführung vortreflicher Thaten ſind Euere Haare ergraut; nicht lange mehr werden Euch Euere körperliche Kräfte geſtatten, Euch, wie bisher, durch Tapferkeit auszuzeichnen. Warum wollet Ihr nicht den Augenblick, der Euch noch gegönnet iſt, benützen, Euch Ruhm zu erwerben? Warum wollet Ihr den glücklichen Zeitpunkt verſäumen, Euch durch Veranſtaltung eines prächtigen Turniers in Euerm ganzen Glanze zu zeigen? Ihr müßt durch eine ſolche rühmliche Handlung Euere ritterliche Laufbahn beſchließen.

Zu dieſen Vorſtellungen und Gründen that ſie noch Bitten, Liebkoſungen und Schmeicheleien hinzu, und ruhte nicht, bis ihr der Graf feierlich zugeſagt hatte, daß er ihr Verlangen erfüllen werde. Durch dieſes Mittel hoffte die Gräfin, ihren Zweck gewiß zu er-

reichen. Sie zweifelte nicht, daß der im Herzen von ihr angebetete Graf von Holland, wenn ihr Gemahl ein großes Turnier öffentlich ausschriebe, vor allen andern Rittern bei demselben erscheinen würde. Aller ihr voriger Tiefsinn verließ sie nun auf einmal; Heiterkeit und muntere Laune blickte aus ihrem Antlitze; sie war gleichsam außer sich vor Freude, den geliebten Grafen zu sehen.

Der Graf von Klermont erfüllte sein Versprechen getreu. In alle Provinzen rings umher schickte er Herolden und Schreiben aus, und ließ die Fürsten und Grafen und Ritter auf einen bestimmten Tag zu einem Kampfe der Ehre zu sich bitten. Die Fürsten und Grafen und Ritter freuten sich der angenehmen Botschaft, die ihnen eine schöne Gelegenheit verkündigte, sich rühmlich hervorzuthun, und strömten in Menge mit einem zahlreichen Gefolge zum Hofe des Grafen von Klermont herbei. Unter allen zeichnete sich der Graf von Holland durch die Pracht seiner Rüstung, durch sein zahlreiches Gefolge, und durch den großen Aufwand aus, welcher die allgemeine Bewunderung erregte. Durch diese äußerlichen Umstände, und durch die Hochachtung, die

die man ſeinen innerlichen Vorzügen ſchuldig war, glänzte Florenz am Hofe des Grafen zu Corbie wie der Mond unter den übrigen geringern Geſtirnen.

Der beſtimmte Tag erſchien, an welchem das Turnier vor ſich gehen ſollte, und die Ritter, welche die Ruhmgierde in unbeſchreiblicher Menge herzugelockt hatte, fanden ſich mit ihren Schildknappen in größter Pracht auf dem Kampfplatze ein. Der Schimmer des Goldes und Silbers, womit Roß und Mann gleichſam bedecket waren, zog aller Augen auf ſich, und brachte vor Bewunderung und Staunen auf einige Zeit ein allgemeines Stillſchweigen hervor. Endlich ertönten die Trompeten und Pauken, und gaben das Zeichen zum Angriffe. Da ſtürzten die Ritter, wie wenn es Ernſt gälte, und ein förmliches Treffen wäre, mit größter Hitze auf einander. Die Herolden, denen es oblag, das Turnier zu ordnen, hatten die Ritter von der franzöſiſchen Nation, und die deutſchen in beſondere Partheien getheilet, und jede hatte von denſelben ihren beſondern Standort zum Angreifen erhalten. Es war dieſes kein einfaches Ritterſpiel, wo Ritter mit Ritter einzeln

focht; es stellte ein förmliches Treffen vor. Mit Ungestüm rückte bald diese, bald jene Parthei, bald mit vereinigter Macht, bald in einzelnen Haufen vor, suchte die Gegner zu trennen, suchte ihnen in den Rücken zu kommen, oder sie einzuschliessen, und bestrebte sich eifrig, sie durch verschiedene Wendungen zu besiegen. Manchem Ritter half seine Kühnheit oder Geschicklichkeit nichts. Er fiel durch den Lanzenstoß eines noch stärkern, oder behendern Ritters.

Unter allen Streitern, die sich bemühten, auf diesem Kampfplatze Lorbern zu sammeln, ragte der Graf Florenz von Holland durch seine Fertigkeit und seinen Heldenmuth mächtig hervor. Die Deutschen auf deren Parthei er focht, hatten ihn in diesem Kampfe zu ihrem Rittmeister ernannt, und es durfte sie nicht reuen, ihm diesen Vorzug eingeräumet zu haben; denn er führte sie treflich an. Ihm zur Seite focht der Graf Dietrich von Cleve mit nicht weniger Fertigkeit und Heldenmuth. Aber am meisten zog Florenz durch seine ausserordentlichen Thaten aller Augen auf sich. Mit der ihm eigenen Herzhaftigkeit gieng er auf seine Gegner los, trennte die

Haufen Ritter, die auf ihn und die Seinigen einzudringen bemüht waren, kam den Deutschen, wenn sie im Gedränge waren, in der größten Geschwindigkeit zu Hülfe, und stürzte eine Menge französischer Ritter zu Boden. Begeistert vom rühmlichen Ehrgeitze, war er fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, als bis er alle anwesenden Ritter von der Gegenparthei zur Fortsetzung des Kampfes würde unfähig gemacht, und einen vollkommenen Sieg mit Ausschließung aller übrigen davon getragen haben.

Der Beifall, den sich Florenz bei diesem Turnier erwarb, hatte keine Grenzen. Alles jauchzte ihm zu; alles ertönte von seinen Lobeserhebungen, von Ausdrücken der Freude, der Verwunderung und des Staunens. So oft er einen neuen Angriff that, oder einen Angriff anderer Ritter mit Behendigkeit abschlug: erneuerte sich das Freudengeschrei und der Beifall der Zuschauer. Nur er allein lag denselben am Herzen, nur an seinem Kampfe allein nahmen sie innigsten Antheil; aller übrigen Ritter achtete man wenig; denn seine Tapferkeit verdunkelte alle.

In einiger Entfernung sah die Gräfin von Klermont mit ihrem Gemahle und den Hofleuten diesem angenehmen Schauspiele zu, und hörte es an, wie alles den Grafen Florenz bis an den Himmel erhob. Mit unverwandtem Blicke sah sie hin auf das Turnier, und brannte vor Begierde, den geliebten Helden zu sehen. Mehrmalen wandte sie sich an ihren Gemahl; voll Ungeduld drang sie in ihn, ihr den vortreflichen Grafen zu zeigen. Sagt mir doch, sprach sie zu ihm, welcher unter dem Haufen der Ritter ist der berühmte Graf Florenz von Holland, der muthige Held, der in jedem Turniere zu Schimpf und zu Ernst sich so außerordentlich wacker bezeigt, den nie ein anderer Ritter, und wenn er auch der geschickteste und tapferste war, besiegte, der vortrefliche Kämpfer, den alles ehret, alles bewundert und preiset? Soll die Gräfin von Klermont nicht so glücklich seyn, diesen wackern Ritter zu sehen, ihn persönlich bewundern zu können? — Zeigt mir ihn doch, fuhr sie zu wiederholten malen fort, welcher unter den Rittern ist der Graf Florenz von Holland? Diese Fragen that sie so häufig, und sie waren von einer so

ſichtbaren Unruhe begleitet, daß es nothwendig ihrem Gemahle ſehr auffallen mußte. Ton, Blicke, Mienen und Gebehrden verriethen die geheimſten Empfindungen ihres Herzens.

Lange ſah ihr der Graf von Klermont mit einem ernſten, ſcharfen Blick ins Geſicht; er ſprach nichts, aber ſein Stillſchweigen ſagte viel. Ihre Liebe zu dem Grafen von Holland kränkte ihn tief in der Seele. Stille Wuth wühlte in ſeinem Innern. Ich weiß es, rief er endlich im Tone eines aufs höchſte beleidigten Gatten aus, daß der Mund davon ſpricht, wovon das Herz voll iſt. Ihr liebet, Gräfin, Ihr liebet den Grafen von Holland; Ihr traget ein brennendes Verlangen, den Gegenſtand Euerer heftigen Leidenſchaft zu ſehen. Euer Wunſch ſoll Euch dann gewähret werden. Seht! jener vortrefliche Ritter, welcher die goldene Fahne mit dem rothen Löwen führet, dieſer iſt der Graf von Holland, Euer Geliebter. Ihr ſeht nun Euern Willen erfüllet. Aber wiſſet: So wahr als Gott lebet, ſollet Ihr den, welchen Ihr mit ſo brennender Begierde lebendig zu ſehen gewünſchet habt, noch dieſen Abend als eine Leiche ſehen. So

ſprach er, und entfernte ſich mit haſtigen Schritten, und rüſtete ſich zum Streite, feſt entſchloſſen, ſich des verhaßten Nebenbuhlers zu entledigen.

Die Gräfin erblaßte bei dieſer Scene. Sie kannte das hitzige Temperament ihres Gemahles ungeachtet ſeines ſchon hohen Alters; ſie wußte, welcher ſchrecklichen Handlungen er in ſeiner Raſerei fähig ſei, und zitterte für das Leben ihres geliebten Grafen von Holland. In aller Eile ſchickte ſie einen vertrauten Boten an ihn, und ließ ihn warnen. Rüſte dich zu einem harten Kampfe, ſagte der Bote, und ſei wohl auf deiner Hut. Der Graf von Klermont iſt äußerſt ergrimmt über dich; denn ſeine Gräfin verrieth ſich durch eine unvorſichtige Rede, daß ſie dich liebe. Er rüſtet ſich eben, und wird ſogleich mit gewaltigem Arme über dich herfallen, und nicht eher ruhen, als bis du eine Leiche biſt. Dieß hat er wenigſt geſchworen.

Ich habe noch vor keinem Feinde gezittert, erwiederte Florenz, er mag kommen; ich bin gefaßt.

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo rannte der Graf von Klermont ſchon in

vollem Gallop heran. Er hatte ſich die franzöſiſchen Ritter beigeſellet, an deren Spitze der Herr von Nesle oder Nielle aus der Picardie focht, den die Franzoſen vor dem Anfange des Turniers zu ihrem Rittmeiſter erwählet hatten. Mit einer Wuth, welche nur der höchſte Grad von Eiferſucht in ſo helle Flammen anfachen konnte, griff der Graf von Klermont den Grafen von Holland an. Der Herr von Nesle that ebendaſſelbe, und vertheilte die übrigen Ritter, die unter ihm fochten, ſo geſchickt, daß ſich Florenz in wenigen Minuten von allen Seiten eingeſchloſſen ſah. Aber obwohl er es nun ganz allein mit einer großen Zahl tapferer Gegner aufzunehmen hatte: ſo verließ ihn doch weder ſeine Gegenwart des Geiſtes, noch ſeine gewöhnliche Tapferkeit. Mit einer Kühnheit und Geſchicklichkeit, die man nur von ihm allein erwarten konnte, widerſtand er den feindlichen Anfällen, wich manchem gewaltigen Lanzenſtoß durch künſtliche Wendungen aus, machte manchen durch ſchnelles Ausſtoßen unkräftig, gab manchen eben ſo gewaltig zurück. Lange kämpfte er ſo mit der äußerſten Hartnäckigkeit, ohne daß die Menge mit aller Au-

ſtrengung der Kräfte im Stande war, den geringſten Vortheil über ihn zu erhalten; jeden, der auf ihn herſtürzte, ſchlug ſein Heldenarm mit männlicher Kraft zurück. Endlich aber raffte der Graf von Klermont noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammen; die Wuth verdoppelte ſeine Stärke. Geh hin, ſagte er, indem er mit einer entſetzlichen Gewalt auf den Grafen von Holland ſtieß, ins Reich der Todten, damit du nicht wieder eine Dame zur unzuläſſigen Liebe reizeſt; und ehe es dieſer, der zugleich ſich auch gegen andere Ritter zu wehren hatte, verſah, und mit ſeinem Schilde ſich decken konnte: war der verderbliche Stoß mit der Lanze durch die Bruſt des Grafen ſchon geſchehen. Ohnmächtig ſank Florenz vom Pferde, und gab in wenigen Minuten ſeinen Geiſt auf.

Als der Graf von Cleve, Florenzens Freund und Gefährte im Kampfe, ihn ſo jämmerlich fallen ſah, bemächtigte ſich ſeiner ein unbändiger Grimm, und er ſchwur in der Heftigkeit ſeiner Wuth, deſſen Tod an dem Grafen von Klermont grauſam zu rächen. Sogleich beorderte er ſeine Deutſchen, und ſtürzte zugleich mit ihnen raſend über ihn her;

Das Gefecht war hitzig und hartnäckig. Die Französischen Ritter, und unter diesen besonders der Herr von Resle setzten sich tapfer entgegen und vertheidigten ihn. Aber er selbst war durch den langen Streit mit dem Grafen von Holland schon sehr ermüdet, und außer Stand, seinen Feinden das Gleichgewicht zu halten. In dieser Lage gelang es dem Grafen von Cleve, bei einer bequemen Gelegenheit, da das Gefolge des Grafen von Klermont, von ihm getrennet, eben mit seinen Leuten focht, ihm allein beizukommen. Mit der größten Heftigkeit stieß er die Lanze auf ihn ab, und tödtete ihn.

Der Herr von Resle focht noch eine kurze Zeit, nicht so fast, um den Tod des Grafen von Klermont zu rächen, als zu seiner eigenen Vertheidigung. Allein seine Gegner waren ihm weit überlegen. Auf seine Leute hatte, so wie auf ihn selbst, die klägliche Niederlage seines Kampfbruders einen starken Eindruck gemacht, der ihren Arm und ihre Tapferkeit hemmte. Der Graf von Cleve und seine Leute stritten mit der größten Erbitterung, und jagten ihn sammt seinen Leuten aus dem Kampfplatze. So hatte sich das Turnier,

welches zur Belustigung veranstaltet war, in ein förmliches Treffen verwandelt, welches Haß und Erbitterung äußerst hitzig machten, und welches zweenen edlen Rittern das Leben kostete!

Die Gräfin von Klermont war in Ohnmacht gesunken, als sie den wüthenden Stoß ihres Gemahles auf den Grafen von Holland, und dessen kläglichen Sturz vom Pferde gesehen hatte. Eine geraume Zeit lag sie sprach- und sinnlos da, bis sie sich wieder erholte. Als sie aber hierauf erfuhr, daß der Gegenstand ihrer heißesten Liebe von ihrem Gatten wirklich getödtet worden: da bemächtigte sich die äußerste Bestürzung und Verzweifelung ihrer ganzen Seele, und sie gerieth in einen Wahnsinn, von welchem sie nie wieder zurückkam. Daß der Graf von Holland, der tapfere, angebetete Ritter in der Blüthe seiner Jahre durch ihren eifersüchtigen Gemahl das Leben verloren, daß sie selbst an seinem Tode schuld sei, dieser marternde Gedanke wich nicht wieder aus ihrer Seele. Oft sprach sie kläglich den Namen des unglücklichen Grafen aus, schrie laut, als wollte sie ihn herbeirufen, und gleich darauf verfiel sie

wieder in eine ſtumme Melancholie. Mit düſtern, verwirrten Blicken ſah ſie umher; ihre Mienen bezeichneten eine gänzliche Zerrüttung des Verſtandes. Oft brach ſie in ein lautes, bitters Gelächter aus, und vergoß gleich darauf wieder Thränen. Sie kämpfe in ihrem Innern einen ſchrecklichen Kampf von Seelenangſt, Wuth und Verzweifelung. Er iſt da, er iſt da, rief ſie oft plötzlich voll Unruhe und Bangigkeit aus; er iſt da, der Schatten des ermordeten Grafen; er verfolgt mich; verbergt mich vor ihm; er fodert Rache von mir, ſeiner Mörderin. So malte ihr ihre erhitzte Phantaſie immer die ſchrecklichſten Bilder vor.

Einſt begab ſie ſich auf einen hohen Thurm. Lange ſah ſie ſtill und ruhig die Tiefe hinab. Es war eine ſtürmiſche Nacht, ſparſam vom Monde beleuchtet. Kein Laut ließ ſich vernehmen. Nur der traurige Uhu heulte in der Ferne ſein Nachtlied, und die Windfahnen am Thurme klirrten, vom Winde bewegt. Wie da alles ſo ſchauerlich einſam und ſtill iſt! ſagte ſie. So iſt es auch in jenen Gräbern dort, fuhr ſie fort, indem ſie ihren Blick auf den nahen Kirchhof wandte. O! Wer da

drin läge, im ruhigen Grabe! Wer es überstanden hätte, das Höllenleben der Welt, und nichts mehr wüßte von den tausend und tausend Qualen, welche das Herz des schuldlosen Menschen zermalmen! — Schuldlos? fuhr sie fort, indem sie plötzlich aufschauderte; ich schuldlos? Bin ich nicht die Mörderin des Unschuldigen? — Jetzt gieng eine sichtbare Veränderung in ihrem Innern vor; die Gesichtsfarbe wechselte, sie zitterte am ganzen Körper; man sah, daß ihre ganze Seele arbeitete. Plötzlich nahm sie einen Schwung, und wollte sich von dem Thurme herabstürzen. Zum Glücke hatten ihre Leute noch zur rechten Zeit ihre Absicht bemerket, und hielten sie zurück. Aber dieser Vorsicht ungeachtet fristete sie ihr Leben nicht lange. Sie verfiel in eine gefährliche Krankheit, welche ihr Gram und ihre Trostlosigkeit unheilbar machten, und starb nach wenigen Wochen.

Den Leichnam des Grafen Florenz von Holland brachten die deutschen Fürsten und Ritter, welche dem Turniere beigewohnt hatten, traurig in das Kloster zu Rheinsburg, und weihten ihm, da sie ihn zur Erde bestatteten, ihre Thränen der Freundschaft. Der

Leichnam der Gräfin von Klermont, die als ein grausames Opfer unglücklicher Liebe starb, ward in der Familiengruft zur Ruhe gelegt. Der Herr von Neele söhnte sich in der Folge mit den Anverwandten des Grafen Florenz aus, und versprach nach der damaligen Sitte und Denkungsart, zur Genugthuung an demjenigen Orte, wo derselbe war getödtet worden, ein Kloster zu bauen.

Jakoba von Hennegau

oder

Die Frau von vier Männern.

Ein trauriges Beispiel verunglückter Ehen giebt Jakoba von Hennegau, sie, die ihrer vortreflichen Eigenschaften wegen ein besseres Schicksal verdienet hätte. Sie liefert zugleich einen Beweis, welche unglückliche Folgen der Zwang hervorbringet, den man der Neigung des Menschen anthut, wenn es das unzertrennliche Band der Ehe gilt. Es ist traurig, zu sehen, daß es Menschen gab, welche nicht mehr daran dachten, was sie einst selbst empfanden, mit der Empfindung ihrer Kinder, war sie auch noch so unschuldig, hartherzig tyrannisirten, und die ganze Ruhe und das lebenslängliche Glück derselben ihrem Stolze, und Ehrgeitze, ihrer Habsucht, ihrer Feind-

ſchaft, oder andern Privatabſichten aufopfer-
ten.

Jakoba war die Tochter des Herzogs Wilhelms VI. aus Baiern, Grafen von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, des letzten aus dem Baieriſchen Mannsſtamme, der dieſe Länder beherrſchte. Ihre Mutter war Margaretha, eine Tochter Philipps des Kühnen, Herzoges von Burgund. Beide gaben ihrer Tochter eine Erziehung, welche nach den damaligen Begriffen und Sitten ihrem Stande vollkommen angemeſſen war. Mit Entzücken ſahen ſie dieſelbe zum ſchönen, hoffnungsvollen Mädchen heranwachſen. Ihr vortreflicher Wuchs, ihre reitzende Geſichtsbildung, ihr artiges Weſen, ihr Verſtand, und alle diejenigen Eigenſchaften, welche das Frauenzimmer zieren, verſetzten die Aeltern in eine ſüſſe Freude über das Glück des Beſitzes einer ſo vorzüglich liebenswürdigen Tochter

Noch hatte Jakoba ein mannbares Alter nicht erreichet, als ihre Aeltern ſchon beſorgt waren, um eine ihrem Stande und ihren Vorzügen angemeſſene Heirath für ſie umzuſehen. Ihr Wunſch ward auch in kur-

zer Zeit zu ihrer groſſen Freude erfüllet. Schon im Jahre 1406. wurde zu Compiegne eine Heirath zwiſchen ihr und Johann, Herzoge von Tourain und Ponthieu, zweiten Sohne Karls VI. Königs in Frankreich feierlich geſchloſſen. Aber der Herzog zählte damals nur ungefähr neun, ſie nur etwas über fünf Jahre; darum ward das Beilager bis zum Jahre 1415 verſchoben. Der Franzöſiſche Hof, welcher immer nach neuen Beſitzungen ſtrebte, ſah es gern, daß ein Prinz von Geblüt durch eine ſolche Vermählung mit den Beſitzern der Grafſchaften Hennegau, Holland, Seeland und Friesland in eine nähere Verwandtſchaft kam, wodurch derſelbe nothwendig die Erweiterung ſeiner Herrſchaft in den Niederlanden erwarten mußte. Auch Wilhelm war ſtolz auf das Glück, ſeine Tochter einem Prinzen von ſo hoher Abkunft verlobt zu ſehen. Dadurch glaubte er den Ruhm ſeines Hauſes, die Vorzüge ſeiner eigenen Herrkunft zu retten. Denn der Graf ſtammte von einem Kaiſerhauſe ab; er war ein Enkel Margarethens, der Gemahlin der Kaiſers Ludwigs IV. aus Baiern, welche derſelbe nach dem Tode des Grafen

Wil-

Wilhelms IV. der im Jahre 1345 erfolgt war, mit Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, als mit Reichsländern belehnet hatte. Unter solchen Umständen waren die Unterhandlungen zu Compiegne nach beiderseitigem Wunsche geschlossen worden, und im Jahre 1415 wurde, wie gesagt, das Beilager mit der bei solchen Feierlichkeiten gewöhnlichen Pracht vollzogen.

In dem Ehevertrage hatte man zwar dafür gesorgt, daß jene Länder, deren Erbin Jakoba im Falle des Mangels an männlichen Nachkommen war, nicht einst vermittelst dieser Heirath unter französische Landeshoheit gerathen mögen. Es war ausgemacht worden, daß dieselbe, wofern der Herzog Wilhelm ohne Söhne aus der Welt gehen würde, die Grafschaften Hennegau, Holland, Seeland und Friesland nur von denjenigen zu Lehen empfangen sollte, von welchen sie Wilhelm und seine Verfahren empfangen hatten; jede andere Erwerbung derselben, oder jede Belehnung von einem andern sollte ungültig und ohne Kraft seyn. Dasjenige, worauf wahrscheinlich der französische Hof am meisten gezielet hatte, ward also dadurch gewisser-

massen vereitelt. Einige Schriftsteller versichern sogar, Jakoba habe wegen des Rechts der Erbfolge in diesen Ländern Schwierigkeiten gehabt. Ihrer Angabe zu Folge weigerte sich der Kaiser Sigmund, sie damit zu belehnen. Allein der Herzog Wilhelm rief, nachdem er vergeblich bei dem Kaiser um die Belehnung angesucht hatte, die holländischen Stände zusammen, und stellte ihnen vor, wie sehr er ihnen jederzeit zugethan, und für ihre und des ganzen Landes Wahlfahrt stets beeifert gewesen; wie unbillig es wäre, seine Tochter von ihrer rechtmäßigen Erbschaft zu verdrängen, welchen Nachtheil es dem Lande bringen könnte, wenn es in fremde Hände geriethe. Er errinnerte sie an die Verfassung des Landes, an ihre Freiheit, die sie gegen Auswärtige schützen sollten, an die bisherige Ordnung der Dinge, nach welcher immer die Kinder ihren Vätern in den Ländern derselben nachgefolgt seien, an das unstreitige Recht seiner Tochter zur Nachfolge, und brachte es durch Zureden und Gründe dahin, daß sie ihm eidlich versprachen, nach seinem Tode in Ermangelung eines männlichen Erben seine Tochter Jakoba als rechtmäßige Nachfolgerin

zu erkennen, und ihr Treue und Gehorſam zu bezeigen. Auch machten ſie ſich verbindlich, dieſelbe gegen alle ihre Feinde zu ſchützen.

Jakoba lebte mit ihrem Gemahle vergnügt. Er beſaß gerade diejenige Eigenſchaften, welche in empfindſamen Herzen eine aufrichtige Neigung hervorbringen können. Er war jung, wohlgewachſen, verſtändig, lebhaft, und begegnete ihr mit Achtung und Zärtlichkeit. Die ſchönſten Ausſichten auf hohe Stufen der Ehre, welche die Gräfin durch ihn in der Zukunft beſteigen würde, erhöhten noch das Vergnügen, welches ſie aus der Verbindung mit ihm in vollem Maaße genoß. Ein unvermutheter Zufall hatte ihr dieſe herrlichen Ausſichten geöfnet. Ludwig, der ältere Bruder ihres Gemahles, welcher der nächſte Erbe der franzöſiſchen Krone war, gieng unvermuthet mit Tode ab; dieſer trat an deſſen Stelle als Dauphin, und hätte alſo die glänzende Hoffnung, nächſtens König von Frankreich zu werden. Jakoba war trunken von Wonne über ihr gegenwärtiges und künftiges Glück. Sich einſt zur Königin von

Frankreich erhoben zu ſehen, war ein unausſprechlich ſüſſer Gedanke für ſie.

Allein dieſer glückliche Zuſtand dauerte nicht lange. In Frankreich ereigneten ſich um dieſe Zeit auffallende Begebenheiten, welche die ganze Lage der Dinge änderten. Der Urſprung derſelben ſchreibet ſich ſchon von frühern Jahren her.

Der König Karl VI. von Frankreich, Johanns Vater, hatte von Zeit zu Zeit Anfälle von Wahnſinn gehabt, die ihn der Regierung unfähig gemacht hatten. Ehemals hatte Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, ein Sohn des Königs Johann von Frankreich in Regierungsgeſchäften einen entſcheidenden Einfluß behauptet. Nun aber führten Ludwig Herzog von Orleans, und die Königin die Regierung mit einander. Dieſes gieng dem Herzoge Johann von Burgund, Philipps hinterlaſſenem Sohne und Erben tief durch die Seele. Sich eines ſo großen Anſehens beraubt, alle Gewalt in Leitung der Staatsgeſchäfte ſich entriſſen zu ſehen, war für ihn die größte Beleidigung. Mit einem unverſöhnlichen Groll im Buſen, faßte er den ruchloſen Entſchluß,

en Herzog von Orleans aus dem Wege zu
äumen. Im Wintermonat 1407 ließ er ihn
n der Nacht unversehens überfallen und ermor-
en. Diese That erregte dasjenige Aufsehen,
elches die Abscheulichkeit derselben verdiente.
er französische Hof war äußerst aufgebracht
ber den Urheber. Aber der Herzog von
urgund verstand die Kunst, die Ungerech-
gkeit derselben hinter dem Mantel des Patrio-
smus zu verbergen; er betheuerte, nur der
ifer für das gemeine Beste habe ihn zu die-
n Schritte verleitet, und brachte es durch
ne Beredsamkeit dahin, daß ihn der König
ffentlich frei sprach. Er bekleidete hier-
f das Königreich im Namen des Königs.
s er sich aber im folgenden Jahre nach Lüt-
h begab, um dort dem Bischofe Johann
n Baiern, welcher sich sehr im Gedränge
fand, beizustehen: benützte die Königin
ne Abwesenheit, bemächtigte sich der höch-
n Gewalt, und ließ sich und den Dau-
in Ludwig zu den Regenten des Reiches
klären. Johann, Herzog von Bur-
nd ward hierauf des Mordes schuldig er-
ret.

In dieſer betrübten Lage des Herzoges nahm ſich ſein Schwager, der Graf Wilhelm VI. ſeiner an, und legte ſich ins Mittel. Er ſtiftete einen Vergleich zwiſchen den feindlichen Partheien. Der Herzog Johann bekannte ſich im März des Jahres 1409 ſchuldig, und ſöhnte ſich mit der Königin und dem Hauſe Orleans aus. Aber die Prinzen vom königlichen Geblüte, welche nun von der Regierung ausgeſchloſſen, und ſchon lange ſeine Feinde waren, verbanden ſich gegen ihn, und ſtanden mit bewaffneter Hand wider ihn auf. Dieſer widerſetzte ſich ihnen gleichfalls mit bewaffneter Hand. Um ſich mit deſto mehr Nachdrucke zu ſchützen, rief er die Engländer herbei, die ſich als ältere Feinde des franzöſiſchen Hofes dieſe innere Zwietracht und dieſen Ruf ſehr gern gefallen ließen. Sie machten eine Landung in Frankreich, und verübten in verſchiedenen Gegenden große Feindſeligkeiten.

Dieſes verrätheriſche Unternehmen des Herzoges von Burgund, fremde Völker als Feinde in das Land zu führen, erregte den äußerſten Unwillen des franzöſiſchen Hofes. Man ſahe es für nichts geringers, als für

ein abscheuliches Staatsverbrechen an, und beschloß im Jahre 1414 den Herzog mit Krieg zu überziehen. Johann mußte sich um seiner Sicherheit willen aus Frankreich flüchten, und gieng nach Flandern; die Engeländer waren schon im Jahre 1412, nachdem sie wenig großes verrichtet hatten, aus Frankreich abgezogen; seine Parthei in diesem Königreiche ward zusehends schwächer; seine Sache schien beinahe verloren zu seyn; da begab sich seine Schwester Margaretha, die Gräfin von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland Wilhelms VI. Gemahlin nach Peronne, wo sich damals der Hof befand, und stiftete zwischen den beiden Partheien einen Vergleich. Der Herzog mußte sich verbindlich machen, die Unterhandlung, die er etwa mit Engelland angefangen haben mochte, abzubrechen.

Obwohl er die Erfüllung dieser Bedingniß feierlich versprochen hatte: schloß er bald darauf doch wieder ein geheimes Bündniß mit Heinrich V. König von Engelland. Er fand sich viel zu sehr beleidiget, und fühlte eine zu große Begierde, sich an seinen Feinden zu rächen, als daß er sich selbst von die-

ſem Schritte hätte zurückhalten können. Der König von Engelland hatte eben einen neuen Krieg mit Frankreich vor; eine Allianz mit dem Herzoge von Burgund, der doch immer noch einigen Anhang daſelbſt hatte, war ihm daher ſehr willkommen. Wirklich brachte der Herzog eine beträchtliche Flotte in Holland und Seeland zuſammen, ſchiffte mit derſelben nach Frankreich hinüber, und ſetzte ein anſehnliches Heer ans Land. Sogleich begannen die Feindſeligkeiten. Bei Azinkourt kam es am 25ſten Oktober 1415 zu einem äußerſt hitzigen Treffen, in welchem die Franzoſen geſchlagen wurden. Seine eigenen Brüder, Anton Herzog von Brabant, und Philipp Graf von Nevers und Retel, welche für die Franzoſen fochten, büßten dabei ihr Leben ein. Mit ſchnellen Schritten gieng jetzt Johann nach Paris, um von der allgemeinen Beſtürzung Vortheile zu ziehen. Ungefähr um eben dieſe Zeit ſtarb der Dauphin Ludwig, wie oben gemeldet worden, und Johann Herzog von Touraine und Ponthieu, der ſich kurz vorher mit Jakoba vermählet hatte, trat an die Stelle deſſelben.

Während, daß dieſes in Frankreich vorgieng, hielt ſich Johann, nunmehriger Dauphin, meiſt in Holland an Wilhelms Hofe auf, und genoß im Umgange ſeiner Gemahlin Jakoba alles dasjenige Glück, welches eine vergnügte Ehe gewähret. Allein eben dieſer lange Aufenthalt daſelbſt ſchien dem Könige von Frankreich und der Königin gefährlich. Johann, Herzog von Touraine war durch dieſe Vermählung ſehr nahe in die Verwandtſchaft des Herzoges von Burgund gekommen. Margaretha, die Mutter ſeiner Gemahlin, war eine Schweſter deſſelben; ſie und ihr Gemahl, Wilhelm VI. waren ihm, wie man aus verſchiedenen Umſtänden deutlich ſchließen konnte, ſehr zugethan. Dieſes machte jenen am franzöſiſchen Hofe verdächtig. Nicht ohne Grund betrachtete man ihn als einen Prinzen, der dem Herzoge von Burgund, dieſem gefährlichen Feinde der Krone, von ganzen Herzen ergeben ſei. Man wußte ſogar, daß er mit denſelben zu Valenciennes im Hennegau ein geheimes Bündniß geſchloſſen habe. Alles dieſes bewog den franzöſiſchen Hof, ihn nach Frankreich zurückzurufen. Der Graf von Ar-

magnac betrieb dieſe Sache mit vorzüglichem Eifer.

Dieſer Befehl war ein Donnerſchlag auf das zärtliche Herz ſeiner Gemahlin. Er ſoll ſich alſo trennen von mir, der Geliebte, rief ſie mit der äußerſten Beſtürzung; er ſoll hingehen an einen Hof, wo man ihn im Verdachte hält, ihn als einen Feind betrachtet, über ihn zürnet, ihn haſſet? Hingehen, um dort, fern von dem Glücke, das er in den Armen einer zärtlich liebenden Gattin genoß, ſein junges Leben in Verdruß und Traurigkeit zuzubringen? Vielleicht gar, um dort mißhandelt, um dort ein Opfer der grauſamen Rache zu werden? Wie? der Theure ſoll mir entriſſen, unſer gegenſeitiges Glück vielleicht für immer geſtört werden? So ſprach ſie, und ſchlang ihre Arme um ihn, und hielt ihn feſt, gleich als wären ſchon Leute da, die ihn ihr wegnehmen wollten.

Selbſt Wilhelm fand es bedenklich, ihn nach Paris gehen zu laſſen. Ihm war es zu gut bekannt, welcher außerordentlicher Dinge die Höfe manchmal fähig ſind, wenn es ihre Rachſucht, oder ihre Politik erfodert, einen ihnen verdächtigen Mann zu ſtürzen.

Er wußte, welches ſchwere Mißtrauen der Hof zu Paris gegen ſeinen Schwiegerſohn hege, und mit Recht befürchtete er, die feindſelige Geſinnung des Königs und der Königin gegen ihn möchte nachtheilige Folgen für ihn haben. Aus dieſem Grunde gab er die Abreiſe deſſelben nicht zu. Aber der König von Frankreich drang in wiederholten Schriben darauf, daß der Dauphin nach Paris kommen ſollte, und gab ſeine Unzufriedenheit über die bisherige Verzögerung der Reiſe, und über die Urheber derſelben in ziemlich bittern Ausdrücken zu erkennen. Wilhelm fand es nicht räthlich, ſich länger zu widerſetzen, und reiſete im Jahre 1417 ſelbſt mit ihm nach Frankreich. Ein anſehnliches Heer, welches er mitnahm, begleitete ſie.

Als er nach St. Quintin gekommen war, machte er Halt, und ſchlug dort eine Zuſammenkunft und Unterredung mit der Königin vor. Dieſes Verlangen fand kein Gehör. St. Quintin, hieß es, ſei von Paris zu weit entfernet. Wilhelm begab ſich daher mit dem Dauphin nach Compiegne. Hier kam die vorgeſchlagene Unterredung zu Stand. Die Königin verlangte, daß der Dauphin

nach Paris kommen ſollte. Jener that kräftige Gegenvorſtellungen. Die Königin wiederholte ihr Begehren, daß er den Dauphin ſollte nach Hof reiſen laſſen, und beſtand ernſtlich darauf. Da antwortete aber der Graf von Hennegau mit trockenen Worten: er werde dieſes ſchlechterdings nicht zugeben, ſo lange man ſeinen Schwager, den Herzog von Burgund von der Regierung ausſchlöſſe. Er gieng hierauf nach Paris, und that dort dem Könige mit unerſchrockenem Muth eben dieſelbe Erklärung. Der König erwiederte, er wolle die Sache in Ueberlegung nehmen, und beurlaubte ihn.

Kaum hatte er ſich aus der Burg in ſein Quartier begeben, und erwartete dort unter hundert Gedanken die entſcheidende Antwort des Königs, als plötzlich einer von den heimlichen Freunden des Herzoges von Burgund, deren er in Paris mehrere zählte, mit ängſtlicher Haſtigkeit zu ihm hineinſtürzte. Rettet Euch, ſchrie er voll Unruhe, ergreifet unverzüglich die Flucht; Euere Freiheit iſt in Gefahr; der König hat ſo eben den Befehl ertheilet, Euch in Verhaft zu nehmen. Ganz gewiß würde er Euch ſo lange in enger Gefan-

genſchaft behalten, bis Ihr ihm den Dauphin auslieferu würdet; vielleicht würde Euch ein noch ſchlimmers Schickſal bevorſtehen. Darum geht, zögert nicht, rettet Euch durch die Flucht.

Dank Euch, edler, trauter Freund, ſagte der Graf, indem er ihm die Hand drückte; gebt mir Gelegenheit, daß ich Euch dieſe edle Treue vergelten kann. Geſchwind raffte er ſeine Sachen zuſammen, ſammelte ſeine Leute, und ehe noch die Soldaten, der Ordre des Königs zu Folge, in ſeinem Quartier ankamen, um ihn gefangen zu nehmen, war er ſchon von Paris entfernt. Wer hätte eine ſolche Wendung der Dinge vermuthet? ſagte Wilhelm auf dem Wege zu ſich ſelbſt. Welches traurige Loos würde dem Dauphin zu Theil geworden ſeyn, wäre ich nicht noch zu rechter Zeit der Gefangenſchaft entkommen! Und hätte ich ihn dann nach dem Verlangen der Königin ſelbſt mit mir nach Paris genommen! Ganz gewiß hätte man ſich ſeiner bemächtiget; er wäre nicht mehr zurückgekommen. Zu Compiegne wagte man es nicht, Hand an ihn zu legen; die zahlreiche Bedekkung, die wir dort hatten, ſchreckte den Hof

davon ab. Aber in Paris, wo er von der königlichen Parthei allenthalben umringt, und ohne Unterſtützung geweſen wäre, was würde aus ihm geworden ſeyn? Wie klug handelte ich, daß ich ihn zu Compiegne zurück ließ, und eine hinlängliche Anzahl Truppen zu meinem und ſeinem Schutze mit mir nahm!

Wilhelm war jezt feſt entſchloſſen, den Dauphin zu Compiegne abzuholen, und mit ihm nach Hennegau wieder zurück zu gehen. Dort ſollte derſelbe, ſeinem Plane gemäß, ſo lange, bis ihn der Tod des Königs in Frankreich zur Beſteigung des Thrones nach Paris rufen würde, fern von allen Verfolgungen und Chikanen, vor dem Zorn eines ſchwachen, blödſinnigen Königes, vor der Rachſucht einer ſtolzen Königin, vor den Nachſtellungen ſelbſtſüchtiger Prinzen und Miniſter geſichert, ruhig mit ſeiner Gemahlin leben. Da er aus der innigſten Betrübniß, mit welcher ſeine Tochter bei der Abreiſe ihres Gemahles nach Frankreich von ihm ſchied, mit Recht auf ihren gegenwärtigen Kummer und auf ihre ungeduldige Sehnſucht nach ihm ſchloß, ſo ſandte er einen Eilboten nach Hennegau, um ihr zum voraus die ge-

gewärtige Lage der Dinge bekannt zu machen, und ſie von der drückenden Sorge über das Schickſal ihres geliebten Gemahls zu befreien. Freut Euch, ſo lautet das Schreiben, welches der Eilbote mit ſich brachte; Euer geliebter Gemahl ſoll an den nächſten Tagen wieder in Euren Armen ſeyn; ich ſelbſt führe ihn Euch zu: ich habe ihn Euch für immer gerettet. Wie wenig fehlte, dieſes Geſchäfte hätte Euren alten Vater die Freiheit gekoſtet! Doch das Uebrige, und was alles bei dieſer Gelegenheit vorfiel, ſollt Ihr von mir mündlich vernehmen.

Wer war nun glücklicher, als Jakobe, da ſie dieſe troſtreiche Nachricht erhielt! Ihr ganzes Herz war bisher mit bangen Ahndungen erfüllet geweſen; wie dann empfindſame Frauenzimmer in ſolchen Umſtänden gewöhnlich geneigt ſind, das Schlimmere zu vermuthen. Während der ganzen Abweſenheit ihres Gemahles hatte ſie keinen ruhigen Tag, keine ruhige Nacht gehabt. Immer hatte eine marternde Sorge ſie beunruhiget, irgend ein ſchlimmes Schickſal möchte ihrem Gatten begegnen. Jetzt aber zog ſich auf einmal erquickende Heiterkeit über ihr ganzes Geſicht.

Alles lebte in ihr von Neuem auf; sie wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Beinahe alle Minuten fragte sie ihre Leute, ob ihr Vater und ihr Gemahl wohl bald ankommen würden, ob sie nicht schon da seien; alle Augenblicke lief sie ans Fenster, und sah hinaus ins Freie, voll Ungeduld, sie von der Ferne herbeykommen zu sehen. Oft, wenn sie von weitem eine Anzahl Menschen zu Pferd sah, täuschte sie ihre Sehnsucht. Nun kommen sie, rief sie voll Entzücken aus; nun sind sie schon da!

Die sehnlich gewünschte Stunde schlug endlich; Wilhelm erschien mit seinem Gefolge vor Hennegau. Er war schon so weit gekommen, daß ihn Jakoba deutlich erkennen konnte. Mit offenen Armen flog sie ihm pfeilschnell entgegen. Aber ach! Wie sehr schauderte sie zurück! Ihr Gemahl befand sich nicht mit unter dem Gefolge des Grafen; ihr Vater selbst zeigte sich mit einer trüben, düstern Miene, und heftete seinen Blick schwermüthig zur Erde. Willkommen Vater, rief ihm Jakoba entgegen, willkommen tausendmal! — Aber wo habt ihr den Dauphin, wo habt ihr meinen Gemahl gelassen? Wil-

Wilhelm holte einen Seufzer tief aus der Bruſt herauf; dieſer vertrat die Stelle der Antwort. — Gott im Himmel, ſchrie Jakoba erſchrocken, was hat ſich zugetragen? Wo iſt mein Gemahl? Hat ihm jemand Leides gethan? Redet, ich beſchwöre Euch, reiſſet mich aus der martenden Ungewißheit! — Der Graf ſchwieg noch immer. Man ſah es ihm an, daß er innerlich einen ſchweren Kampf ausſtand. Jakoba heulte, und rang voll Verzweifelung die Hände.

Wo iſt mein Gemahl? rief ſie ein über das andere mal; gebt mir meinen Dauphin, gebt mir meinen Gatten wieder! Ihr habt mir verſprochen, mir ihn wieder zu bringen.

Ja wohl, verſprochen! ſagte der Graf, und ſeufzte wieder. Verſprochen! fuhr er fort, und ein Strom von Thränen erſtickte die übrigen Worte.

Jakoba. Großer Gott! was iſt ihm widerfahren?

Wilhelm. Was ihm widerfahren ſei? — Hm! — Kränket Euch nicht, Tochter, er iſt glücklicher jetzt, als wir alle ſind.

Jakoba. Glücklicher? ohne mich glücklicher? In der Entfernung von mir? — Glücklicher! und Ihr erscheinet so innigst bestürzet?

Wilhelm. Glaubet den Worten Eures alten Vaters! Er genießet ein Glück, das wir alle vermissen, das uns in diesem Leben nie wird zu Theil werden. Kein Feind wird ihn mehr beunruhigen, keine Rachsucht, keine Verfolgung, keine Cabale sein Glück stören. (Hier quellen ihm neuerdings Thränen aus dem Auge.)

Jakoba. Aber um alles, was Euch heilig ist, beschwöre ich Euch; reißet mich aus der marternden Ungewißheit. Saget mir von welchem Glücke sprechet Ihr?

Wilhelm. Laßt mich erst weinen, Jakoba, ehe ich Euch sagen kann, was ihm begegnete. Seht! Ich bin schon ziemlich alt. Schon in manchem harten Kampfe zu Schimpf und zu Ernst, in manchem blutigen Kriege habe ich gezeigt, daß ich ein Mann bin. Aber laßt mich weinen; vergebet dem Manne, wenn eine Thräne von ihm beweiset, daß er auch Mensch ist.

Jakoba. Ach! Ihr wollt nicht heraus mit der Sprache; Ihr ſchweiget, weinet! — Himmel! was widerfuhr meinem Gatten? Warum verſchweiget Ihr mirs?

Wilhelm. Nun ich will Euch ſein Schickſal erzählen; aber verſprechet mir, daß Ihr Euch beruhigen wollet. — Ihr wiſſet, daß ich die Vorſicht hatte, nicht ohne zahlreiche Bedeckung mit ihm nach Frankreich zu gehen. Ich wußte, wie ſchwarz er am Hofe zu Paris, als Verwandter und Freund des Herzoges von Burgund angeſchrieben ſei; darum wollte ich ihn nicht der Gefahr ausſetzen, in die Hände dieſes Hofes zu gerathen, und von demſelben mißhandelt zu werden. Zugleich hatte ich, unſerer Verabredung zu Folge, das Intereſſe des Herzoges von Burgund vor Augen, und war eifrig befliſſen, daſſelbe bei dieſer Gelegenheit mit zu befördern. Als ich daher nach St. Quintin kam: blieb ich daſelbſt, und verlangte eine perſönliche Unterredung mit der Königin. Allein man ſchlug mir ſie ab; dieſer Ort, hieß es, wäre von Paris zu weit entfernet. Dieſe Entſchuldigung hatte wohl ihren guten Grund. Man befürchtete nämlich, der Erfolg dieſer Unter-

tebung möchte in einer ſo weiten Entfernung nicht ſo vortheilhaft ausfallen, als man es wünſchte. Ich gieng daher mit dem Dauphin und unſerer ganzen Bedeckung nach Compiegne. Dort beſprach ich mich mit der Königin. Sie verlangte, ich ſollte ihr den Dauphin ausliefern, und ihn nach Hof reiſen laſſen; ich aber weigerte mich, dieſes zu thun. Sie beſtand auf ihrer Forderung; und ich erklärte freimüthig, ich würde ihn in keinem andern Falle von meiner Seite laſſen, als wenn man die Ausſchließung des Burgundiſchen Herzoges von der Regierung aufheben würde. Da ſie ſich auf den König berief, ohne deſſen Einwilligung ſie ein ſolches Verſprechen nicht thun könne: begab ich mich nach Paris, und ließ den Dauphin zu Compiegne indeſſen zurück. Der Armee, die ich dort gleichfalls indeſſen bleiben hieß, traute ich Stärke und Tapferkeit genug zu, ihn gegen alle Gewalt oder Entführung zu ſchützen. Dem Könige that ich ohne Zurückhaltung eben dieſelbe Erklärung. Er äußerte ſich, daß er die Sache in Erwegung ziehen wolle, und entließ mich. Aber gleich darauf kam ein heimlicher Freund des Herzoges von Burgund in größter Eilfer-

tigkeit zu mir, und entdeckte mir, daß der König befohlen habe, mich in Verhaft zu nehmen. Er bat, er beſchwur mich, durch eine ſchleunige Flucht für meine Sicherheit zu ſorgen. Ich rief daher in größter Geſchwindigkeit meine Leute zuſammen, und reiſte in aller Stille nach Compiegne.

Jakoba. Gott! welchem ſchrecklichen Ungewitter ſeyd Ihr entgangen! Tauſend Dank dem großen Retter oben! — Aber mein Gemahl? mein Gemahl?

Wilhelm. Ich war feſt entſchloſſen, den Dauphin mit mir nach Hennegau zu nehmen, und ſo lange nicht wieder nach Paris reiſen zu laſſen, bis die Erledigung des franzöſiſchen Thrones ihn dazu nöthigen würde. Ich ſandte Euch auch, um Euch zum voraus eine Freude zu machen, dieſe Nachricht durch einen Eilboten. Allein als ich in Compiegne ankomme, iſt der Dauphin, Euer Gemahl — —

Jakoba. Entführet? Gefangen genommen? — Großer Gott! Iſt es möglich?

Wilhelm. Wäre er dieſes! Alsdann hätten wir weniger Urſache zum Schmerz! Alsdann bliebe uns noch die ſüße Hoffnung an

die Wiedererlangung ſeiner Freiheit übrig! — Aber ich fand ihn — halb entſeelt auf dem Sterbebette, mit dem Tode ringend. In wenigen Minuten verſchied er.

Jakoba. Gott! Welcher Donnerſchlag! (Sie ſank in Ohnmacht. Ihre Mutter Margaretha erblaßte, zitterte, ſchlug die Hände über das Haupt zuſammen.)

Wilhelm. Ob er eines natürlichen Todes geſtorben, daran zweifle ich. Seine Leute verſichern, er habe ſich bis auf wenige Tage wohl befunden. Nachher habe es ihn plötzlich auf eine Art überfallen, daß man wohl ſchließen könne, es ſei keine natürliche Krankheit geweſen.

Wirklich hielt man es allgemein für ausgemacht, daß der Dauphin auf Anſtiften ſeiner Gegner in Frankreich durch Gift aus der Welt geſchaffet worden. Einige behaupteten ſogar, ſeine Mutter ſelbſt habe ſeine Vergiftung veranlaſſet. Ob dieſelbe übrigens durch einen vergifteten Harniſch, den er angezogen, oder auf eine andere Art veranſtaltet worden, iſt ungewiß. Auf eine ſo unglückliche Art endigte ſich die erſte Ehe der Gräfin Jakoba! und von dieſer Stunde an traf ſie eine Reihe

von Widerwärtigkeiten, die ihr das ganze Leben verbitterten.

Aeußerſt bedauernswürdig war jetzt ihr Zuſtand. Die ſchreckliche Nachricht von dem unnatürlichen Tode ihres geliebten Gatten hatte ſie zur äußerſten Verzweiflung gebracht. Lange Zeit wüthete in ihrem Innern der heftigſte Sturm der Leidenſchaft. Ihre Aeltern bemühten ſich, ſie zu tröſten, und waren im Grunde ſelbſt eben ſo troſtlos, wie ſie. Denn der klägliche Zuſtand ihrer Tochter, die ſie ſo jämmerlich leiden ſahen, verdoppelte ihren eigenen Schmerz, und der Verluſt ſo fröhlicher Ausſichten, die ihnen ihre Tochter noch vor Kurzem mit der königlichen Krone geſchmückt in der Ferne gezeigt hatten, fiel ihnen nicht weniger ſchmerzlich.

Der Tod des Dauphin war am 4ten April 1417 erfolgt. Er hatte keine Kinder hinterlaſſen. Jakoba hatte damals ein Alter von ſechszehn Jahren. Lange Zeit konnte ſie ihren geliebten Gemahl nicht vergeſſen; immer brachte ihr der geringſte Umſtand denſelben wieder ins Gedächtniß, und ſo oft ſie ſich deſſelben erinnerte, erneuerte ſich ihr Gram. Ihre Lage wurde um ſo mehr be-

trübt, da am letzten May eben deſſelben Jahres auch ihr Vater in einem Alter von 52 Jahren zu Bouchain an einer Geſchwulſt ſtarb, die ſich am Schenkel angeſetzt hatte.

Dem Verſprechen gemäß, welches die Stände von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland dem Grafen Wilhelm VI. im Jahre 1416 gethan hatten, huldigten ſie jetzt ſeiner Tochter. Aber kaum war dieſes geſchehen, als Johann von Baiern, ein Bruder des verſtorbenen Grafen, mit Anſprüchen auf deſſen hinterlaſſene Grafſchaften auftrat, und ſich mit Hülfe einer damals in Holland ziemlich mächtigen Parthei, welche unter dem Namen der Kabbeljauer bekannt war, zum Theil auch durch eigene Kräfte in den Beſitz derſelben zu ſetzen bemühte. Dieſen Herrn hatten ſeine Aeltern ſchon in ſeinen jungen Jahren dem geiſtlichen Stande gewidmet. Nachdem er ſich mit den dazu nöthigen Wiſſenſchaften bekannt gemacht, und das zur Antretung hoher geiſtlicher Würden erfoderliche Alter erreichet hatte: wurde er zum Biſchofe von Lüttich erwählet. Eine Zeitlang beherrſchte er als Fürſt und Biſchof in weltlichen und geiſtlichen Dingen ſein Land und ſeinen Kirch-

ſprengel. Während dieſer Zeit hatte er aber ziemlich verdrießliche Händel, die ihm ſeinen Stand und Aufenthalt in Lüttich ſehr unangenehm machten. Denn weil er ſtets nach weltlicher Herrſchaft ſtrebte: ſo nahm er die Prieſterweihe nicht an. Darüber erregten die Lütticher zweimal einen Aufſtand, und drangen auf die Wahl eines andern Biſchofes. Als jetzt ſein älterer Bruder, Wilhelm VI. mit Tod abgieng: erwachte in ihm die Begierde, ſich in den Beſitz der hinterlaſſenen Länder deſſelben zu ſetzen. Als Bruder des Verſtorbenen glaubte er ein größeres Recht auf dieſelben zu haben, als deſſen hinterlaſſene Tochter Jakoba. Und glaubte er auch dieſes nicht ernſtlich: ſo wünſchte er wenigſt, ſich ſelbige zu erwerben, und wagte einen Verſuch. Er gieng perſönlich nach Holland, begab ſich zuerſt nach Dortrecht, wo er von den Einwohnern mit lautem Jubel aufgenommen, und als Regent erkannt. Ohne Zweifel hatte er mit dieſer Stadt, wo die Kabbeljauer den Meiſter ſpielten, ſchon zuvor ein geheimes Verſtändniß gehabt. Aus dieſem Grunde geſchah es vermuthlich, daß ſich dieſelbe ſchon gleich bei dem Antritte der Regierung der Grä-

ſin Jakoba geweigert hatte, ſich ihr zu unterwerfen. In der Stadt Briel fand er eine eben ſo günſtige Aufnahme; die übrigen Städte aber ſchlugen es freimüthig ab, ihn zu erkennen. Da er ſah, daß die wenigſten Oerter geneigt ſeien, ſich ihm freiwillig zu ergeben: beſchloß er, Gewalt zu brauchen, und verband ſich in dieſer Abſicht mit Johann von Egmond und Wilhelm von Arkel. Ihr Plan war, ſich von Gorinchem und dem Schloſſe Arkel Meiſter zu machen. Hätten ſie dieſe beiden Oerter einmal in ihrer Gewalt, ſo war es leicht, ſich auch des übrigen Südhollands zu bemächtigen. Wirklich rückten ſie mit einer zahlreichen Mannſchaft vor dieſe Oerter hin, und es gelang ihnen, ſie zu erobern. Aber nicht lange blieben ſie im Beſitze derſelben. Die Armee der Gräfin Jakoba und ihrer Freunde zog mit ſchnellen Schritten heran, und vertrieb die Feinde aus dieſen Plätzen. Johann von Egmond und viele Edelleute aus Geldern wurden gefangen genommen, und einige in der Folge als Rebellen enthauptet.

Dieſe Unruhen waren den Ständen von Holland höchſt unangenehm. Das Land war

eine geraume Zeit her ſchon durch ſo viele einheimiſche und auswärtige Kriege zerrüttet worden, daß ſie eine ſchleunige Beilegung der gegenwärtigen Streitigkeiten mit Ungeduld wünſchten. So wie die Sachen damals ſtanden, ſchien ihnen die Lage der Gräfin und der Grafſchaften ſelbſt bedenklich. Wenn ſie aber einen Gemahl hätte, dachten ſie, welcher mit männlichem Ernſt, mit Klugheit und Tapferkeit ausgerüſtet, ſein Anſehen behaupten, einem Feinde die Spitze bieten, und ihm Ehrfurcht einflößen könnte: ſo würden alle dieſe Anfechtungen und Feindſeligkeiten bald ein Ende nehmen. Deutlich genug gaben ſie ihr den Wunſch zu erkennen, daß ſie ſich verheirathen möchte. Die Länge der Zeit hatte die tiefe, ſchmerzende Wunde, die der Tod ihres erſten Gemahls ihrem empfindſamen Herzen geſchlagen hatte, bereits geheilet. Was konnte ſie alſo hindern, ſich einen würdigen Gemahl zu wählen?

Am thätigſten betrieb ihre Mutter ſelbſt dieſes Geſchäft. Ihre Wahl fiel auf Johann, Herzog von Brabant und Limburg. Auch der Herzog Johann von Burgund ſtimmte mit ein in dieſen Wunſch ſeiner

Schweſter Margaretha. Ihre Wahl hatte einen politiſchen Grund. Der Herzog von Brabant und Limburg war der Sohn ſeines Bruders Antons, welchen Johanna, die Schweſter ſeiner Großmutter, und Herzogin von Brabant und Limburg zum Erben dieſer Herzogthümer ernannt hatte. Durch eine Vermählung dieſes Fürſten mit Jakoba hoffte ſie einſt die Grafſchaften Hennegau, Holland, Seeland und Friesland an das burgundiſche Haus zu bringen. Schon machten ſie am Hofe zu Brabant dieſer Sache wegen förmliche Anträge; ſchon gediehen die Unterhandlungen ziemlich weit; denn auch Johann war nicht abgeneigt, ihren Vorſchlägen Gehör zu geben. Jakoba war eine Frau von Eigenſchaften des Geiſtes und Körpers, welche die Foderungen eines jeden Freiers befriedigen konnten. Zudem waren die Grafſchaften Hennegau, Holland, Seeland und die Herrſchaft Friesland, die durch ſeine Vermählung mit ihr an ihn kommen mußten, eine ſchöne Erwerbung, und eine ſtarke Lockſpeiſe für ihn. Fühlte er gleich nicht warme Liebe zu ihr in jenem hohen Grade, in welchen ſie bei gleichdenkenden, gleichgeſtimmten Seelen erwachet,

die ſich ſehen, ſich kennen, und ſich aus gegenſeitiger Neigung uneigennützig miteinander verbinden? ſo war es ihr doch auch nicht abgeneigt, und in dieſer Lage konnte man immer erwarten, daß die Zeit das übrige thun würde.

Aber Jakoba ward wie vom Donner getroffen, als ihre Mutter ihr die ſchreckliche Erklärung that, ſie müſſe ſich mit dem Herzoge von Brabant und Limburg vermählen. Sie fühlte einen unüberwindlichen Abſcheu vor ihm. Von allen jenen Eigenſchaften, welche gewöhnlich fähig ſind, dem Frauenzimmer Neigung gegen eine Mannsperſon einzuflößen, fand ſie an ihm keine einzige. Denn das Herz des Menſchen iſt ein eigenſinniges Ding; der ſchönſte iſt häßlich, der vernünftigſte dumm, wenn es die Laune ſo will. Die Liebe iſt gemeiniglich die Tochter der Laune. Der unbedeutendſte, dem Frauenzimmer ſelbſt meiſt unbekannte Umſtand wecket in demſelben den Funken der Liebe, oder bringet Abneigung hervor. So war es auch bei Jakoba. Ihr ekelte vor dem Herzoge Johann, ohne daß ſie vielleicht ſelbſt wußte, warum?

Unmöglich, ſagte ſie zu ihrer Mutter, unmöglich kann ich ihm meine Hand geben; mein ganzes Herz widerſpricht.

Margaretha. Aber warum dann? Iſt Johann nicht ein angeſehener Fürſt? Iſt er nicht ſchön, jung, angenehm?

Jakoba. Laſſet ihn alles das ſeyn; mein Herz fühlet keine Neigung zu ihm.

Margaretha. Was es nicht Urſache hat! Euer Herz ſpielet Euch einen böſen Streich. Johann iſt ein liebenswürdiger Fürſt.

Jakoba. Sei er es! Aber wer kann den Neigungen gebieten?

Margaretha. Die Vernunft. Dieſe müſſet Ihr hören; dieſer müſſet Ihr folgen; nicht den blinden Eingebungen Euers Herzens.

Jakoba. Vernunft! Vernunft! — Nichtswürdiges Ding, wenn ſie zur Tyrannin der Menſchen wird! Sie iſt nicht Vernunft, wenn ſie das wird.

Margaretha. Iſt ſie Tyrannin, wenn ſie Euch räth, was Euch vortheilhaft iſt?

Jakoba. Unmöglich kann mir das vortheilhaft seyn, wovor mein ganzes Herz zurückbebet.

Margaretha. Aber betrachtet einmal den Ruhm und Glanz, worein Ihr Euch durch eine Verbindung mit einem Fürsten aus dem Burgundischen Hause versetzen werdet. Ihr waret schon die Gemahlin eines königlichen Prinzen. Wollet Ihr jetzt von dieser hohen Stufe der Ehre Euch selbst wieder herabstürzen, und einen Prinzen von einer minder hohen Abkunft heirathen? Auch die Herzoge von Burgund stammen von königlichem Geblüte ab. Ist das nicht ein großer Vortheil?

Jakoba. Vortheil! Um des Himmels willen, welcher Vortheil ist das, wenn man seinem Herzen Gewalt anthun muß? Wenn man sich lebenslänglich dadurch unglücklich machet? Stellet Euch einmal das unaussprechliche Elend einer Frau vor, die für ihre ganze Lebenszeit an einen Mann gefesselt ist, den sie unmöglich lieben kann, den ihr ganzes Herz verabscheuet. Welchen heitern, frohen Augenblick kann sie haben? Welches namenlose Elend drücket sie? Stellet Euch

dieſes einmal vor, und vergleichet es mit Euren geprieſenen Vortheilen.

Margaretha. Einbildung! eitle Einbildung! Euer Eigenſinn zeiget Euch immer alles von der ſchlimmen Seite.

Jakoba. Betrachtet eine ſolche unglückliche Frau! Wie ſie jammert, heulet, die Hände ringet; wie kein Strom von Thränen, kein Seufzen ihren Schmerz lindern kann; wie der Gram an ihrem Körper nagt, wie ſie verzweifelungsvoll ihr Leben verwünſchet, und allen denjenigen fluchet, welche ſie eigenſinnig in dieſes Elend ſtürzten! Wie? Und Ihr könntet ſo grauſam ſeyn, Euere geliebte Tochter einem ſo ſchrecklichen Verderben zu überliefern?

Margaretha. Lauter übertriebene Vorſtellungen! Seid Ihr nur einmal mit ihm vermählet: die Liebe kömmt von ſelbſt nach.

Jakoba. Nimmermehr! Ich kann ihn nicht lieben.

Margaretha. Der Herzog von Burgung iſt gerade der Mann, der für Euch paſſet. Ihr müſſet ihn nehmen.

Eben da ſie dieſe Worte ſprach, trat einer von den Hofleuten Margarethens herein,

herein, und brachte die wichtige Nachricht, daß Johann von Baiern bereits von dem Pabſte die Erlaubniß, ſein Bisthum zu verlaſſen, und von dem Kaiſer die Belehnung über die Grafſchaften Hennegau, Holland, und Seeland erhalten habe. Johann hatte nämlich gleich nach Wilhelms Tode einige ſeiner Vertrauten nach Koſtnitz abgeſchickt, wo ſich damals der Kaiſer Sigmund und der Pabſt Martin V. befanden, um auf dem Koncilium einige groſſe Angelegenheiten der Kirche in Ordnung zu bringen. Die Abgeordneten hatten den Auftrag erhalten, dieſer Sache wegen erſt mit dem Kaiſer, und alsdann mit dem Pabſte Unterhandlungen anzufangen; denn war nur erſt jener gewonnen: ſo konnte er verſichert ſeyn, daß auch dieſer ihm ſein Geſuch ohne Widerrede bewilligen würde. Schlau wußte er den Kaiſer in ſein Intereſſe zu ziehen. Eliſabeth, Wittwe des Herzoges Antons von Brabant, und Herzogin von Luxemburg war des Kaiſers Sigmunds Nichte. Der Kaiſer war mit Wärme für dieſe Dame eingenommen. Dieſen Umſtand benützte Johann. Er fühle eine unwiderſtehliche Neigung zu ihr, ließ er

ihm sagen, und wünsche nichts sehnlicher, als sich mit ihr zu verbinden. Würde sich der Kaiser entschliessen, ihm dieselbe zur Ehe zu geben, und ihn in Beziehung auf diese Heirath mit den Grafschaften Hennegau, Holland, Seeland, und der Herrschaft Friesland zu belehnen: so würde dadurch für die Fortpflanzung des Glanzes der kaiserlichen Familie gesorgt, und sein eigenes Glück ohne Grenzen seyn. Wilhelm habe keinen männlichen Erben hinterlassen; die Grafschaften seien diesem Umstande zu Folge ohnehin dem Kaiser und Reiche heimgefallen; es stehe demselben frei, sie zu vergeben, an wen er wolle.

Durch diese schlauen Vorstellungen machte Johann seine eigene Angelegenheit zur Sache des Kaisers. Sigmund fühlte ohnehin noch einen alten Groll gegen den Grafen Wilhelm VI. der sich auch auf dessen Tochter Jakoba erstreckte. Er wünschte zugleich selbst, seiner Nichte eine gute Partie zu verschaffen. Johann fand daher mit seinem Gesuche bald ohne viele Mühe ein geneigtes Gehör. Der Kaiser versprach, ihm dieselbe zur Ehe zu geben, und belehnte ihn am 13ten März 1418 mit den Grafschaften

Hennegau, Holland, Seeland, und der Herrſchaft Friesland. So mußte Jakoba ohne ihre Schuld die Folgen der Abneigung empfinden, welche der Kaiſer gegen ihren Vater gehabt hatte. Indeſſen hatten die Abgeordneten, ſo bald ſie die Bereitwilligkeit des Kaiſers, ihrem Herrn ſeine Nichte zur Ehe zu geben, erkannt hatten, auch mit dem Pabſte Unterhandlungen angefangen. Da dieſer ſah, daß Sigmund ſelbſt einen ſo warmen Antheil an dieſer Sache nehme: machte er auch keine Schwierigkeiten, und ertheilte ihm die Erlaubniß, die biſchöfliche Würde niederzulegen. Die Abgeordneten traten ihm hierauf das Bisthum Lüttich feierlich ab.

Mit dem äußerſten Befremden vernahmen Margaretha und der Herzog von Burgund dieſe ungünſtige Wendung der Sache, welche ihnen nun auf einmal die Grafſchaften Hennegau, Holland, Seeland und die Herrſchaft Friesland für ewige Zeiten zu entreißen drohte. Auf der Stelle brachte dieſelbe in ihnen den ernſtlichen Entſchluß hervor, die Vermählung der Gräfin Jakoba mit dem Herzoge Johann von Brabant ſo viel als möglich zu beſchleunigen.

Es ist keine Zeit zu verlieren, sagte Margaretha zu ihrer Tochter; Ihr müsset dem Herzoge Euere Hand geben. Ihr wisset, in welcher gefährlichen Lage unsere Sache stehen. Der Herzog Johann wird alle Kräfte aufbieten, wird Freunde finden, die ihm beistehen, wird sich mit Gewalt in die Grafschaften eindringen, und Euch Euer Eigenthum ohne allen Zweifel entreißen. Wie wollt ihr ihm widerstehen ohne fremde Unterstützung? Und wo wollt Ihr diese in hinlänglichem Grade finden, wenn Ihr Euch nicht mit einem angesehenen Fürsten verbindet? Wie läßt sich von einem andern eine thätige und standhafte Hülfe erwarten, wenn nicht Euere Sache zugleich die Seinige ist? Kurz, Ihr seht wohl, es kann nicht anders seyn; es ist kein anders Mittel übrig; Ihr müsset den Herzog von Brabant heirathen.

So bin ich dann dazu bestimmet, lebenslänglich unglücklich zu werden? erwiederte Jakoba. Gott! warum mußte ich geboren werden! Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen. Sie jammerte, heulte, rang die Hände, that Vorstellungen über Vorstellungen, bat, weigerte sich; — nichts fruch-

tete; Ihre Mutter war taub gegen alle Gründe. Nicht die Ueberzeugung von der Unbilligkeit eines solchen Zwanges, nicht der Gedanke an das unaussprechliche Elend, in welches sie ihre Tochter lebenslänglich stürzen würde, fand bei ihr einen Eingang. Sie kannte kein Mitleid; nur der Ehrgeiz und der Eigennutz beherrschten ihr Herz. Weil ihre Tochter mit dem Herzoge von Brabant zu nahe verwandt war, als daß nach den Gesetzen der Römischen Kirche eine eheliche Verbindung zwischen beiden hätte zu Stande kommen können: hatte sich Margaretha bereits an den Pabst Martin V. gewandt, und durch kräftige Vorstellungen bewirket, daß er die Dispensation zu dieser Heirath ertheilte. Kein Rettungsmittel war also für die unglückliche Gräfin Jakoba mehr übrig; sie mußte ein trauriges Opfer eitler ehrgeiziger Hoffnungen werden. Ohne Barmherzigkeit schleppte man sie im Haag zu dem Altare hin, und vermählte sie im Jahre 1418 mit dem Herzoge.

Kaum hatte Johann von Baiern, der sich bald darauf mit Elisabeth, des Kaisers Nichte vermählte, von demselben die Be-

lehnung über die gedachten Grafſchaften erhalten; als er ſogleich den Titel eines Grafen von Hennegau, Holland und Seeland annahm, und thätig bemüht war, ſich dieſe Länder zu unterwerfen. Um ſich die Gunſt der Städte zu erwerben, ertheilte er denſelben anſehnliche Freiheiten. Dennoch blieben die meiſten ihrer rechtmäßigen Gräfin Jakoba getreu. Dieſe hatte nun einmal ihr Vater zur Erbin erkläret; die Stände hatten ſich gegen ihn durch einen Eid verbindlich gemacht, ſie als die rechtmäßige Nachfolgerin zu erkennen.

Als Johann ſah, daß er die Gräfin Jakoba und ihren Gemahl durch Worte und Foderungen zur Abtretung ihrer Länder nicht bewegen, noch die meiſten Städte und übrigen Stände durch Gunſtbezeigungen und andere Mittel zur Unterwürfigkeit bereden konnte: ſo ſchritt er zur Gewalt. In Holland waren damals zwo Partheien bekannt, wovon ſich eine jede ſchon ſeit langer Zeit vereiniget hatte, um ein ihrem Wunſche anpaſſendes politiſches Syſtem gegen alle anders denkenden durchzuſetzen. Beſonders hatten ſie ſich bisher allemal in Streitigkeiten über die Erbfolge,

die eine für dieſen, die andere für jenen ſtreitenden Theil erkläret, hatten die Perſon, oder Sache, für die ſie eingenommen geweſen, mit großem Eifer vertheidiget, und in dem Lande von Zeit zu Zeit große Unruhen erregt und unterhalten. Man nannte ſie die Partheien der Kabbeljauer und der Hoeken. Auch Johann von Baiern hatte das Glück, in einer dieſer beiden Partheien einen mächtigen Anhang zu finden. Die Kabbeljauer ſchloſſen ſich an ihn, und unterſtützten ſeine Anſprüche ſehr thätig. Zur See und zu Land zogen ſie nun mit vereinigten Kräften herum, bemächtigten ſich verſchiedener Oerter, welche es mit den Hoeken hielten, plünderten in denjenigen, die ſich ihnen nicht gleich unterwerfen wollten, und verwüſteten alles mit Feuer und Schwert.

Jetzt greifet auch Johann, Herzog von Brabant zu den Waffen, und zieht den Feinden entgegen. Dortrecht war bekanntlich eine von denjenigen Städten, welche ſich gleich zuerſt für Johann von Baiern erklärt, und ihm noch immer mit Enthuſiaſmus anhieng. Vor dieſe Stadt rückte der Herzog mit einer beträchtlichen Macht hin, und fieng an, ſie

zu belagern. Aber die Einwohner und die Garniſon vertheidigten ſich mit ſo großer Tapferkeit, und ſeine Feinde wurden ihm auch von außen her ſo gefährlich, daß er ſich genöthiget ſah, die Belagerung aufzuheben. Im Gegentheile gieng Johann von Baiern auf Rotterdam los, und brachte dieſe Stadt in kurzer Zeit in ſeine Gewalt. Einen ſo glücklichen Erfolg hatten beinahe alle ſeine Unternehmungen. Wohin er ſich wandte, da unterwarf ſich ihm alles. Sichtbar behauptete er die Oberhand über ſeine Gegner.

Der Herzog von Brabant hatte ſich während dieſes ganzen Krieges nicht ſo heldenmüthig betragen, als man es von einem Fürſten erwarten konnte, welcher für die Erhaltung ſeines Eigenthumes focht. Er mußte es am Ende noch für ein Glück halten, daß ſich Philipp, Herzog von Burgund zum Mittler erbot. Dieſer brachte es dahin, daß am 13ten Februar 1419 ein Vergleich zwiſchen beiden zu Stande kam. In demſelben mußten es ſich Jakoba und ihr Gemahl gefallen laſſen, daß Johann von Baiern einen großen Theil ihrer Länder behielt. Dortrecht nebſt der Amtmannſchaft und Teichgrafſchaft

von Südholland, Gorinchem und das Land Arkel, die Stadt Leerdam und das ganze dazu gehörige Gebiet, die Länder Schoonenwerd und Hageſtein nebſt der Stadt Rotterdam mußten ſie ihm einräumen. Der Sieger verſprach zwar, ſie von dem Herzoge Johann von Brabant und deſſelben Gemahlin Jakoba zu Lehen zu nehmen; bedung ſich aber zugleich, daß der erſtere im Falle, wenn ſeine Gattin ohne Kinder mit Tod abgienge, alſogleich alle ihre Grafſchaften ihm abtreten ſollte.

Doch mit allen dieſen großen Vortheilen war Johann von Baiern noch nicht zufrieden. Sein Glück und die Unbehülflichkeit Johannes von Brabant machten ihm Muth, nach noch mehr Ländern zu ſtreben. Er bricht den Vertrag, und greifet neuerdings zu den Waffen. Mit Ungeſtüm dringet er in denjenigen Theil des holländiſchen Gebietes ein, welchen der Friedensvertrag der Gräfin Jakoba und ihrem Gemahle ohne allen Streit übrig gelaſſen hatte. Er belagert Leyden, und bringet dieſe Stadt in kurzer Zeit in ſeine Gewalt; rücket hierauf nach Gertruydenburg an, und nimmt auch dieſe Stadt ein; endlich machet er ſogar Miene, auf

Brabant loszugehen, und in des Herzoges eigenen Ländern Eroberungen zu machen.

Dieſe ſind alſo die geprieſenen Vortheile, rief Jakoba unter vielen Seufzern, die mir meine Mutter von einer Verbindung mit dem Herzoge von Brabant ſo zuverſichtlich verſprach? Dieſe iſt die kräftige Unterſtützung, die ihrem Vorgeben nach nur von ihm allein zu erwarten war? Dieſer iſt alſo der glänzende Erfolg ſo großer Hoffnungen, daß ich nun einen großen Theil meiner Länder für immer verlor? Wem habe ich nun dieſen empfindlichen Verluſt, wem dieſe meine ſchimpfliche Erniedrigung zuzuſchreiben, als meinem Gemahle? Seiner Unthätigkeit? Seiner Ungeſchicklichkeit? — Ha! fuhr ſie mit einem bittern Lächeln fort; warum kömmt denn nicht Johann von Baiern, und nimmt auch noch den übrigen Theil meiner Länder zu ſich? Mein Gemahl iſt ja geſchmeidig; er weiß zu leben; er wird ſich ein Vergnügen machen, ihm einen Dienſt zu erweiſen! — O, ich unglückliche Gräfin! wie tief bin ich herabgeſunken. Hätte ich wohl ohne ihn, hätte ich in der Verbindung mit einem andern, oder in gar keiner Verbindung unglücklicher werden

können, als ich jetzt bin? — Und ihn, ihn ſollte ich noch länger an meiner Seite ſehen? Ihn noch länger als meinen Gemahl erkennen? Alle meine Ruhe, alles mein Glück aufopfern, und mein ganzes Leben ohne Freude, ohne Troſt in Unzufriedenheit und Elend verſeufzen? Unmöglich! Ich muß meiner Qual ein Ende machen!

Jakoba gieng ſchon ſeit geraumer Zeit mit dem Vorſchlage um, ſich von ihrem Gemahle ſcheiden zu laſſen. Seit ihrer Vermählung mit ihm hatte ſie keine vergnügte Stunde gehabt. Sie und ihr Gemahl ſchienen ſchlechterdings nicht für einander geſchaffen zu ſeyn. Ihre Temperamente, ihre Neigungen, ihr ganzer Charakter waren gerade einander entgegengeſetzt. Sie war eine junge, ſchöne, friſche Dame, von einem ſtarken, geſunden Körper, voll Bluts und Lebhaftigkeit. Mit einem äußerſt muntern Temperamente begabt, liebte ſie Fröhlichkeit und Scherz. Hätte dieſe Frau in der Geſellſchaft eines Mannes glücklich ſeyn ſollen: ihr aufgeweckter Geiſt hätte einen Gatten erfodert, der ihr in allen dieſen Stücken das Gleichgewicht hätte halten können. Allein an ihm

zeigte ſich von allen dieſen Eigenſchaften beinahe gerade das Gegentheil. Ein Mann von ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit, ſchläfrig, träge, zwar ein Liebhaber der Ergötzlichkeiten, beſonders der Jagd; aber alles nur in Beziehung auf ſich ſelbſt, ohne alle Rückſicht auf Beförderung des Vergnügens ſeiner Gattin, kalt, und ohne Theilnahme an ihrem Wohl, gleichgültig bei den auffallendſten Dingen, auch da, wo ſonſt die Empfindung des gefühlloſeſten Menſchen erwachet: wie konnte dieſer einer jungen feurigen Dame im geringſten angenehm ſeyn? Dieſe Ungleichheit der Charaktere hatte ihr ſchon vor der Trauung eine unwiderſtehliche Abneigung vor ihm eingeflößet. Jetzt da ſie mit ihm vermählet war, und ihn täglich vor Augen hatte, wuchs dieſelbe mit jedem Tage. Sie beſaß einen männlichen Geiſt, gab ſich ungeachtet ihres Hanges zur Munterkeit gern mit ernſthaften Dingen ab, war beherzt, entſchloſſen, thätig, bewies viel Verſtand, viel Beurtheilungskraft, und eine vorzügliche Geſchicklichkeit in Staatsgeſchäften. Er bekümmerte ſich beinahe um nichts, als um ſeine Ergötzlichkeiten, vertraute die wichtigſten Geſchäfte

nagetreuen, oder unfähigen Menſchen an, war unthätig, unentſchloſſen, zaghaft, in ſeinem ganzen Betragen ein Weib. Sie war voll Gegenwart des Geiſtes, behende in Rathſchlüſſen, ſchnell in Erfindung paſſender Mittel zum Zwecke, ſcharfſinnig in Unterſcheidung des Zweckmäßigen von Unnützen, des Wahren vom Falſchen; er ein Herr von ſehr eingeſchränkten Begriffen, von blödem Verſtande, langſam, wenn es darauf ankam, Kleinigkeiten aufzufaſſen, oder aus der Vergleichung mehrerer Umſtände einen Schluß zu ziehen, verlegen, wenn verwickelte Fälle ſchnelle Maaßregeln nöthig machten, unbehülflich in allem, unfähig zu regieren.

Mit einem ſolchen Manne brachte Jakoba ihre Tage nicht nur ohne alle Freude, ohne alle Zufriedenheit hin; der Umgang mit ihm, und der Gedanke, beſtändig an ihn gefeſſelt zu ſeyn, war für ſie eine unerträgliche Marter. Bei allen dieſen ſchlechten Eigenſchaften, die allein ſchon im Stande waren, ihr einen Ekel vor ihm einzuflößen, machte er ſich auch noch durch Eigenſinn und durch ein hartes Betragen gegen ſie verhaßt. Gern hätte ſie ihre traurige Tage wenigſt in

ihrem Vaterlande zugebracht; der Anblick so vieler Gegenstände und Menschen, an die sie gewöhnt war, wäre eben darum ein Labsal für sie in ihrem unglücklichen Zustande gewesen. Aber Johann entriß ihr auch dieses Vergnügen. Sie erklärte ihm ausdrücklich, daß sie beständig in Holland zu bleiben verlange; sie bat ihn, ihr diesen Trost zu gönnen. Aber keine Erklärung, keine Bitte fruchtete; sie mußte ihm nach Brabant folgen, und dort ohne Freunde, ohne Theilnahme an ihrem Schicksale, ohne Bekannte in trauriger Einsamkeit gleichsam wie eine Staatsgefangene leben. Ja, ihr Gemahl war so grausam, daß er sie nöthigte, ihre Kammerfräulein, die sie aus Holland mitgebracht hatte, zu entlassen, und an die Stelle derselben brabantische Fräulein in ihren Dienst zu nehmen.

Doch das Maaß der Beleidigungen, die ihr Gemahl ihr zufügte, war noch nicht voll; er häufte dasselbe durch eine noch weit größere. Johann, der Mann von so vielen Gebrechen und Untugenden, der es sich für ein Glück hätte schätzen dürfen, im Besitze einer so vortreflichen Gattin zu seyn, er der sonst so träge, schläfrige, unbehülfliche Mann

ward ihr untreu, und gab ihr gerechte Urſache zur Eiferſucht.

An ſeinem Hofe lebte damals die Tochter eines brabantiſchen Edelmannes, Wilhelms von Aſche; jung, wohlgewachſen, ſchön, mit eben ſo vorzüglichen Gaben des Geiſtes, als des Körpers gezieret; von der Natur beſtimmt, zur Liebe zu reitzen. Johann ſah ſie und ward gerührt. Ihre vortrefliche Geſtalt, ihr ſchwellender Buſen, ihr ſchmachtender Blick, ihr ganzes Weſen weckten den Funken der Liebe in ihm. Er wiederholte ſeine Beſuche, nahm von ihr wieder Beſuch an, ergriff jede Gelegenheit, wo er ſie ſehen und ſprechen konnte, glaubte ohne ſie nicht leben zu können, war munter, ſo oft er ſich in ihrer Geſellſchaft befand, wurde traurig, ſo oft er von ihr ſchied, entdeckte ihr endlich ſeine Liebe, und fand Gehör. Vielleicht hatte ſie, wie dieſes an Höfen öfters der Fall iſt, die Erhöhung ihrer Familie zum Zwecke. Seit dieſer Zeit achtete der Herzog ſeine Gemahlin gar nicht mehr; lebte nur für ſein Fräulein, und ſtand mit ihr auf dem vertraulichſten Fuße. Mit Beſtürzung bemerkte Jakoba, daß er ihr von Tag zu Tag kälter be-

gegnete, bis ſie endlich das traurige Geheimniß vollkommen entdeckte. Anfänglich ſchwieg ſie dazu, und verſchloß ihren Gram in ſich ſelbſt. Endlich ſuchte ſie ihn durch vernünftige, ſanfte Vorſtellungen und durch ein gefälliges Betragen von ſeiner Lebensart abzubringen. Doch alle ihre Bemühungen waren vergeblich. Von gütlichen Vorſtellungen kam es zu heftigen Zänkereien, von dieſen zum offenbaren gegenſeitigen Haß. Sie machte ihm bittere Vorwürfe; er antwortete in eben ſo bittern Ausdrücken, und ſetzte ihr zum Trotze ſeine Lebensart fort. Hatte er ſich anfänglich gleichgültig gegen ſie betragen: ſo ſchien es jetzt ſein Vorſatz zu ſeyn, ſie zu beleidigen. Gleich als hätte er ſeine Freude daran, ſie zu kränken, handelte er ihr in allen Stücken entgegen. Bei jeder Gelegenheit gab er ihr ſeine Abneigung und Verachtung zu erkennen.

Ihr Mißvergnügen hatte jetzt den höchſten Grad erreichet. Länger konnte ſie in dieſer unglücklichen Lage nicht mehr ausharren. Im Drange der Verzweifelung verfiel ſie auf verſchiedene heftige Maaßregeln. Tage und Nächte lang ſann ſie unruhig nach, wie ſie ihres verhaßten Gemahles loswerden

könnte,

konnte, faßte bald dieſen, bald jenen Anſchlag, und verwarf am Ende einen jeden.

Als man eines Tages bei Hofe das Zeichen zur Tafel gab, und alles bereits dabei erſchienen war, fand ſich Jakoba nicht ein. Einige von den Hofleuten begaben ſich ſogleich in ihr Zimmer, um ſie zur Tafel zu rufen; allein ſie befand ſich auch dort nicht. Dieſes erweckte Aufſehen. Man forſchte nun in der ganzen Burg nach ihr, ſuchte ſie zu wiederholten malen; vergebens; ſie war nirgend zu finden. Sogleich verbreitete ſich eine allgemeine Unruhe in der Burg. Sie iſt nicht da, hieß es, ſie iſt entflohen. Sie konnte die Laſt ihres Unglückes nicht mehr ertragen; ſagten andere im Stillen unter einander, und iſt nun demſelben durch eine Flucht entgangen. Oder hat ſie ſich vielleicht aus Verzweifelung ſelbſt das Leben genommen, ohne daß man noch zur Zeit weiß, wo und auf welche Art? Einige, welche das Betragen des Herzoges gegen ſie, und ſeine dermalige Vertraulichkeit mit dem Fräulein von Aſche wohl kannten, fielen wohl gar auf den Gedanken, Johann ſelbſt habe ſeine Gemahlin aus dem Wege geräumet,

um ſeiner Leidenſchaft freier nachhängen zu können. So verfiel der eine bald auf dieſe, bald auf jene Meinung, und keiner wußte im Grunde etwas zuverläſſiges.

Während daß alles am Hofe zu Brabant in Zweifel und Verlegenheit über ihren Aufenthalt und über ihr Schickſal war: kam Jakoba zu Valenciennes in Hennegau bei ihrer Mutter an. Schon lange hatte ſie derſelben ihr Elend ſchriftlich geklagt. Dieſe hatte ſich auch eifrig bemüht; in ihren Antworten den Schmerz ihrer Tochter zu lindern, und ſie zur Geduld zu verweiſen. Allein was können Troſtgründe und Ermahnungen nützen, wenn es die lebenslängliche Ruhe gilt, und gerechte Urſachen zum Mißvergnügen vorhanden ſind? Johanns Betragen ward mit jedem Tage unerträglicher, das Leiden ſeiner Gemahlin mit jedem Tage gröſſer. Jetzt beſtand ſie ſchlechterdings darauf, von ihrem Gatten beſtändig getrennet zu bleiben.

Jakoba. Ich kann mit ihm nicht mehr leben; es iſt unmöglich.

Margaretha. Hat auch Euer Gemahl ſich vergangen; vergebet ihm, meine

Tochter; er iſt Menſch; vergebet der menſchlichen Schwachheit.

Jakoba. Vergeben? — Ja vergeben will ich es ihm. Aber kann ich mein Herz zwingen, daß es ihn liebe? Ihn, der gar keine Eigenſchaft beſitzt, die nur ihn werth machen könnte? Ihn, der mir ſo viel Leid zufügte, den hartherzigen, den ungetreuen?

Margaretha. Er wird ſeine Fehler einſehen, und ſie ablegen. Ich werde ihm zureden, ich werde nicht ruhen bis er es thut. Gewiß er wird ſich beſſern; er wird Euch begegnen, wie es einem Gatten gezimet; wird Euch lieben —

Jakoba. Nimmermehr! — Und geſetzt, er änderte ſein Betragen, kann ich ihn deswegen lieben?

Margaretha. Aber was würde die Welt dazu ſagen, wenn Ihr die Treue öffentlich brechet, die Ihr ihm am Altar geſchworen habt?

Jakoba. Die Welt wird Mitleid haben mit einer Unglücklichen; ſie wird bedauern, daß dieſelbe bisher ſo viel Leiden erduldete, und ihren Entſchluß billigen.

Margaretha. Wie? wird Euch die Welt nicht eines Leichtsinnes, eines Muthwillens; eines Hanges zu Ausschweifungen beschuldigen? Ist das keine Schande für Euch und für uns alle? Auf solche Art sorget Ihr für die Ehre Eurer Familie? Kurz; aus Eurer Ehescheidung wird nichts; Ihr müsset wieder zu Eurem Gemahle zurückgehen.

Margaretha setzte ihrer Tochter ungeachtet aller Gegenvorstellungen, Bitten, Thränen und Seufzer so lange, und mit einer so heftigen Bewegung zu, daß sie endlich, wiewohl gezwungen, und nicht ohne offenbare Zeichen des Widerwillens versprach, auf eine Ehescheidung nicht weiter zu dringen, sondern nach Bouchain zu gehen, und dort ihr Leben in der Einsamkeit zuzubringen.

Wirklich verweilte Jakoba nur noch wenige Tage zu Valenciennes, und trat hierauf, nachdem sie von ihrer Mutter Abschied genommen hatte, die Reise an. Margaretha konnte sich vor Freude über diese glückliche Bekehrung kaum fassen; denn ihr lag der Wunsch, die Grafschaften ihrer Tochter an das burgundische Haus zu bringen, noch immer am Herzen. Weil dieses ihre wichtig-

ſte Angelegenheit war: ſo ſchickte ſie noch kurz vor der Abreiſe derſelben einen Eilboten an den Herzog von Brabant mit der Nachricht, daß Jakoba bereits reiſefertig ſei, und nächſtens zu Bouchain eintreffen werde.

Dem Herzoge, obwohl er wenig Neigung zu ihr fühlte, war doch ihr Entſchluß in ſeinen damaligen Umſtänden willkommen; denn er befand ſich eben ſeiner eigenen Länder wegen ſehr im Gedränge. Die Unthätigkeit, welche er während der gewaltthätigen Unternehmungen Johanns von Baiern gezeigt, und die Leichtigkeit, womit jener die Länder ſeiner Gemahlin erobert, hatte einen tiefen Eindruck auf die brabantiſchen Stände gemacht. Als ſie aber ſahen, daß Johann, muthig gemacht durch die Schläfrigkeit des Herzoges, nun wohl gar ſeine Abſicht auf Brabant ſelbſt richtete, und ſelbiges dadurch der Gefahr der Verwüſtungen ausgeſetzt wurde: ſo erwachte auf einmal eine beynahe allgemeine Unzufriedenheit über den Herzog, welche von Tage zu Tag überhand nahm. Ueberdrüßig der ſchlechten Regierung eines ſo ſchläfrigen Herrn giengen die brabantiſchen Landſtände bereits damit um, ſich ſelbſt einen andern

Herrn zu geben. Ja, es kam ſchon ſo weit, daß ſie ſeinen Bruder Philipp, Grafen von St. Pol beriefen, um ihm die Regierung zu übertragen. In dieſer kritiſchen Lage ſchien es ihm ein Glück zu ſeyn, wenn Jakoba nicht länger auf einer gänzlichen Trennung von ihm beharrte. Nicht ohne Grund befürchtete er, ſie möchte im entgegengeſetzten Falle mächtige Freunde finden, dieſe möchten ſich mit ſeinen neuen Gegnern in Brabant vereinigen, und ihm einen böſen Streich ſpielen. Er wollte dadurch nicht gern in neue verdrießliche Händel verwickelt werden.

Voll Freude vernahm daher der Herzog ihren Entſchluß. Derſelbe befreite ihn von ſeiner Sorge. Er hatte genau die Stunde berechnet, an welcher ſie zu Bouchain würde eintreffen konnen. Er zählte bereits alle Minuten, und alle Augenblicke glaubte er, jetzt würde ſie ankommen. Auch ihre Mutter erwartete mit Ungeduld alle Stunden eine Nachricht von der glücklichen Ankunft ihrer Tochter. Der Zeit nach, da ſie aus Valenciennes abgereiſet war, hätte ſie bereits in Bouchain eintreffen können; und noch war ſie nicht da. Betroffen fragte man ſich: Wo bleibt ſie ſo

lange? Wann wird ſie kommen? Es wird ihr doch kein Unfall begegnet ſeyn? Man wartete, harrte, hoffte — vergebens! Jakoba täuſchte alle Erwartungen ihres Gemahles und ihrer Mutter.

Schon ſeit geraumer Zeit hatte Jakoba mit dem Könige Heinrich V. von Engelland einen Briefwechſel unterhalten, der ihre traurige Lage betraf. Der König hatte ihr gerathen, nach Engelland herüber zu gehen, und ihr Hoffnung gemacht, daß ſie von dieſem Orte aus die päbſtliche Genehmigung zur Trennung ihrer Ehe, und die Erlaubniß zu einer neuen Heirath leicht erhalten würde. Heinrich, der es aus alter Eiferſucht gegen Frankreich ungern ſah, daß einſt ihre beträchtlichen Grafſchaften an das mit dieſer Krone ſo nahe verwandte burgundiſche Haus kommen ſollten, unternahm dieſen Schritt aus politiſchen Gründen. Seine Abſicht war, ſeinen zweiten Bruder Humphred, Herzog von Gloceſter mit ihr zu vermählen, und dadurch den künftigen Rückfall der Grafſchaften an das Haus Burgund zu vereiteln. Seit dieſer Zeit hatte Jakoba keine Ruhe mehr. Ihr Verlangen, nach Engelland zu gehen, und

dort eine Eheſcheidung zu Stand zu bringen, ward immer heftiger. Mit Ungeduld lauerte ſie auf eine Gelegenheit, eine Reiſe nach dieſem Königreiche vernehmen zu können.

Als ſie ſich zu Valenciennes bey ihrer Mutter befand: wurde ſie mit einen Hennegauiſchen Edelmanne, Herrn d' Eſcaillon näher bekannt. Dieſer Herr kannte die bedauernswürdige Lage der Gräfin, kannte ihren brennenden Wunſch, für immer ihres Gemahles los zu werden; er fühlte aufrichtig Mitleid mit ihr, und faßte edelmüthig den Entſchluß, ihr nach ſeinen Kräften mit Rath und That beizuſtehen. Ein längerer Umgang mit ihm, ſeine warme Theilnahme an ihrem Schickſale, die zärtliche Sorgfalt für ſie, die er durchgehends blicken ließ, verſchaften ihm bald ihr ganzes Vertrauen. Sie entdeckte ihm ihren Wunſch; er ertheilte ihr ſeinen Rath, und gab ihr die Mittel an die Hand, denſelben in Erfüllung zu bringen. Zu ihrem größten Glücke war er ſelbſt gut engliſch geſinnet. Sie wurden einig, daß ſie ſich bei ihrer Mutter anſtellen ſollte, ſie gedenke nach Beuchain zu gehen, und dort für beſtändig ihren Auf-

enthalt zu nehmen; und daß ſie hierauf Bouchain in aller Stille verlaſſen, und nach Engelland abgehen wolle. Jakoba vollzog dieſen Entwurf, und begab ſich an dieſen Ort. Der Verabredung zu Folge kam bald darauf der Herr d' Eſkaillon mit ungefähr 60 Mann, und brachte ſie im Frühjahre 1421 unter dieſer Bedeckung in zweenen Tagen nach Calais, wo ſie ſich ſogleich in ein Schiff ſetzte, und nach Engelland hinüberfuhr.

Der König Heinrich V. nahm die Gräfin mit Freuden auf; mit noch größerm Entzücken der Herzog von Glocester. Er fand in ihr gerade diejenige Perſon, die ſein Herz wünſchte. Ihre ſchöne Geſtalt, ihr vortreflicher Wuchs, ihre Artigkeit, ihre Klugheit, alles machte auf ihn den vortheilhafteſten Eindruck. Beſtändig in Geſellſchaft und engerer Verbindung mit dieſer liebenswürdigen Dame zu ſeyn, war ſeitdem ſein heiſſeſter Wunſch. So oft es je der Wohlſtand erlaubte, war Humphreß um ſie. Jedes Wort, welches ſie ſprach, jeder Blick, jede Gebehrde von ihr hatte bei ihm einen beſondern Werth; in ihrer Geſellſchaft war er ganz Ohr und ganz Auge; nur in dieſer allein

fühlte er Seligkeit; kurz, er war von ihren Reizen bezaubert. Auch die Aufmerksamkeit der übrigen Großen am Hofe, und aller derjenigen Personen, denen das Vergnügen zu Theil ward, mit ihr öfter umzugehen, zog sie bald auf sich. Die Erzählung, von ihren beiden unglücklichen Ehen, und von ihren bisherigen Leiden rührte. Ihre vortreflichen Eigenschaften, ihre Schönheit, ihr lebhaftes Wesen, ihr Verstand erweckten Bewunderung und Wohlwollen. Man war gern in ihrer Gesellschaft, hörte sie gern ihre Schicksale erzählen, gönnte und wünschte ihr ein bessers Glück. Jakoba war trunken von Wonne über die Hochachtung und Liebe, die sie hier genoß; doch dieses Wonnegefühl ward weit übertroffen von der Süssigkeit eines noch grössern Glückes in der Verbindung mit Humphred.

Aber leider erhoben sich Schwierigkeiten, welche diese schöne Hofnung zu vereiteln drohten. Jakoba hatte es jetzt mit mehrern Gegnern zugleich aufzunehmen, die ihren Plan zu zerstören suchten. Margaretha und der Herzog von Burgund erschracken über ihren Schritt, als sie davon Nachricht erhiel-

ten, und ſuchten aus allen Kräften das Gelingen ihres Vorhabens zu hindern; denn das burgundiſche Haus würde dadurch einige Vortheile verloren haben, welche es von der Fortdauer ihrer Ehe mit Johann von Brabant hoffte. Aus einem ähnlichen Grunde, und um nicht des künftigen Beſitzes ihrer übrigen Länder, nach denen er ſtrebte, verluſtig zu werden, ſchickte auch Johann von Baiern ſogleich Geſandte nach Engelland, um dort das Geſuch der Gräfin Jakoba zu hintertreiben. Die gröſte Schwierigkeit aber lag in der Natur der Sache ſelbſt.

Johann von Brabant und Limburg, der Gemahl der Gräfin Jakoba lebte noch, und eine Verbindung mit einem andern Gemahle noch beym Leben des erſtern, war der herrſchenden Sitte entgegen. Ein Pabſt konnte hier freilich das Beſte thun; nach der Kirchenverfaſſung konnte er ihre Ehe mit dem Herzoge von Brabant als ungültig trennen, und ihr die Erlaubniß zu einer neuen Heirath ertheilen. Allein von Martin V. durfte man dieſes nicht erwarten. Er hatte ihre Ehe mit Johann von Brabant für rechtmäſ-

ſig erkläret, und ſelbſt dazu die Diſpenſation ertheilet. Zum Glücke war jetzt die chriſtliche Welt mit dreien Päbſten zugleich verſehen, deren jeder ſich den rechtmäßigen nannte. Da Martin, den der größte Theil dafür hielt, nicht zu bewegen war, daß er eine Eheſcheidung durch ſeinen Ausſpruch genehmigte: wandte ſich der engliſche Hof an den Pabſt Benedikt XIII., der ſich damals am Hofe in Spanien aufhielt. Dieſer war unter jenen dreien, welche von verſchiedenen Partheien der Kardinäle in der Uneinigkeit waren erwählet worden, der ehrgeizigſte und hartnäckigſte. Da alle übrigen ſchon geneigt waren, den Titel eines Pabſtes abzulegen, und die Entſcheidung, wer der rechtmäßige ſey, der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Koſtnitz zu überlaſſen: war er allein derjenige, der am längſten die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl behauptete, und nicht weichen wollte. Weil er ſich zu Rom nicht erhalten konnte: war er nach Spanien gegangen, wo ihm der König ſeinen Schutz gab. Deſſen ungeachtet hatte er am wenigſten Anſehen. Aber eben darum war ihm jede Gelegenheit willkommen, bei welcher er ſein Anſehen geltend machen, und

ſich als Pabſt zeigen konnte. Von ihm hoffte daher der engliſche Hof zuverſichtlich, daß er ſeinem Geſuche willfahren würde, und erreichte auch ſeine Abſicht. Feierlich erklärte Benedikt die Ehe der Gräfin Jakoba mit dem Herzoge von Brabant und Limburg für ungültig und getrennet, und ertheilte ihr die Erlaubniß, einen neuen Gemahl zu nehmen. Sie vermählte ſich alſo im Jahre 1422 mit Humphred.

Nichts brachte eine ſtärkere Bewegung in den Gemüthern aller derjenigen hervor, welche dieſe Angelegenheit intereſſirte, als dieſe Heirath. Johann von Baiern, welcher heimlich auch nach den übrigen Beſitzungen der Gräfin Jakoba ſtrebte, ſah mit Widerwillen ſeinen Wunſch vereitelt. Margaretha war erbittert über einen Schritt, welcher ihren ganzen Plan zernichtete, und dem Hauſe Burgund die Länder ihrer Tochter entriß. Der Herzog Philipp von Burgund, Johannes Sohn, welcher in dieſem Punkte das Syſtem ſeines Vaters beibehielt, der am 10ten September 1419 auf Anſtiften des Dauphin Karls aus Frankreich gleichſam zur Wiedervergeltung des an den Herzog von

Orleans begangenen Mordes gleichfalls war ermordet worden, grieſsgrammte über dieſe Ereigniß, und war entſchloſſen, dieſe Lage der Sache bei der nächſten guten Gelegenheit, wenn es nöthig wäre, auch mit Gewalt zu ändern. Johann, Herzog von Brabant und Limburg, Jakobens voriger Gemahl, ſchrie über ihre neue Vermählung, als über eine neue Ungerechtigkeit, und berief ſich auf die Rechtmäßigkeit ſeiner eignen Verbindung mit ihr, welche ſie aus eigener Macht nicht rechtbeſtändig habe trennen können. Der Pabſt Martin V. ärgerte ſich, daß Humphred und Jakoba mit Verachtung ſeines ehemaligen Ausſpruches und Anſehens einen ſo verwegenen Schritt gethan hatten, und nannte dieſe neue Ehe ungültig. Kurz, alles war über Jakoba höchſt aufgebracht.

In dieſer kritiſchen Lage gieng Jakoba mit ihrem neuen Gemahle, dem Herzoge von Gloceſter in November 1423 ſelbſt in ihre Länder ab, um von denſelben Beſitz zu nehmen, und alle Gefahr, die ihr zu drohen ſchien, in ihrer Gegenwart deſto leichter abwenden zu können. Humphred hatte es durch viele

Vorſtellungen dahin gebracht, daß ihm das Parliament ein mäßiges Heer zur Vertheidigung der Länder ſeine Gemahlin bewilligte. Mit dieſem zog er in denſelben ein. Alle Städte unterwarfen ſich ihm ohne Widerrede, und leiſteten ihm die Huldigung. Nur Halle weigerte ſich; dieſer Ort war dem Herzoge von Brabant ergeben.

Als der Herzog Philipp von Burgund ſah, daß alles wider ſein Erwarten den Herzog von Gloceſter begünſtigte, beſchloß er, ihn mit Krieg zu überziehen, und die Länder, auf die er eine Abſicht hatte, ihm und ſeiner Gemahlin mit gewaffneter Hand abzudringen. Ohne Zögerung ließ er ein Aufgebot an alle ſeine Leute ergehen, brachte ein anſehnliches Heer auf die Beine, und ſtieß daſſelbe zu den Truppen des Herzoges Johann von Brabant. Das Betragen der Gräfin Jakoba gegen denſelben gab ihm dazu einen ſcheinbaren Vorwand. Die Beleidigung, ſagte er in ſeinem Aufgebote, die ſie ihrem vorigen Gemahle, ſeinem Vetter zugefügt habe, fodere Rache. Sie habe ihn treulos verlaſſen, und empfindlich beſchimpfet. Er könne nicht zugeben, daß eine ſolche abſcheu-

liche Verletzung der Ehre eines angesehenen Fürsten ungestraft bleibe. Er ziehe wider sie und ihren vermaligen so genannten Gemahl zu Feld, um jenem für eine so empörende That Genugthuung zu verschaffen.

In eben diesem Manifeste beschuldigte Philipp den Herzog von Gloceſter, er habe gegen den gemachten Vertrag die gegenwärtige Streitigkeit mit dem Herzoge von Brabant in Betreff der Rechtmäßigkeit seiner Ehe dem Ausspruche des Papstes nicht überlassen wollen. Johann hatte nämlich, weil er sich durch ihre Ehe in seinem Rechte auf die Gemahlin verkürzt sah, einen großen Lärmen dagegen erhoben, und sich auf einen Ausspruch des Pabstes, als einzigen Richter in dieser Sache berufen. Humphred fand diese Beschuldigung unbillig. Er schickte ihm aus Bergen ein Schreiben vom 12ten Jäner 1424 zu, und läugnete, daß er irgend einem Vertrage mit Johann entgegen gehandelt habe. Nicht er, sagte er, sondern nur Johann habe versprochen, den Ausspruch des Pabstes zu erkennen. Philipp antwortete ihm wieder, und strafte ihn Lügen. Zugleich foderte er ihn zu einem Zweikampfe heraus, und

verſprach, ſeine Beſchuldigung darin zu behaupten. Humphred nahm die Herausforderung an, und beſtimmte den 23ſten April zum Gefechte.

Wie ſehr ward Jakoba betroffen, als ſie die ſchreckliche Nachricht erhielt, daß ihr Gemahl mit dem Herzoge von Burgund ſich ſchlagen wolle! Die Gräfin liebte ihn zärtlich; ſie fühlte ſich glücklich in ſeinem Beſitze; ſie zitterte für ſein theueres Leben. Aber zum Glücke war ihr Kummer überflüßig. Humphreds Bruder, der Herzog von Bedfort hatte ſich ins Mittel geſchlagen, und war von beiden als Schiedrichter erkannt worden. Dieſer erklärte, beide hätten keine hinlängliche Urſache zu einem Zweikampfe gegeben. Dieſe unnatürliche Rechtsprobe unterblieb daher; aber die Gemüther der beiden Fürſten blieben doch noch immer gegen einander geſpannet.

Die engliſchen Truppen, welche Humphred mit ſich gebracht hatte, und die Treue der meiſten Städte und Edelleute, die ihm und ſeiner Gemahlin ergeben waren, hatten indeſſen ſo viel gewirket, daß der Herzog von Brabant mit ſeiner Macht keinen Verſprung gewann. In der Folge kam gar ein Still-

ſtand der Waffen zwiſchen beiden zu Stand; und ſchon ſchöpften einige die ſüſſe Hoffnung, derſelbe dürfte der Vorbote eines vollkommenen Friedens ſeyn. Humphred ſelbſt ſchien jetzt weniger Gefahr zu befürchten. Er benützte dieſe Gelegenheit, und beſchloß eine Reiſe nach Engelland. Wichtige Veränderungen, die ſich während ſeiner Abweſenheit in dieſem Königreiche ereignet hatten, innere Unruhen und Zerrüttungen machten dieſe Reiſe für ihn nothwendig.

Jakoba. Ihr wollt mich alſo verlaſſen, Herzog?

Humphred. Nur auf eine kurze Zeit rufen mich dringende Angelegenheiten in mein Vaterland.

Jakoba. Ich liebe Euch ſo feurig; ich fühle mich ſo unausſprechlich glücklich in dem Umgange mit Euch; und Ihr wollt mich verlaſſen?

Humphred. Wie geſagt; die gegenwärtigen Umſtände in Engelland geſtatten ſchlechterdings nicht; daß ich länger abweſend bleibe.

Jakoba. Seit meiner Verbindung mit Euch genoß ich das beſeeligende Glück, das

ſich aus dem Umgange mit Euch auf mich ergieſſet, nie ganz rein. Immer unterbrachen es andere Umſtände, die Anſchläge meiner Verwandten, ihre Untreue, die Schwierigkeiten, welche Johann von Brabant erhoben, Unfälle des Krieges, die Furcht vor Gefahr, und hundert andere Dinge ſtreuten immer Wermuth auf die ſüſſe Wonne meiner Tage. Nun ſcheinen dieſe Widerwärtigkeiten zu verſchwinden; allmählich öffnen ſich uns heitere Ausſichten der Ruhe; und nun, da ich das Glück einer vergnügten Ehe mit Euch in ſeiner ganzen Vollkommenheit genieſſen könnte, trennet Ihr Euch von mir; überlaſſet mich der Traurigkeit und dem Kummer.

Humphred. Wie geſagt, nur die dringendſte Nothwendigkeit konnte mich zur Abreiſe beſtimmen.

Jakoba. Weh mir! Wie wird es mir während Euerer Abweſenheit ergehen?

Humphred. Gut! Erwäget nur die gegenwärtigen Umſtände. Der Herzog von Brabant hat einen Waffenſtillſtand gemacht; Philipp ſelbſt ſcheint ſich nach dem Frieden zu ſehnen. Was kann Euch in dieſen Umſtänden widriges begegnen?

Jakoba. Vielleicht daß unſere Feinde die Gelegenheit Euerer Entfernung benützen. —

Humphred. Nimmermehr!

Jakoba. Vielleicht, daß ſie mich unterdrücken; daß ſie grauſam genug ſind —

Humphred. Quälet Euch doch nicht mit ſo marternden Gedanken. Sie ſind eitle Hirngeſpinſte; Produkte einer überſpannten Einbildungskraft.

Jakoba. Vielleicht, daß ich Euch nie wieder ſehe! — — Ach, Gott!

Humphred. Seyd ohne Sorge! In kurzer Zeit umarmen wir uns wieder.

Jakoba. Ja, wenn das gewiß wäre!

Humphred. Gewiß. Lebt indeſſen wohl; — recht wohl! —

Er drückte ſie feſt an ſeinen Buſen, drückte ihr ein Paar feuriger Küſſe auf die Lippe, und — machte ſich mit haſtigen Schritten weg. — Mit innigſter Wehmuth ſchied ſie von ihrem geliebten Gemahle.

Einſam und betrübt ſaß ſie jetzt zu Bette, wo er ſie zurückgelaſſen hatte. Oft ſah die Mitternacht ihre Thränen; oft hörte dieſelbe ihre Seufzer, die ſie aus der beklemmten Bruſt tief heraufholte. Mitten unter den

traurigen Vorstellungen, womit sie sich quälte, flieg aber doch auch zuweilen in ihr der süße Gedanke auf, daß sie ihn bald wieder sehen, und in seinen Umarmungen alsdann einer ununterbrochenen Wonne genießen werde. Dieser Gedanke goß wieder Balsam in ihr verwundetes Herz.

Plötzlich ward sie in diesem süßen Traume gestört. Kaum hatte sich der Herzog von Gloucester aus Hennegau entfernet: so brachen die Brabanter den Stillstand, drangen mit großer Uebermacht in diejenigen Oerter ein, welche der Gräfin Jakoba ergeben waren, und nöthigten mehrere Städte, sich für den Herzog Johann zu erklären. Der Herzog Philipp von Burgund stand unvermuthet mit einem zahlreichen Heere vor den Thoren der Stadt Bergen, und foderte trotzig, man sollte ihm die Gräfin ohne Widerrede alsogleich ausliefern. Die Einwohner von Bergen hatten dem Herzoge von Gloucester unter einem Eide versprochen, seine Gemahlin zu schützen, und, wenn es die Nothwendigkeit erfodern sollte, Gut und Blut für sie hinzugeben. Sie weigerten sich, dem Herzoge von Burgund die Gräfin auszuliefern. Aber

Philipp drohte der Stadt mit einer harten Belagerung, wofern sie nicht auf der Stelle sein Verlangen erfüllen würden. Er werde, sagte er, mit Feuer und Schwert wider sie wüthen, werde alles zerstören, und keines Menschen schonen, wenn sie die Auslieferung der Gräfin länger verweigerten.

Diese fürchterliche Drohung, und der Anblick seines mächtigen Heeres vor den Thoren der Stadt setzte alles in Schrecken und Angst. Philipp hatte die Stadt überrascht. In der Verwirrung verzweifelten die Einwohner, eine Belagerung aushalten zu können. Ihre Furcht vergrößerte die Gefahr. Ihr Vermögen, ihr Leben auf das Spiel zu setzen, dazu wollten sie sich schlechterdings nicht entschließen. Schon versammelten sich die Obrigkeiten der Stadt, und hielten Rath, ob es nicht besser sei, die Gräfin dem Herzoge zu übergeben, als sich und die ganze Stadt den fürchterlichen Folgen einer gewaltsamen Eroberung auszusetzen. Schon foderte alles mit Ungestüm, daß man das Verlangen des Herzoges erfüllen sollte.

Man setze sich jetzt in Jakobens Lage, und urtheile, was in ihrem Innern vorgieng.

Der Schrecken und die Angst, in der sie schwebte, während daß der Herzog die Stadt einschloß, ist nicht zu beschreiben. Alle Augenblicke glaubte sie, er rücke schon als Sieger zum Thore herein, er dringe schon mit entblößtem Schwerte in ihren Pallast, und führe sie mit Gewalt fort. Plötzlich schrie sie erst auf, als wäre er schon da, und stürzte geschwind an einen Winkel hin, um sich zu verbergen. Als sie aber hierauf die Wankelmüthigkeit der Einwohner von Bergen sah, und endlich gar erfuhr, daß der Rath dieser Angelegenheit wegen versammelt, und eben im Begriffe sei, sie ihrem Gegner auszuliefern: da fiel sie plötzlich, wie vom Donner getroffen, zu Boden, und gab eine geraume Zeit kein Zeichen des Lebens von sich. Als sie sich nach und nach erholt hatte: blieb sie noch lange sprachlos. Die Stärke ihres Leidens benahm ihr alle Sprache und Kraft. Nur Seufzer und Schluchzen waren hörbar. Es fiel so schwer auf sie, als wollte es ihr das Herz abstoßen. Endlich ergriff sie die Feder, und schrieb an ihren geliebten Gemahl, den Herzog von Glocester folgenden Brief:

Hochgeehrter Herr und Vater!

Iſt Euch je an dem Schickſale Euerer unglücklichen Gemahlin etwas gelegen: ſo eilet hieher, ſo viel Ihr könnet, und rettet mich. Ich ſtehe am Rande des Verderbens, indem ich Euch dieſes ſchreibe. Die Brabanter brachen den Stillſtand, und ſetzten die Feindſeligkeiten wieder fort; der Herzog Philipp rückte mit einem zahlreiche Heere gegen Bergen an, hält nun ſchon ſeit einiger Zeit die Stadt eingeſchloſſen, und fodert unabbringlich, daß man mich ihm ausliefere. Die treuloſen Einwohner der Stadt, die ſich unter einem Eide verbanden, mich mit Aufopferung ihres Blutes zu ſchützen, ſind nicht mehr geneigt, ihre Zuſage zu erfüllen; ſie fürchten eine Belagerung der Stadt, und ſuchen ſie zu vermeiden. Wirklich iſt eben, da ich dieſes ſchreibe, der Rath verſammelt, und berathſchlaget ſich über dieſen Punkt. O Gott! was wird aus mir werden? Ich bin verloren, wofern Ihr nicht eilig mich rettet. So tief mußte ich alſo ins Elend herabſinken, daß ich als Gefan-

gene in die Hände meines ärgeſten Feindes gerathe, daß ich für immer von meinem geliebteſten Gemahle getrennet, in der unglücklichſten Lage ſchmachte, und daß vielleicht mein Leben oder Tod von der Willkühr des Tyrannen von Burgund abhängt! Alſo iſt ſie erfüllet die traurige Weiſſagung, die ich mir und Euch bei Euerer Abreiſe machte? Iſt ſie angekommen, die unglückliche Stunde, die ich mit ſo vieler Bangigkeit ahndete? Die Stunde meines Verderbens! Bei allen, was Euch werth und heilig iſt, beſchwöre ich Euch, Herzog, entreiſſet mich dem grauſamen Tyran; eilet hieher, und rettet mich. Gegeben in der falſchen und verrätheriſchen Stadt Bergen ꝛc.

Euere

unglückliche Gemahlin
Jakoba von Hennegau.

Nachſchrift. Ein Donnerſchlag auf den andern, wovon immer einer mich tiefer zu Boden ſchlägt, als der andere! So eben meldet mir einer meiner Hofleute, daß das vornehmſte Werkzeug meines gegenwärtigen

Unglückes — Ich zittere bei dem Gedanken daran — meine Mutter ſelbſt iſt. Er hat das Geheimniß zuverläſſig erfahren. Gleich nach Euerer Abreiſe von Hennegau ſchloſſen ſie und der Herzog Philipp von Burgund einen geheimen Vertrag. Nach denſelben ſollte der Herzog Johann von Brabant im Beſitze von Hennegau bleiben; die Rechtmäßigkeit meiner Ehe mit Euch ſollte der Entſcheidung des Pabſtes überlaſſen ſeyn, und Philipp ſollte mich ſo lange in Verwahrung behalten, bis dieſer päbſtliche Ausſpruch erfolgt ſeyn würde. — Gott! iſt es möglich daß meine Mutter ſo handeln konnte? Habe ich das um ſie verdienet?

Um eben dieſe Zeit ſchrieb Jakoba noch einen andern Brief an einen Freund in Engelland. Derſelbe hatte ihr Unglück beherziget, und ihr gerathen, nach Engelland hinüber zu kommen. Er wußte nämlich zur Zeit, als er ſchrieb, noch nicht, daß ſie in ſolche Umſtände verſetzet wurde, welche eine Abreiſe unmöglich machten.

„Wäre es mir, ſo ſchrieb ſie ihm zurück, zur Zeit, als mein Gemahl nach Engelland abgieng, gegönnet geweſen, mit ihm zu rei-

ſen: welche glückliche Perſon wäre ich! Aber jetzt ſind leider mit aller meiner Ruhe auch alle meine Hoffnungen dahin. Erſchrecket nicht, wenn ich ſage, daß ich auf dem Punkte ſtehe, in Gefangenſchaft zu kommen, und für immer getrennet von meinem theuern Gatten, im Elende zu ſchmachten. Euer freundſchaftlicher Antrag, daß ich nach Engelland gehen ſollte, kömmt leider zu ſpät. Ich ſtehe bereits am Rande des Verderbens. Die meineidigen Einwohner der Stadt Bergen ſind geneigt, mich dem Herzoge von Burgund auszuliefern. Seine Armee, welche die Stadt allenthalben einſchließet, verbietet mir, die Flucht zu ergreifen. Ich Unglückliche! Ich werde den Herzog von Glocester wohl nie wieder ſehen. Saget ihm dieſes; wofern er nicht eilig kömmt, und mich aus den Händen meiner Feinde erlöſet: ſo werde ich ihn nie wieder ſehen, — ihn, den innigſt geliebten —“.

Indeſſen war das Volk zu Bergen, welches die gräulichen Folgen einer Eroberung der Stadt befürchtete, ſchwärmeriſch fortgefahren, auf die Auslieferung der Gräfin Jakoba zu dringen, und der Rath hatte theils um das

Volk nicht gegen sich aufzubringen, theils weil er selbst der Gefahr los zu seyn wünschte, beschlossen, daß man dem Ansuchen des Herzoges willfahren wolle. Der Schluß ward sogleich mit größter Eilfertigkeit zur Vollziehung gebracht. Am 12ten Brachmonats 1424 führte man sie zu den Thoren der Stadt hinaus, wo sie der Herzog Philipp in Empfang nahm. Seine Truppen zogen hierauf von Bergen ab; er aber ließ die Gräfin unter einer starken Bedeckung nach Gent bringen, und hielt sie dort in enger Verwahrung.

Beinahe den ganzen Weg hindurch war sich Jakoba vor Schrecken und Bestürzung ihrer selbst nicht bewußt, und sprach kein Wort. Als sie aber wieder zu sich selbst kam, und sich zu Gent in Gefangenschaft, fern von allen Bekannten, Freunden und Rathgebern, hülfelos und sich selbst überlassen sah: da fieng sie an, untröstlich zu jammern, die Hände zu ringen, und weinte sich seitdem ihre Augen wund. Den gefühlloseſten würde ihr Anblick gerühret haben, so bedauernswürdig war ihr Zustand. Philipp, der seiner gewaltthätigen Unternehmung unter dem Vorwande, dem Herzoge von Brabant für die von

seiner Gemahlin erlittene Beleidigung Genugthuung zu verschaffen, so lange den Schein der Gerechtigkeit zu geben gesuchet hatte, konnte nun doch seine wahre Absicht nicht mehr verbergen. Er ließ der Gräfin Jakoba Gnade für ihre Vergehungen anbieten, wenn sie ihm ihre Länder abtreten würde. Aber in diesem Augenblicke erwachte in ihr das Gefühl ihrer eigenen Würde, und jener edle Stolz, womit erhabene Seelen niedrigen Despoten ihre Nichtswürdigkeit zu erkennen geben, und wies den Antrag mit Verachtung von sich. Sie mußte also in der Gefangenschaft bleiben, und ward von Philipps Leuten strenge bewachet.

In ihrer Gefangenschaft hatte sie indessen den Trost, den nicht jeder Bedrängte im Unglücke hat, daß einige edle Männer ihr Schicksal zu Herzen nahmen, und ihren bedauernswürdigen Zustand durch ihre Gesellschaft ihr zu erleichtern suchten. Dietrich von Merwede, Arnold Spiering, und Arnold von Aalburg besuchten sie oft, und trösteten sie in ihrem Leiden. Mit wahrer Theilnahme kamen sie in allen Stücken ihren Wünschen zuvor, ertheilten ihr für manchen

Fall ihren aufrichtigen Rath, und ſuchten ihre bittern Tage ihr angenehmer zu machen. Nach und nach wurden ihre Beſuche immer häufiger. Dieſes würde vielleicht Aufſehen gemacht haben; wäre man nicht derſelben allmählig gewohnt geworden. Gleichwie gemeiniglich die Länge der Zeit auch den genaueſten Dienſteifer und das größte Mistrauen ſicherer und ſorgloſer machet: ſo geſchah es auch hier, daß ihre Wächter allmählig nachläſſiger wurden, und auf ſie, als auf eine ohnmächtige, hülfeloſe Perſon, weniger Achtung gaben.

Dieſen Umſtand benützten Jakoba und ihre Freunde. Als man ſich eines Tages in ihr Zimmer begab, und um ſie umſehen wollte: war ſie nicht mehr zugegen. Der Schrecken der Wachen, und der Lärm in dem ganzen Gebäude war außerordentlich. Bald entwickelte es ſich, daß ſie durch die Flucht in Mannskleidern entkommen ſei. Arnold Spiering, und Arnold von Aalburg hatten ihr heimlich Mannskleider in den Ort ihrer Gefangenſchaft gebracht; in dieſen war ſie mit denſelben herausgegangen, ohne daß es die Wachen bemerket hatten. Ein Pferd war ſchon bereit geweſen, um ſie geſchwind weiter

zu bringen. Sie beſtieg daſſelbe, und jagte in vollem Gallop nach Antwerpen. Dietrich von Merwede begleitete ſie. Zu Antwerpen legte ſie die Mannskleider wieder ab, und gieng in Frauenkleidern nach Woudrichem, wo ſie am dritten Tage ankam. Von dieſem Orte begab ſie ſich in Begleitung Johannes von Viane, eines Edelmannes, der ihr ſehr zugethan war, nach Oudewater, Schoonhoven und Gouda. In dieſen Städten war ihr der größte Theil der Einwohner ergeben. Der Enthuſiaſmus des Volkes für ſie ward durch die Erinnerung an ihr unglückliches Schickſal, und an die drückenden Verfolgungen, die ſie unverdient ausſtand, vergrößert. So bald ſie ſich an dieſen Orten zeigte, klatſchte ihr alles lauten Beifall zu. Mit Freuden erkannte man ſie als rechtmäßige Gräfin. Nur das Schloß zu Schoonhoven weigerte ſich, ſie zu erkennen und ſich ihr zu unterwerfen. Wilhelm van den Kaulſter, einer von der Parthei der Kabbeljauer, die es mit dem Herzoge von Burgund hielten, vertheidigte daſſelbe mit herzhafter Entſchloſſenheit. Aber in die Länge ward auch die ſtandhafteſte Tapferkeit ermüdet; er ſah ſich genöthiget,

es zu übergeben. Die Kapitulation war für die Einwohner vortheilhaft. Alle behielten ihr Leben und ihre Güter. Nur Arnold Beiling, einer der gefährlichsten Feinde der Gräfin Jakoba, wurde zum Tode verurtheilet. Man gönnte ihm noch eine Frist von einem Monate, um seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Nach dem Verlaufe derselben wurde er mit der bei solchen Vorfällen gewöhnlichen Feierlichkeit an einen erhabenen Ort geführet, und daselbst gerade vor dem Angesichte der Stadt lebendig begraben.

Dessen ungeachtet verlor der Herzog Philipp den Muth nicht, und setzte in Verbindung mit den Kabbeljauern die Feindseligkeiten mit großem Eifer fort. Sie drangen schlechterdings auf die gänzliche Unterdrückung der Gräfin; da im Gegentheile die Parthei der Hoeken die Sache der Gräfin nach ihren Kräften vertheidigte. Diese Zwietracht brachte ganz Holland in Verwirrung und Unruhe. Beide Partheien erfüllten das Land mit Leichen und Blut. Mit Schmerzen mußte Jakoba zusehen, wie ihre Feinde immer mehr die Oberhand über sie behielten, und

die

die Hoffnung, das Ihrige wieder zu erhalten, und in glücklichere Umſtände zu kommen, ſich immer weiter entfernte.

Am 6ten Jänner des Jahres 1425 ſtarb Johann von Baiern, und zwar, wie man allgemein für ausgemacht hielt, eines unnatürlichen Todes. Nach einigen Nachrichten ſoll ihn Johann von Woerden, Herr von Vliet, nach andern Margaretha von Burgund durch Gift aus der Welt geſchafft haben. In ſeinem letzten Willen vermachte er ſein Recht auf diejenigen Bezirke von Hennegau und Holland, die er einſt der Gräfin Jakoba entriſſen hatte, dem Herzoge Philipp von Burgund. Sogleich nahm dieſer den Titel eines Regenten und nächſten Erben dieſer Länder an. Allein Johann von Brabant, der ſeine Ehe mit Jakoba als noch beſtehend betrachtete, behauptete, wie natürlich, als Gemahl, ſein Recht auf den gegenwärtigen Beſitz dieſer Länder; er ließ ſich, als rechtmäßigen Grafen, darin huldigen, ohne der Gräfin Jakoba dabei zu gedenken. Gleich darauf ließ ſich aber auch der Herzog von Burgund in eben denſelben Städten, die dem Herzoge von Brabant eben gehuldiget

hatten, als Regenten und künftigen Erben erkennen.

Aus allen diesen Umständen erhellte deutlich genug, daß ihre Feinde den festen Schluß gemacht hatten, der Gräfin alles ihr Eigenthum zu entreissen, und nichts übrig zu lassen. Noch immer war zwar Humpfred, Herzog von Glocester aufrichtig bemühet, diese schönen Länder sich und seiner Gemahlin zu retten. Das klägliche Schreiben derselben aus Bergen hatte ihn gerührt. Er ernannte den Herrn von Filwater zu seinen Statthalter in Holland, und schickte ihn mit einer ziemlich ansehnlichen Flotte nach dieser Gegend ab. Allein kaum hatte sich derselbe vor Zierikfee gezeigt: als die Feinde, welche schon zuvor von seiner Ankunft Nachricht erhalten, und eine vortheilhafte Stellung genommen hatten, ihn plötzlich von allen Seiten überfielen. Ungeachtet der großen Tapferkeit, womit die Engelländer unter seinem Kommando fochten, wurde doch die Flotte gänzlich geschlagen. Ein großer Theil derselben gerieth in die Hände der Feinde, die sie umringet hatten. Nur wenige Schiffe retteten sich, und kamen in Schouwen an. Dort stiegen die Engelän-

der an das Land, und vereinigten ſich mit den Seeländern von der hoekiſchen Parthei.

Doch auch die Parthei der Gräfin Jakoba hatte indeſſen einige Vortheile erfochten. Baasbeek, der Statthalter Johanns von Brabant, welcher mit einem beträchtlichen Heere ausgerückt war, um alle diejenigen Städte, welche der Gräfin zugethan waren, ſeinem Herrn zu unterwerfen, hatte Schoonhoven vergeblich belagert. Am 21ſten Oktober 1425 war zwiſchen den Leuten der Gräfin und des Herzoges Johannes bei Alſen ein Treffen vorgefallen, welches für die erſtern einen ſehr günſtigen Ausgang genommen hatte. Letztere hatten in demſelben eine groſſe Niederlage erlitten.

So ſchwebte jetzt Jakoba nach ihrer gefährlichen Flucht aus der Gefangenſchaft, und nach ſo vielen ausgeſtandenen Leiden noch immer zwiſchen Furcht und Hoffnung. Von der letztern brach ſeit einiger Zeit ein erquickender Strahl für ſie herein. Der Herzog Johann von Brabant und Limburg, der ihr bisher in Anſehung ihrer Verbindung mit dem Herzoge von Glocester ſo viele Schwierigkeiten gemacht hatte, weil er dieſelbe als ungültig

erklärte, fieng nach und nach an, eine bedenkliche Veränderung in seinen Gesundheitsumständen zu leiden. Schon von jeher war er von etwas schwächlicher Natur gewesen. Jetzt aber fieng er an, förmlich zu kränkeln. Mit jedem Tage nahmen seine Kräfte mehr ab; alle Umstände liessen sein nahes Ende erwarten. Diese Ereigniß war für die Gräfin Jakoka ungemein wichtig. Hörte nur einmal ihr voriger Gemahl zu leben auf, so fiel dadurch auch der Grund weg, aus welchem man bisher ihre Ehe mit dem Herzoge von Gloceſter für ungültig erkläret hatte. Philipp hatte in diesem Falle weniger Recht, ihr unter dem Vorwande, ihrem Gemahle Genugthuung zu verschaffen, und ihm ihre Länder zu sichern, dieselben zu entreißen. Noch konnte sie sich in dem Falle, wenn seine Verbindung mit ihr keinem Widerspruche mehr unterworfen wäre, eine weit thätigere Theilnahme und Unterstützung von ihm versprechen.

Eben hieng sie voll süßen Troſtes diesem erquickenden Gedanken nach, und hoffte von den gedachten Umständen nächstens eine wohlthätige Endigung ihres Elendes und glückliche

Tage für die Zukunft: als man ihr am Anfange des Jahres 1426 ein Breve vom Pabſte Martin V. einhändigte, welches ihr künftiges Schickſal in Anſehung ihrer Ehe mit Humpfred entſcheiden ſollte. Mit Ungeduld brach ſie das Schreiben auf, und las, und fand, — daß der Pabſt ihre vorige Ehe mit dem Herzoge von Brabant und Limburg für rechtmäßig erklärte, die folgende hingegen verwarf. Ein kalter Schauder verbreitete ſich über ihren ganzen Körper, als ſie dieſe ſchrecklichen Worte las. Doch beſann ſie ſich bald, und beruhigte ſich wieder. Johann, ſagte ſie, iſt ja dem Grabe nahe, ſein Tod wird alles wieder gut machen. — Aber jetzt las ſie weiter, und — Himmel! welcher Donnerſchlag! der Pabſt verbot darin dem Herzoge von Gloceſter, ſich mit der Gräfin Jakoba auch alsdann zu vermählen, wenn Johann von Brabant wirklich mit Tod abgegangen ſeyn würde. Iſts möglich, rief ſie im Gefühle des heftigſten Unmuths aus, daß man die Herzen der Menſchen ſo abſcheulich tranſmiſſen kann? Ihr nennet Euch die Statthalter Gottes, und handelt als feile Knechte der Menſchen, als Sclaven des Eigennutzes, der

Habsucht, des Ehrgeitzes, und fremder politischer Absichten! Ihr geht Euch für die Wächter der Kirchengesetze aus, und zerreißet frevelhaft alle Bande der natürlichen Gesetze, die uns Gott selbst in das Herz schrieb! Ihr wollet Beschützer jener göttlichen Religion der Liebe heißen, und habet keine andere Religion, als jene des Hasses; nennet Euch heilig, und stürzet die Menschen mit satanischer Bosheit ins äußerste Elend! Ha! die Ungeheuer!

Mächtig arbeitete es in ihrem Innern. Ihre Verzweifelung brach in die heftigsten Bewegungen aus; der Schmerz schien sie zu überwältigen. Doch das Maaß ihrer Leiden war noch nicht voll; es mußte noch mehr angehäufet werden. Eine unglückliche Ereigniß mußte jetzt schrecklicher auf sie hinstürzen, als die andere. Sie war noch nicht tief genug niedergedrückt durch die Hartherzigkeit ihrer Mutter, durch die grausamen Verfolgungen von dem Herzoge von Burgund, durch die Intriguen ihres vorigen Gemahles Johanns von Brabant, und durch den Donnerspruch des unbarmherzigen Pabstes Martins V. Dieses fehlte noch, daß auch Humphred von ihr abfiel, und ihr ungetreu wurde.

Am Hofe zu London befand ſich damals eine Dame von bewunderungswürdiger Schönheit, Eleonora Cobham. Mit den ausgeſuchteſten Reizen des Körpers vereinigte ſie die ſeltenſten Gaben des Geiſtes. Sie war geſellig, lebhaft, munter, voll Witz und Vernunft, alle ihre Gebehrden begleitete eine beſondere Anmuth; ihr feuriger Blick verwundete die Herzen der Männer. Humphred ſah dieſe Dame, und ward bezaubert. Hingeriſſen von Verwunderung und Liebe fühlte er eine brennende Begierde, ihre Gunſt zu gewinnen. Tag und Nacht hatte er keine Ruhe mehr; er wiederholte ſeine Beſuche öfter, als daß man ſie nicht für die Wirkung einer ſtürkern Leidenſchaft hätte halten ſollen, er klagte ihr ſeine feurige Liebe in den kräftigſten Ausdrükken, und wollte beinahe nicht mehr von ihrer Seite weichen. Ein Fleheen fand bald Gehör; Eleonora ſchenkte ihm ihre Gunſt und Vertraulichkeit. Seitdem vergaß er beinahe alles, was ihm ehe lieb und werth geweſen war; bekümmerte ſich wenig mehr um ſeine unglükliche Gemahlin Jakoba, und lebte nur für ſeine Geliebte. Daß er dieſe bedauernswürdige Frau, an wel-

cher sein Herz ehe so fest hieng, so leichtsinnig auf die Seite setzen konnte, war theils seinem flatterhaften Charakter und seiner Unbeständigkeit, zum Theile aber auch selbst der gegenwärtigen Lage der Dinge in Holland und Engelland zuzuschreiben. Er sah, welche mächtige Feinde Jakoba in Holland habe, kannte die Eroberungssucht des ehrgeizigen Herzoges Philipps von Burgund, konnte sich vorstellen, daß derselbe nicht ruhen würde, bis er die Grafschaften Hennegau, Holland, Seeland und die Herrschaft Friesland ganz in seine Gewalt würde gebracht haben, und fühlte sein eigenes Unvermögen, zur Eroberung oder Behauptung dieser Länder für sich und Jakoba in den gegenwärtigen Umständen eine hinlängliche Macht aufzubringen. Sein Bruder, der Herzog von Bedfort, und die übrigen Großen am Hofe bemühten sich selbst sehr eifrig, ihn von dem Vorhaben, ihre Grafschaften zu erobern, das nur Geld und Menschen kostete, abzubringen. Denn Engelland stand damals in einem bedenklichen Verhältnisse mit der Krone Frankreich; das Parliament hatte dem Herzoge anfänglich nur sehr ungern und mit vielem Widerspruche eine

Hülfe zu seiner Unternehmung in Holland bewilliget; man wollte sich nun nicht in neue gefährliche Händel verwickeln, und durch eine Unterstützung des Herzoges von Gloucester zur Eroberung minder beträchtlicher Vortheile die gegen einen wichtigern Feind nöthige Macht schwächen. Hatten der Herzog von Bedfort und die übrigen Großen in dieser politischen Absicht nicht selbst die Liebe zu Eleonora Cobham in ihm angefachet: so trugen sie doch gewiß sehr vieles bei, diese Leidenschaft in ihm zu unterhalten. Humphred setzte daher seinen vertraulichen Umgang mit dieser Dame immer eifriger fort, und seine Gleichgültigkeit gegen seine Gemahlin Jakoba ward mit jedem Tage sichtbarer.

Jakoba erfuhr diese entsetzliche Veränderung, als eben der unselige Ausspruch des Pabstes, und die glücklichen Fortschritte des Herzoges von Burgund in seinen kriegerischen Unternehmungen ihr gänzliches Verderben verkündigten. Es war ein grausamer Zustand, in welchen jetzt die Gräfin verfiel. Das hatte also noch gefehlt, rief sie im bittersten Gefühle des Schmerzes aus; daß mich auch der ver-

läßt, auf dem meine ganze Hoffnung beruhte! — Wie? Humphred in den Armen einer andern? einer niederträchtigen Buhlerin? — Humphred? der zärtlich geliebte, — dem jederzeit mein ganzes Herz offen war, — er verläßt mich, — vergißt mich; — kann eine andere lieben? — Gott! Dieſes habe ich um ihn verdienet? — Aber warum tödtet Ihr mich dann nicht? Tyrannen! — So kommet doch, und ſtoßet mir den Dolch durch die Bruſt, damit ich einmal meines Elendes los werde! — Ha! die Tyger! Sie beluſtigen ſich an meiner Qual; Sie behalten mich der grauſamſten Marter auf, damit ſie mich langſam verzehre.

Während daß Jakoba dieſe Höllenpein ausſtand: ſtarb ihr voriger Gemahl Johann von Brabant und Limburg. Dieſes war ein entſcheidender Fall. Nur auf einen ernſten Entſchluß des Herzoges von Glocester kam es jetzt an: ſo konnte die Sache auf einmal eine ganz andere Wendung nehmen. Ließe dieſer ſich dieſelbe mit aufrichtigem Eifer angelegen ſeyn, ſo konnte er es vielleicht durch das An-

ſehen des engliſchen Hofes und durch andere Mittel endlich dahin bringen, daß der Pabſt ſeinen harten Ausſpruch zurücknehme, und ſeine Ehe mit Jakoba gutheiße. Würde Humphred nur einmal als ihr rechtmäßiger Gemahl erkannt: ſo müßten dadurch nothwendig die Anſprüche des Herzoges von Burgund auf ihre Grafſchaften aufhören, und mit denſelben auch die Feindſeligkeiten ein Ende nehmen. Er iſt alſo todt, ſagte Jakoba; todt! und ich könnte alſo noch glücklich werden? — Warum konnte er nicht früher ſterben? nicht zur Zeit, da Humphred mit Lady Cobham noch nicht bekannt war? Grauſames Geſchick! Gerade jetzt, da mir ſein Tod günſtige Ausſichten öffnet, wird er treulos, vergißt mich, hängt ſein Herz an eine feile Dublerin, und vergißt mich; — wie unglücklich bin ich! — Aber ſoll dann gar keine Hoffnung mehr übrig ſeyn? Soll dann nicht zuweilen die Erinnerung an ſeine Jakoba die Liebe zu ihr wieder aufwecken? Soll ihn nicht mein erbärmliches Schickſal rühren? — O wenn ihn das rührte! wenn er ſeine Buhlerin verließe! wenn er wieder käme, in meine Arme flöge, für ewige Zeiten ſich mit mir

vereinigte! Ewig, unzertrennlich mein Gemahl! —

Wirklich zeigte bald darauf der Erfolg, daß die arme Gräfin noch nicht ganz aus Humphreds Herzen verschwunden war. Noch in eben demselben Jahre, in welchem Johann von Brabant gestorben war, bemühte er sich aufrichtig, ihr beizustehen, und wirkte vom Parliamente einen Beitrag von 20,000 Mark für sie, damit sie dadurch fähig werde, sich desto leichter in den Besitz ihrer Länder zu setzen. Jakoba hüpfte vor Freuden empor, als sie diese Nachricht erhielt. Sie betrachtete dieselbe als ein erwünschtes Zeichen seiner Wiederkunft und beständigen Vereinigung mit ihr.

Allein ihre Hoffnung und Freude war eitel. Der Ausspruch des Pabstes, welcher ihm verbot, die Gräfin auch nach dem Tode Johannes zu heirathen, hatte einmal einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Diesen Umstand benützten sein Bruder, der Herzog von Bedfort, und die Minister am Hofe, und verstärkten denselben noch mehr. Lady Cobham bot auch alle weibliche Künste auf, um ihn beständig in Fesseln zu

halten. Sie wollen mich verlaſſen, Herzog, ſagte ſie, wollen auf unſichere Eroberungen ausgehen, und um unbeträchtlicher Länder willen, die des Schweißes, den ſie koſten, nicht werth ſind, ſich ermüdenden Strapatzen, Verdrüßlichkeiten, und ſelbſt der Lebensgefahr ausſetzen? Arme Cobham! So wird dir deine zärtliche Liebe vergolten? Sind das die goldenen Tage, die ich mir in dem beſtändigen Umgange mit Humphred verſprach? Iſt dieß die Folge der unausſprechlichen Wonne, welche Humphred in dem Umgange mit mir zu empfinden mir vorſpiegelte? Nein! Er hat mich nie geliebt. Er iſt ein treuloſer, ein falſcher Liebhaber. Sein Mund ſprach anders, als ſein Herz. Unmöglich kann der eine wahre Neigung zu mir gefühlet haben, der ſich ſo leichtſinnig entſchließen kann, mich zu verlaſſen.

Die Bitten, Schmeicheleien, Liebkoſungen, Thränen der Lady Cobham wirkten. Die Ermahnungen, Gründe und Vorſtellungen, womit ſein Bruder und die Hofleute dem Herzoge beſtändig in den Ohren lagen, vollendeten den Sieg über ihn. Er entſagte ſeinem

Verhaben, auf die Person der Gräfin Jakoba, und auf ihre Länder ferners einen Anspruch zu machen, für immer. Seit diesem Augenblicke betrachtete er seine Ehe mit ihr, als völlig getrennet, und dachte nicht weiter an sie. Nach einiger Zeit vermählte er sich feierlich mit Eleonora Cobham.

Jakoba gerieth über diese schreckliche Nachricht beinahe in Raserei. In wilden Gebehrden äußerte sich an ihr der höchste Grad von Verzweifelung. So bin ich also verloren, sagte sie endlich, nachdem sich der heftigste Sturm ihrer Leidenschaft gelegt hatte, für immer verloren! Hinabgestürzt in den Abgrund des Verderbens! Ohne alle Hoffnung der Rettung! verlassen, verstoßen von dem, für den ich mein Leben geopfert hätte! — Schrecklich! schrecklich!

Indessen hatte auch der Krieg, den ihr Anhang für sie mit dem Herzoge Philipp von Burgund führte, eine solche Gestalt gewonnen, daß niemand mehr zweifeln konnte, alles habe sich zu ihrem Untergange verschworen. Die Engelländer, welche nach ihrer Niederlage bei Zierikfee, wie oben gemeldet

werden, bei Schouwen gelandet, und ſich mit den Hoeken in Seeland vereiniget hatten, belagerten Brouwershaven. Aber kaum hatte Philipp dieſes erfahren, als er von Rotterdam aus mit einer groſſen Macht unter Segel gieng, und im Angeſichte der Engelländer und Seeländer, ohne daß dieſe es hindern konnten, ans Land ſtieg. Sein feſter Entſchluß war Brouwershaven zu entſetzen, es möchte koſten, was es welle. Am 13ten Jänner 1426 kam es daſelbſt zu einem hitzigen Treffen, wobei ſie gänzlich geſchlagen wurden. Eine Menge Engelländer büßten ihr Leben ein. Die Wuth, womit ihre Feinde ſie verfolgten, war ſo groß, daß es ſelbſt den engliſchen Befehlshaber Filwater nur mit genauer Noth gelang, ſich durch die Flucht zu retten. Jakoba belagerte mit ihren Leuten die Stadt Harlem zweimal vergebens. Die Kennemer, welche die Unzufriedenheit über den zu groſſen Druck der Auflagen von Philipps Parthei abgezogen hatte, und die nun der Gräfin Jakoba eifrig beiſtanden, richteten zwar in Holland groſſe Verwüſtungen an; konnten ihr aber im Ganzen wenig nützen. Bei Heerm wurden ſie von den Feinden angegriffen und

geſchlagen. Auch bei Wieringen litten die Hoeken im Jahre 1427 eine blutige Niederlage. Allenthalben war jetzt die Gräfin in ihren Waffen ſo unglücklich, und kam ſo ſehr ins Gedränge, daß ſie ſich genöthiget ſah, wieder nach Gouda zu fliehen. Aber auch hier fand ſie keine Sicherheit. Philipp rückte mit einer zahlreichen Armee heran, und beſtrebte ſich, auch Gouda in ſeine Gewalt zu bringen. Seine ſiegenden Truppen verbreiteten überall den Schrecken vor ſich her. Jeder Ort, dem ſie ſich näherten, ergab ſich ihnen freiwillig; jede Stadt öffnete ihnen die Thore.

Hülfelos mußte nun Jakoba der Burgundiſchen Uebermacht unterliegen, und war gezwungen, am 3ten Julius 1428 zu Delft einen Vergleich mit Philipp einzugehen, der ſie gänzlich herabwürdigte. Er gründete ſich auf den geheimen Vertrag, der zwiſchen Margaretha und dem Herzoge von Burgund, bald nach Humphreds Abreiſe aus Bergen war geſchloſſen worden. Nebſt dem, daß der Herzog ſie nöthigte, ihn zum Regenten und Erben nicht nur derjenigen Bezirke, die er von Johann von Baiern geerbet hatte,

hatte, ſondern auch von ganz Hennegau Holland, Seeland und Friesland zu erneuen, mußte ſie ihm auch verſprechen, ſich ohne ſeine Einwilligung nie wieder zu verehelichen. Dieſes hieß eben ſo viel, als ſich verbindlich machen, daß ſie in ihrem Leben gar nicht wieder einen Gemahl nehmen wolle. Denn hätte ſie auch in der Zukunft einen ſolchen Entſchluß gefaßt, und um ſeine Einwilligung angeſuchet: ſo würde er ihr dieſelbe niemals ertheilet haben. Die Furcht, ſie möchte unter dem mächtigen Beiſtande ihres Gemahles ihre Anſprüche auf ihre Länder neuerdings rege machen, hätte ihn davon zurückgehalten. Alle ihre Rechte waren ihr alſo jetzt geraubt; alle ihre Vorzüge entzogen. Nur ein unbeträchtlicher Theil der Regierung und Einkünfte blieb ihr verbehalten.

Auf ſolche Art hatte nun Philipp ſeine Habſucht und ſeinen Ehrgeitz befriediget. Er war zum Beſitze anſehnlicher Länder gelanget, wozu er nach dem damaligen Verhältniſſe der Dinge kein Recht hatte. In kurzer Zeit fielen auch Brabant und Limburg in ſeine Hände; denn auch Philipp, der Bruder des Herzoges Johann von Brabant, der ihm in ſeinen Ländern nachgefolgt war, gieng ſehr

bald ohne Erben mit Tod ab. Der Herzog von Burgund nahm daher die hinterlassenen Herzogthümer desselben als nächster Verwandter und Erbe in Besitz.

Möge nie einem Menschen ein ähnliches Loos zu Theil werden! Möge nie einer das fühlen, was Jakoba in diesem Zustand empfand! Ihr Jammer und Elend lassen sich nicht beschreiben. Man muß eben so unglücklich seyn, wenn man sie sich in ihrer ganzen Größe vorstellen will. — Seit diesem verhaßten Zeitpunkte, der sie der Regierung entsetzte, und ihr nebst ihren Ländern und Rechten auch ihre Ruhe und alles raubte, hielt sie sich theils zu Goes in Süd-Beveland, theils im Haag in Holland auf. An diesen Oertern suchte sie durch Zerstreuung ihren Gram zu verscheuchen. Sie fand dieselbe vorzüglich in Ritterspielen. Denn die Gräfin besaß bei allen ihren weiblichen Vorzügen auch einen männlichen Geist, Herzhaftigkeit, Behendigkeit in körperlichen Wendungen, Fertigkeit in verschiedenen Waffenübungen. Bei diesen Spielen legte sie manchen rühmlichen Beweis ihrer Geschicklichkeit ab. Einst schoß sie zu Goes den Vogel mit dem Bogen herab, und

erwarb ſich dadurch den Beifall und die Bewunderung aller Zuſeher. So groß war die Hochachtung und das Wohlwollen zu ihr, welches ihr dieſe Geſchicklichkeit erwarb, daß man ſie einmüthig zur Königin der Schützengeſellſchaft erklärte. Dieſe Auszeichnung war für ſie ungemein ſchmeichelhaft, und machte ihr ein ſehr großes Vergnügen.

Deſſen ungeachtet war ihre Lage höchſt bedauernswürdig. Von einem herrſchſüchtigen Verwandten, von einer ehrgeizigen Mutter, welche es aus eigenſinniger Politik mehr mit dieſem, als mit ihrer eigenen Tochter hielt, unterdrücket, von ihrem Gemahle treulos verſtoßen, ihrer Länder, ihrer Würde, ihres Anſehens und ihrer Einkünfte beraubet, hatte ſie nicht einmal die Hoffnung einer beſſern Zukunft in dieſer Welt, dieſen letzten Troſt aller Unglücklichen. Kaum hatte ihr Tyran ihr ſo viel übrig gelaſſen, daß ſie ein mäßiges Auskommen hatte. An ihrer ganzen Lebensart und Verfaſſung war beinahe keine Spur mehr zu bemerken, daß ſie ehe Gräfin von Hennegau, Holland und Seeland geweſen war. Ehe ſie noch ganz unterdrücket war, hatte ſie eine Menge Freunde gehabt. Die

Vernehmen von der Parthei der Hoeken hatten ſie thätig mit Geld, und auf verſchiedene andere Art unterſtützet, vielleicht, weil ſie hofften, ſie werde zuletzt doch noch die Oberhand über ihren Gegner gewinnen. Aber jetzt da ſie ganz in den Untergang geſtürzet, und alle Hoffnung eines Aufkommens für ſie verſchwunden war, verſchwanden auch ihre Freunde, und überließen ſie ihrem eigenen Schickſale. Der gemeinen Sitte gemäß, fiengen ſie an, ihrem neuen Herrn zu fröhnen. Von ihm hatten ſie vieles, von ihr nichts mehr zu hoffen; vielmehr mußten ſie wegen einer längern Fortdauer ihrer Anhänglichkeit an die Gräfin die Unzuade des Herzoges befürchten. Einer zog ſich alſo nach dem andern eigennützig zurück, und beſtättigte die Wahrheit, daß wahre, getreue Freundſchaft beſonders an Höfen und im Laufe der großen Weltbegebenheiten eine äußerſt ſeltene Erſcheinung iſt. Einſam, verlaſſen, vergeſſen verlebte alſo Jakoba ihre Tage in heimlichem Gram und Kummer. Die Ritterſpiele und andere Beluſtigungen konnten denſelben zwar zuweilen auf einige Stunden unterbrechen; aber nie ganz aus ihrem Herzen vertilgen. Jederzeit kehrte

die ſtumme Melancholie in daſſelbe wieder zurück.

In dieſer traurigen Lage fand ſich nur ein einziger, der ihr als redlicher Freund ihr Schickſal erleichterte, Frank von Borſelen, Statthalter in Holland und Seeland. Er war zwar ein Mitglid der Parthei der Kabbeljauer, welche bekanntlich erklärte Gegner der Gräfin, und dem Herzoge Philipp von Burgund mit Enthuſiaſmus zugethan waren. Allein Frank von Borſelen war zugleich ein rechtſchaffener Mann; er beſaß ein redliches, warmes, empfindſames Herz. Die Güte deſſelben ſiegte über die Anhänglichkeit an ſeine Parthei. Ueberzeugt, daß ſie ein beſſers Loos verdiente, fühlte er aufrichtiges Mitleid mit ihr. Mit warmer Theilnahme ſchloß er ſich an ſie an, beſuchte ſie oft, tröſtete ſie in ihrem Leiden, und ſuchte durch ſeinen beſtändigen Umgang mit ihr ihren Gram zu zerſtreuen. In jedem vorkommenden Falle unterſtützte er ſie mit ſeinem freundſchaftlichen Rathe; in allen Dingen leiſtete er ihr ſeinen uneigennützigen Beiſtand.

Wie ſollte nicht ein ſo liebevolles, edles Betragen auf Jakobens eben ſo fühlbares

Herz einen tiefen Eindruck gemacht haben! Trunken von Wonne über das unerwartete Glück, einen wahren, redlich theilnehmenden Freund zu besitzen, vergaß sie beinahe ihr Elend. Also bin ich doch noch nicht ganz verloren? rief sie im Taumel der Freude; also fand sich doch noch eine edle Seele, die an meinem Schicksale Theil nimmt? — Sieh! Alles hat mich verlassen; alle, die sich ehe meine Freunde nannten, haben sich weggeschlichen, wie die Vögel wegfliegen, wenn das Futter verzehrt ist. Nur Frank von Borfelen allein nähert sich mir jetzt in meiner Einsamkeit, er, von dem ich es, als von einem Mitgliede der Gegenparthei, nie erwartet hatte; er allein besuchet mich, ist zärtlich für mich besorgt, steht mir mit seinem Rathe bei, und versüsset mir meine traurigen Tage. Wie kann ich ihm diese edelmüthige Sorgfalt vergelten? In Wahrheit! ich bin so unglücklich nicht, als ich ehe selbst glaubte; ich habe noch einen wahren Freund. O! könnte ich diese Freundschaft eben so kräftig durch die That erwiedern! Könnte ich sie ihm vergelten!

Ihre grenzenlose Dankbarkeit für das zärtliche Betragen dieses vortreflichen Freundes wirkte bald ein uneingeschränktes Wohlwollen gegen ihn. Je länger sie den angenehmen Umgang mit ihm, und das süße Glück seines thätigen Beistandes genoß, desto mehr wuchs diese Empfindung. Es war ihr nicht mehr wohl, wenn sie sich nicht stets in seiner Gesellschaft befand; sie ward munter, so oft sie ihn kommen sah, traurig, wenn er weggieng; beständig wünschte sie ihn um sich zu haben; sie glaubte ohne ihn nicht leben zu können. Unausgesetzt dachte sie an ihren Wohlthäter; mit jedem Tage ward es unruhiger in ihrem Innern; kurz, ihre Dankbarkeit und ihr Wohlwollen hatte sich in eine vollkommene Liebe verwandelt.

Auch der Statthalter fühlte in keinem geringern Grade der Stärke den Wunsch, nie wieder von ihrer Seite zu kommen. Der beständige Umgang mit ihr hatte in ihm nach und nach eine zärtliche Neigung zu ihr erwecket. Ihr uneingeschränktes Zutrauen und Wohlwollen gegen ihn, wovon jede Handlung, jedes Wort von ihr ein voller Beweis war, ihr gefälliges, einschmeichelndes Betragen, die

grenzenloſe Güte ihres truglosen Herzens, die ſich an jeder Miene, an jedem Blicke, an jeder Gebehrde verrieth, hatten ſein Herz unzertrennlich feſt an ſie gefeſſelt. Die ſtille Schwermuth, die ſich auf ihrem Antlitze verbreitet hatte, erhöhte noch die Reitze ihrer Geſichtszüge. Dieſe Melancholie, welche an ihre Unglückfälle erinnerte, und das Mitleid, welches dieſe Erinnerung immer lebhaft unterhielt, verſtärkten in ihm die Liebe zu ihr.

Liebende verſtehen ſich bald, ohne daß es einer förmlichen Liebeserklärung bedarf. Schon die gemeine Sympathie edler Seelen ſagt ihnen im Stillen, daß ſie für einander geſchaffen ſeien, und bringet ſie einander näher. Zärtlicher Händedruck, Mienen, Blicke ſprechen mehr, als Worte. Eine geraume Zeit lebten beide ſo miteinander in zärtlicher Eintracht. Doch alle ihre Wünſche waren dadurch noch nicht ganz befriediget. Jakoba wünſchte dieſen Wohlthäter ganz zu beſitzen, und durch eine unzertrennliche Ehe mit ihm ſich zu verbinden. In den Armen eines ſo zärtlichen, treuen Freundes hoffte ſie ihre ganze Lebenszeit hindurch glücklich zu ſeyn. Auch Frank von Vorſelen empfand eben daſſelbe.

Mit heißem Verlangen wünschte er sich ihre Hand. Seinen Vorstellungen nach hieng sein ganzes künftiges Glück von ihrem Besitze ab.

Der Mann, der sich so uneigennützig und mit so vieler Wärme ihrer annahm, verdiente es, daß sie ihm ihr ganzes Herz schenkte. Die Frau, welche mannigfaltige Drangsalen so tief niedergedrückt hatten, sie, welche so zärtlich liebte, verdiente es, daß sie in den Armen eines geliebten Gatten ihr voriges Elend vergesse, und für immer glücklich werde. Aber es war ein verwegnes Wagestück in der gegenwärtigen Lage an eine eheliche Verbindung zu denken. In dem Vertrage, welchen der Herzog Philipp von Burgund der Gräfin Jakoba abgedrungen, hatte sie sich verbindlich machen müssen, sich ohne seine, ihrer Mutter, und der holländischen Stände Bewilligung nicht zu vermählen. Wie konnte sie nun hoffen, daß sie diese erhalten würde? Ganz gewiß wird er mir seine Bewilligung nicht ertheilen, sagte sie; er wird sie mir rund abschlagen.

Statthalter. Das wird er thun; sein Interesse erfodert es. Wird er nicht

fürchten, die ſchönen Grafſchaften, die er nur erſt mit Mühe eroberte, wieder zu verlieren?

Jakoba. Ihr ſprechet leider die Wahrheit. Der Tyran fürchtet ſich immer. Soll ich aber darum aus Gehorſam gegen ihn noch einmal unglücklich werden? Soll ich, grauſam gegen mich ſelbſt, auf eine Verbindung Verzicht thun, nach welcher mein ganzes Herz ſich ſehnet? Iſts noch nicht genug, daß er mir alles nahm, meine Länder, mein Anſehen, meine Einkünfte? Muß er mir auch noch mein letztes Vergnügen, meinen letzten Troſt grauſam verſagen?

Statthalter. Es iſt traurig, ſehr traurig! Aber leider haben wir nichts anders zu erwarten. Glaubet mir gewiß, er wird uns die Erlaubniß zur Heirath nie ertheilen.

Jakoba. Aber welchen Schaden kann ihm dann unſere Verbindung bringen? Wir machen ihm keinen Anſpruch mehr auf ſeine Länder; wir gönnen ihm ſeinen Raub; nur Ruhe verlangen wir, Ruhe!

Statthalter. Darauf wird er keine Rückſicht nehmen; er wird es nicht glauben. Wie kann ſich ein Eroberungs-

ſüchtiger von Genügſamkeit einen Begriff machen?

Jakoba. Alſo auch dieſe Hoffnung vernichtet! Auch dieſe Wonne, die letzte meines Lebens unmöglich gemacht! Unglückliche Jakoba!

Die Gräfin verfiel in eine tiefe Schwermuth, und nichts war im Stande, ſie zu tröſten. Nichts konnte in ihr das heftige Verlangen, ſich durch das Band der Ehe für immer mit ihm zu vereinigen, vertilgen. So oft ſprach ſie mit Eifer davon, und ſo dringend redete ſie dem Statthatter zu, daß er endlich in ihren Vorſchlag, dieſes Vorhaben ohne alle Erlaubniß des Herzoges heimlich zu bewerkſtelligen, einwilligte. Freilich war mit einem ſolchen Schritte eine große Gefahr verbunden. Würde der Herzog von Burgund das geringſte von ihrer heimlichen Ehe erfahren, ſo ſtand ihnen nichts anders, als die ſchwereſte Verfolgung bevor. Es war vorauszuſehen, daß er die Gräfin als eine Bundbrüchige behandeln, und um ſich den Beſitz der ihr geraubten Länder zu ſichern, die härteſten Maaßregeln ergreifen würde. Aber wann hat je die Leidenſchaft Vernunftgründen

Gehör gegeben? Jakoba liebte den Statthalter feuerig. Sie sah auf nichts, als auf ihre Liebe, fühlte nichts, als ihr künftiges Glück, und setzte sich über jede Bedenklichkeit weg. Er wird sie nicht erfahren, unsere Verbindung, sagte sie; wir werden wohl Maaßregeln treffen, daß sie geheim bleibe; in der größten Stille wollen wir diese Handlung vornehmen, keinem Menschen das Geheimniß entdecken, und ewig glückliche Tage leben. Dann mag er seinen Raub behalten; mag sich glücklich damit schätzen! Wir beneiden ihn nicht; wir besitzen ein schätzbareres Gut, unsere gegenseitige Liebe.

Frank von Borselen, welcher sie eben so feurig liebte, konnte ihrem dringenden Zureden nicht widerstehen. In aller Stille begaben sie sich im Julius des Jahres 1433 im Haag in eine Kapelle zu einer Zeit, wo niemand zugegen war, und ließen sich dort durch einen vertrauten Priester trauen. So hatte nun Jakoba den vierten Gemahl; und ob sie wohl mit dem vierten glücklicher wurde?

In der That lebten beide in Ruhe und unaussprechlichem Vergnügen mit einander.

Das Glück, welches die Gräfin nach so vielen Leiden in dieser Verbindung genoß, konnte ihrer Empfindung nach, nicht übertroffen werden. Viele, welche selbige zuvor kannten, und mit Bedauern den Gram und Kummer an ihrem Antlitze bemerkt hatten, wunderten sich nun, daß sie jetzt Heiterkeit und Ruhe aus ihrem Gesichte lasen, und konnten diese schnelle Veränderung nicht begreifen. Noch nie hatte man sie so vergnügt, so munter gesehen. Eben so viel unaussprechliche Wonne genoß Frank von Borselen in ihren Armen. Niemand wußte von ihrer Verbindung; ruhig konnten beide in die Welt sehen; keine Furcht, daß ihr Glück möchte gestöret werden, trübten ihre heitern Tage.

Sind wir nicht glückliche Menschen? sagte Jakoba; glücklich durch die schönste Harmonie unserer Herzen? glücklich im gegenseitigen Besitze, in unserer unzertrennlichen Verbindung? — Wer hätte glauben sollen, daß mir noch so viel Seligkeit auf dieser Welt sollte zu Theil werden? —

Eben da sie diese Worte sprach, traten plötzlich bewaffnete Leute ins Zimmer, näherten sich dem Statthalter, und erklärten, daß

er ihr Gefangner sei. Vergeblich fragt dieser um die Ursache dieser sonderbaren Verfügung; vergeblich heulet Jakoba, ringet die Hände, wirft sich den Soldaten zu Füssen; sie bemächtigen sich seiner, und schleppen ihn fort.

Dieser Vorfall erregte ein allgemeines Erstaunen. Betroffen fragte einer den andern, was diese unvermuthete Ereigniß zu bedeuten habe? Niemand konnte die Ursache dieser Gefangennehmung errathen. Aber wer kann das Elend treffend genug schildern, in welches die Gräfin durch diese unerwartete, schreckliche Begebenheit sich versenket sah? Den Anblick ihres Jammers auszuhalten, war kein menschliches Auge im Stande. — Auch sie konnte schlechterdings nicht begreifen, wodurch der Statthalter eine solche Behandlung verdienet haben sollte. Hat er den Herzog beleidiget? sagte sie zu sich selbst; hat er sich vielleicht in eine Verschwörung wider ihn eingelassen? oder hat er sonst ein Verbrechen begangen? Unmöglich! Frank von Borselen ist ein rechtschaffener Mann; nie hat er sich durch eine unerlaubte That entehret; er ist unschuldig. Schon wollte sie zu dem Herzoge

hinſtürzen, wollte ihren Geliebten zu retten ſuchen, wollte um Gnade, um Gerechtigkeit flehen; er iſt unſchuldig, wollte ſie ſagen, er ſitzet ſchuldlos in der Gefangenſchaft; — Aber Himmel! was thue ich? rief ſie dann plötzlich wieder; gehe ich zum Herzoge, bitte, beſchwöre ich ihn, den Stathalter loszulaſſen, ſo verrathe ich meine Liebe zu ihm; ich mache ihn und mich unglücklich; ewig bleiben wir alsdann vielleicht getrennet!

Mitten in dieſer, marternden Verlegenheit trat einer ihrer Vertrauten haſtig zu ihr ins Zimmer, als hätte er ihr äußerſt wichtige Dinge zu melden. Aber der Muth verließ ihn; er ſtockte, und konnte kein Wort hervorbringen. — Redet nur! ſagte Jakoba; Ihr habt vermuthlich eine unglückliche Nachricht. Aber redet nur; ich bin nun ſchon ſo vertraut mit dem Unglücke, durch beſtändiges Leiden ſchon ſo gefühllos geworden, daß mich nichts mehr erſchüttern kann. Redet! Ihr könnet mir kein gröſſers Unglück verkündigen, als ich bereits empfinde. — Ihr ſeyd verrathen, rief er endlich nach einer Pauſe; es iſt um Euch geſchehen. Ihr habt Euch heimlich mit Frank von Borſelen vermählet;

der Herzog hat es erfahren; er raſet vor Zorn; feierlich hat er erkläret, der Statthalter habe für dieſe That nichts geringers, als den Tod zu erwarten. — Wir ſind alſo verrathen? ſchrie Jakoba in der heftigſten Verzweiflung; verrathen? Wie iſt das möglich, bei der groſſen Verſchwiegenheit, die wir beobachteten? Welche niederträchtige Seele konnte uns dieſes Geheimniß ablauſchen? — Wie? was ſagtet Ihr, daß der Statthalter zu erwarten habe? den Tod? den Tod? deswegen weil er Menſch war? weil er Mitleid mit mir hatte? weil er mich liebte, ſich mit mir verband? — Unmöglich! — Er betrachtet ihn als einen Staatsverbrecher, erwiederte der Höfling, als einen Rebellen, welcher Euch verführte, den Vergleich, den Ihr mit ihm eingienget, zu brechen.

Wirklich verhielt ſich die Sache ſo. Niederträchtige Menſchen (wie es dann in der Welt immer ſolche Leute giebt, denen um eitler Vortheile willen Rechtſchaffenheit und Billigkeit feil iſt) hatten ihre Verbindung mit dem Statthalter erfahren, und dem Herzoge, um ſich bei demſelben einzuſchmeicheln,

Nach-

Nachricht davon ertheilet. Der Herzog erſtaunte, als er dieſe Neuigkeit erfuhr, die er gar nicht vermuthet hatte. Er glaubte ſchon nichts anders, als daß ſich Jakoba mit ihrem Gemahle nächſtens wieder zum Oberhaupte von ganz Hennegau, Holland, Seeland und Friesland aufwerfen würde. Die Parthei der Hoeken, die es mit der Gräfin hielt, flößte ihm gerechtes Mißtrauen ein. Seine Herrſchaft in dieſen Ländern beruhte auf ſchwachen Gründen; er hatte ſie durch Ungerechtigkeit an ſich geriſſen; deſto mehr ſetzte ihn ſein böſes Gewiſſen in Furcht. Um allen ihm unangenehmen Folgen zuvorzukommen, ließ er den Statthalter unter einer hinlänglichen Bedeckung nach Rupelmonde in Flandern führen, und behielt ihn dort in enger Gefangenſchaft.

Alſo war auch ihre vierte, ſo zärtliche Ehe unglücklich; und mußte allem Anſehen nach — ihr ganzes Herz bebte vor dieſem Gedanken zurück — für immer unglücklich bleiben. — Mit fliegenden Haaren und die Hände ringend ſtürzte ſie zu dem Herzoge hin, warf ſich vor ihm auf die Erde, und bat um Befreiung ihres geliebten Gemahles.

Gerechtigkeit, rief ſie, Gerechtigkeit! er iſt unſchuldig. Ein Verführer iſt er, antwortete Philipp in einem rauhen Tone, ein Rebelle; er muß ſterben. Sterben? ſchrie Jakoba; ſterben? — Den Tyran rührten keine Thränen, kein Händeringen, kein Aechzen der Unglücklichen. Ihr habt den Vertrag gebrochen, fuhr er fort, und er hat Euch dazu verleitet. Er muß ſterben. —

Jakoba befand ſich in Todesangſt. Ihre Verzweifelung gieng über alle Vorſtellung hinaus. Nach langem Heulen und Flehen ließ er ſich endlich erweichen, daß er ihr die Loslaſſung ihres Gemahles verſprach, und ſchloß mit ihr einen neuen Vergleich. In demſelben mußte ſie ihm ihr ganzes Recht auf Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, wovon ſie ſeit dem erſten Vertrage noch einen geringen Theil übrig gehabt hatte, auf ihre ganze Lebenszeit vollkommen abtreten. Auch ſelbſt auf den gräflichen Titel mußte ſie Verzicht thun. Eigentlich war es ihm nur um dieſe Erwerbung zu thun geweſen. Um ſie deſto ſicherer und geſchwinder zur Abtretung ihres ganzen übrigen Eigenthumes zu zwingen, hatte er ſich ab-

ſichtlich angeſtellet, als wäre er höchſt aufgebracht über die Verbindung des Statthalters mit ihr, und hatte gedrohet, daß derſelbe dieſe vermeſſene Handlung mit dem Tode werde büßen müſſen. Im Grunde war er nie darüber entrüſtet, noch geſonnen, ihn mit dem Tode zu beſtrafen. Die Nachricht von dieſer Heirath war ihm vielmehr erwünſcht, und brachte ihm Freude, weil er ſah, daß er durch dieſelbe zu ſeinem Zwecke gelangen würde.

So verlor Jakoba alles ihr Eigenthum, und dadurch, daß ſie Hennegau, Holland, Seeland und Friesland an den Herzog Philipp abtrat, kamen dieſe ſchönen Länder vom Hauſe Baiern, welches ſie mehr als achtzig Jahre beſeſſen hatte, durch Gewaltthätigkeit und Unrecht an das Haus Burgund. Für dieſes harte Opfer erhielt ſie von dem Herzoge, daß er den Statthalter Frank von Borſelen aus der Gefangenſchaft loßließ.

Jakoba flog ihm mit offenen Armen entgegen, als er wieder in Holland erſchien. Ungeachtet des großen Verluſtes, den ſie erlitten hatte, war ihre Freude ohne Grenzen.

Ich habe dich alſo wieder, rief ſie in der Trunkenheit ihres Entzückens aus; und wir werden uns ewig nicht wieder trennen. Welche Wonne! welches unausſprechliche Glück!

Jakoba konnte ſeitdem nur ſehr ſparſam und kümmerlich leben. Der Herzog hatte ihr nur einen ſo geringen Theil von Einkünften angewieſen, daß ſie kaum ein hinlängliches Auskommen zu den nöthigſten Bedürfniſſen hatte. Ihr Gemahl hatte ſeine Stelle eines Statthalters in Holland verloren. Damit er aber doch anſtändiger leben könne, hatte er ihm die Grafſchaft Oſtervant auf Lebenszeit geſchenkt. Jakoba ward hierauf von dem Herzoge zur Oberförſterin über den Harlemer Forſt, und über alle Wälder in Holland ernannt. So tief ſank ſie herab, daß ſie, die einſt ſo anſehnliche Länder beherrſchte, ſich nun mit dem geringen Titel einer Oberförſterin begnügen mußte. Im folgenden Jahre übertrug Philipp dieſes Amt ihrem Gemahle, und beſtimmte für ihn einen Gehalt von 70 Roſenobeln, wovon er noch die Forſtbedienten bezahlen mußte.

Dennoch war Jakoba vergnügt; denn ſie beſaß nun wieder ihren geliebten Gatten.

Bald hierauf vollzog ſie ihre Heirath mit ihm öffentlich zu St. Martinsdyk auf der Inſel Tholen. Sie verſchrieb ihm bei dieſer Gelegenheit einige ihrer Güter, welche ihr der Herzog in dem letzten Vertrage übrig gelaſſen hatte. Die Urkunde, die ſie darüber ausſtellte, iſt ein Beweis ihrer warmen Liebe zu ihm. Aus beſonderer Neigung, ſagte ſie darin, aus rechter Liebe und vollkommener Gunſt, die ſie vom ganzem Herzen gegen ihren ſehr geliebten Gefährten und rechtmäßigen Bettgenoſſen, Herrn Frank von Borſelen, Grafen von Oſtervant trage, habe ſie dieſes Vermächtniß gemacht. In der ſüſſeſten Harmonie lebte ſie ſeitdem mit ihm gröſtentheils auf dem Schloſſe Teilingen im Rheinlande, welches ſie als Oberförſterin bewohnen konnte. Sie vertrieb ſich zuweilen die Zeit mit Verfertigung irdener Krüge, die man noch viele Jahre nachher in den Teichen des Schloſſes fand, und welche unter dem Namen von Jakobens Krügen bekannt wurden.

Aber das Vergnügen, welches dieſes zärtliche Paar in dem gegenſeitigen Umgange

genoſſen, dauerte nur eine kurze Zeit. Ihre groſſen, häufigen Unglücksfälle hatten eine nachtheilige Wirkung auf ihre Geſundheit gethan. Gram und Kummer zehrten nach und nach an ihrem Fleiſche, die Röthe ihrer Wangen wandelte ſich in Bläſſe um; ihre Säfte vertrockneten. Sie verfiel in eine unheilbare auszehrende Krankheit, und ſtarb an derſelben im ſechs und dreißigſten Jahre ihres Alters am 8ten Oktober des Jahres 1436. Ihre Leiche ward in der Hofkapelle im Haag im Grabe des Herzoges Albert, von Baiern, Grafen von Hollaud, ihres Groſsvaters beigeſetzt. Man errichtete ihr dort eine Bildſäule.

Sanft ruhe die Aſche dieſer Unglücklichen! Kein Flattergeiſt und kein Hartherziger gehe vorüber, ohne ihr eine Thräne zu weihen, oder in ſeinem Innerſten zu erbeben. Sie, die ihrer Abkunft, ihres Vermögens, ihrer Vorzüge wegen einen ſo gerechten Anſpruch auf ein glückliches, wonnevolles Leben machen konnte, bekam beinahe alle Tage ihres ganzen Lebens den Kelch der Bitterkeit zu trinken, und ſank endlich ſo tief, ſo tief herab! Ein ſchauderhafter Beweis, wie wenig

hoher Stand, Reichthum, Würden vor dem menſchlichen Elende ſchützen, und wie weit ruhiger der Hirte in ſeiner Strohhütte lebet, den keine Eroberungsſucht, kein Ehrgeiz quälet, dem keine Rückſicht auf Familienruhm Zwang anthut, als mancher Fürſt in ſeinem goldenen Pallaſte, wo ihn Verdruß und Sorgen umringen, und wo ihm Intriquen, Eiferſucht, Neid, Habſucht und Ehrgeiz alle Augenblicke den Untergang drohen! Auch Jakoba ward als ein Opfer des Ehrgeitzes, des Eigenſinnes und der Vergrößerungsſucht anderer in den Abgrund geſtürzet. Denn hätte nicht eine verruchte Politik ihrem erſten Gemahle, dem Dauphin Johann, den ſie ſo zärtlich liebte, unverantwortlich ſein theures Leben geraubt: Jakoba würde auf dem Throne Frankreichs geglänzet, und in den Armen dieſes werthen Gatten ihr ganzes Leben hindurch unausſprechliche Wonne genoſſen haben. Hätte hierauf ihre Mutter aus eitler politiſcher Abſicht um der Vergrößerung ihres Hauſes willen ſie nicht gezwungen, dem Herzoge von Brabant gegen alle ihre Neigung die Hand zu geben: ſo würde ihre eigenmächtige Trennung von ihm, der einzige

Schritt, der dem Herzoge von Burgund eine ſo erwünſchte Gelegenheit gab, ſie zu unterdrücken, unterblieben ſeyn. Sie wäre in dieſem Falle nicht nach Engelland hinüber gekommen, hätte ſich wahrſcheinlich nie mit dem Herzoge von Gloceſter vermählet, hätte nie den unausſprechlichen Schmerz über deſſen treuloſe Trennung von ihr auszuſtehen gehabt, und wäre überhaupt nie in dieſes namenloſe Elend verſunken. Zu ihrem Unglücke hatte ſie ein empfindſames Herz; dieſes verleitete ſie zu manchem Schritte, welcher ſie zu ihrem Untergange führte.

Der Herzog Philipp von Burgund, der ihr in ihren Leben ſo ſchlimm mitgeſpielet, ſchien, nachdem er ſie in den Abgrund des Verderbens geſtürzt, wenigſt nach ihrem Tode ihr Andenken zu ehren. Vielleicht ſuchte er dadurch die Schande ſeiner Grauſamkeit vor den Augen der Welt zu verbergen. Als nach einiger Zeit einer von der Parthei ihrer Gegner, Dietrich von Duivenvoord die Bildſäule, die man ihr im Haag errichtet hatte, beſchimpfte: zeigte ſich der Herzog ſehr darüber erbittert. Dietrich mußte öffentlich um Vergebung bitten, und

zur Strafe eine groſse Summe Geldes bezahlen.

Aber auch die übrigen, welche ihr so viel Leid zugefügt hatten, und zum Theile an ihrem Untergange Ursache gewesen waren, der Herzog Humphred von Gloucester, und seine Gemahlin Eleonora Cobham hatten kein Glück. Beide stürzten in ein groſses Elend, gleich als hätte für sie die Vorsehung diese Wiedervergeltung bestimmet. Lady Cobham ward im Jahre 1441 wegen Zauberei, nach den Begriffen selbiger Zeit, und wegen eines Anschlages auf das Leben des Königs Heinrichs VI. von Engelland angeklagt, und zu einer öffentlichen Kirchenbuſse und lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilet. Der Herzog Humphred hatte sich durch sein Betragen bei den Groſsen in Engelland verhaſst gemacht, ward im Jahre 1447 in Verhaft genommen, und, damit seine Feinde etwa bei einer Aenderung der Umstände ihren Zweck nicht verfehlen möchten, in der Geschwindigkeit hingerichtet.

Erſter Ariſtokratenunfug in Frankreich.

Die merkwürdige Veränderung in Frankreich, die erſte, welche ſchon im achten Jahrhunderte den rechtmäßigen König, Childerich III. vom Throne ſtürzte, und die königliche Würde mit Ausſchließung aller noch vorhandenen Erben und Verwandten durch die eigenmächtige Uſurpation eines unternehmenden Mannes auf ihn und ſeine Familie brachte, hatte in einigen Umſtänden ziemlich viel Aehnlichkeit mit der heutigen franzöſiſchen Revolution, welche billig ſo viel Erſtaunen erregte. Sie ward zwar nicht zunächſt durch das Volk zu Stande gebracht, wie dieſe; ſie bewirkte auch keine Revolution in der Regierungsform, keine gegenſeitige Verfolgung der Volkspartheien, kein Blutbad, keine Anarchie; das

Volk verhielt ſich dabei leidend; Frankreich blieb eine Monarchie, wie zuvor. Aber die Umſtände, welche den Sturz des Königs veranlaßten und beförderten, waren im Grunde ebendieſelben. Es iſt merkwürdig, daß damals gerade ſo, wie jüngſt in Frankreich, der Luxus und die Verſchwendung am Hofe, die Unthätigkeit, die Schwachheit der Könige, und ihre Unfähigkeit zu regieren, die erſte Triebfeder zu einem ſolchen Entwurfe waren, und die Ausführung deſſelben erleichterten, und daß eigentlich die Großen ſelbſt jene Umſtände, wodurch das Anſehen der rechtmäßigen Könige ſinken mußte, zuerſt anlegten. Auch darin kam die gerechte Veränderung mit der gegenwärtigen franzöſiſchen Revolution überein, daß die Gewalt der Ariſtokraten und Miniſter dadurch ſank, obwohl ſie dieſelbe in einer ganz andern Abſicht ſelbſt vorbereitet und bewirket hatten.

Seit dem unternehmenden, tapfern Könige Chlodwig, welcher um die Mitte des fünften Jahrhunderts zuerſt mehrern Fürſten und Nationen einen beträchtlichen Theil ihrer Länder durch die Gewalt der Waffen entriſſen, und aus den verſchiedenen Stücken ſeines Erobe-

rungen einen anſehnlichen Staat gebildet hatte, ſtand das nun ſogenannte fränkiſche Reich lange Zeit feſt und unerſchüttert, von entfernten Nationen bewundert, von den Nachbarn gefürchtet. Einige ſeiner nächſten Nachfolger thaten zu dieſen Eroberungen noch andere hinzu, und verſchafften dem fränkiſchen Reiche ſeiner Größe und Macht wegen einen Ruhm, der ſich bis auf unſere Zeiten erhielt. Die Könige beherrſchten damals das Land nach ihren eigenen Einſichten, und durch ebendieſelben Mittel, wodurch ſie ſich ihre Macht, und ihr Anſehen erworben hatten: durch Entſchloſſenheit, Muth, Thätigkeit und Selbſthandeln erhielten ſie ſich leicht im Beſitze derſelben. Sie herrſchten ſelbſt, und kannten noch keine Abhängigkeit von den Großen.

Aber in einem ſo weitſchichtigen Staate war es nicht möglich, daß ein Regent, war er auch noch ſo einſichtsvoll und thätig, alles allein überſehen konnte. Die Nation foderte auch dieſes nicht von ihm: Man verband damals mit dem Begriffe eines Königes noch immer den Begriff eines Heerführers, und war zufrieden, wenn er das Volk gegen die Feinde anführte, und Tapferkeit und Geſchick-

lichkeit im Kriegswesen zeigte. In diesen Umständen drängte sich bald der zahlreiche Adel herbei, und bekam das in seine Hände, was eigentlich gesetzgebende Gewalt und Regierung heißet. In jeden mehr oder weniger großen Bezirk des Reiches ward ein Herzog oder Graf gesetzt, welcher denselben im Namen des Königs regierte, Ruhe und Ordnung darin zu erhalten suchte, und Recht und Gerechtigkeit pflog.

Wie jetzt die Franken aus einzelnen kriegerischen Horden Bürger eines großen, angesehenen Staates geworden waren, und eben dieser engern Verbindung wegen Landwirthschaft, Handwerke, Künste und vorzüglich der Handel immer mehr betrieben wurden, häuften sich die Bedürfnisse mit den neuen Kenntnissen, die sie von solchen Dingen erlanget hatten, und unter der Nation verbreitete sich nach und nach eine andere Lebensart. Diese Art von Kultur der Franken gieng eigentlich vom Hofe aus; trug aber noch das Gepräge der Barbarei. Sie nahm ihre Richtung bloß auf das, was einen starken Eindruck auf die äußern Sinne machet, auf Schwelgerei und Erhöhung der Pracht. In

einer ſolchen Verfaſſung, und bei einer ſolchen Denkungsart war es eine natürliche Folge, daß die Könige, die nun einmal ihren Ruhm und ihre Gröſſe in den äußerlichen Schimmer ſetzten, einen glänzenden Hofſtaat um ſich her verſammelten, um ihren Zweck zu erreichen. Bald ſah man daher einen zahlreichen Adel den Thron umringen. Durch den Glanz, der von einem ſolchen Gefolge vornehmer Hofbedienten abſtralte, dachten die Könige ihren eigenen zu erhöhen. Auch glaubten ſie, durch Hervorziehung, durch Bereicherung des Adels, und durch Erhöhung der Macht deſſelben ihn unzertrennlich feſt an ihr Intereſſe zu knüpfen, und ihre eigene Exiſtenz und ihr Anſehen dadurch zu befeſtigen. Denn bei der gegenwärtigen Verfaſſung, da die geſetzgebende Macht gröſſtentheils in die Hände der Eroberer gefallen war, befürchteten ſie immer, das wankelmüthige Volk möchte in der Erinnerung an ſeine ehemaligen wichtigen Vorrechte in der Regierung geneigt werden, ſelbige wieder an ſich zu bringen. Den Adel, dem ſie Länder, Aemter und Würden verliehen, betrachteten ſie daher als eine Vormauer, welche wenigſt

aus Dankbarkeit, oder um fernerer Vortheile willen das königliche Ansehen schützen müßte.

Allein der Erfolg zeigte bald das Gegentheil. Die Großen, welche nun einmal Ehrgeiz und Habsucht beim Besitze großer Vorrechte zum Streben nach größern entflammten, brachten es bald dahin, daß das königliche Ansehen in eben dem Maaße sank, in welchem das ihrige stieg. Besonders hoben sich die obersten Hofmeister, oder sogenannten Maiores domus unter allen übrigen Großen mächtig empor. Diese Herren waren anfänglich nur dazu bestellet, die Aufsicht über die königlichen Maierhöfe und über die Bedienten derselben zu führen. In dem Reiche befanden sich nämlich mehr als dreihundert Maierhöfe zerstreut. Diese waren die eigenen Güter der Könige; sie zogen daraus ihre Einkünfte, und lebten davon. Eine Menge Ackerleute, Schäfer, Winzer, Bäcker, Köche und Handwerksleute aller Art, welche man königliche Ministerialen und Sclaven nannte, wohnten auf diesen Maierhöfen, deren jeder ein ziemlich ansehnliches Gebiet ausmachte, und hatten bei denselben ihre bestimm-

te Verrichtung. Zu wachen, daß alle dieſe Leute ihre Schuldigkeit thun, die Ordnung unter ihnen zu erhalten, das Richteramt über ſie und über alle zu den königlichen Maierhöfen gehörigen Bezirke auszuüben, und die Aufſicht über die königliche Schatzkammer zu haben, war das Geſchäft dieſer Beamten, welche unter allen übrigen am meiſten in Ehren ſtanden.

Doch in kurzer Zeit erweiterte ſich der Wirkungskreis und das Anſehen der oberſten Hofmeiſter. Gleichwie ſie ſich meiſt durch Klugheit, Muth und Thätigkeit auszeichneten, zu welchen letztern Eigenſchaften ſie der Ehrgeiz anſpornte: ſo waren die Könige froh, Leute um ſich zu haben, welche fähig wären, die unruhigen Groſſen in den Provinzen, welche Ehrgeiz und Eiferſucht in beſtändiger Bewegung gegen einander erhielt, im Zaume zu halten. Auch überhaupt in Regierungsſachen ſtellten ſie gern die Entſchloſſenheit und den Ernſt dieſer Beamten vor ſich hin, um deſto leichter ihre eigene Trägheit oder Unfähigkeit hinter dieſem Schilde zu verbergen. Auf ſolche Art gelangten jene unvermerkt zur höchſten Gewalt in Verwaltung des ganzen

Rei-

Reiches, und machten die Könige um ſo mehr von ſich abhängig; je nothwendiger ſie denſelben geworden waren.

Eine Menge von Umſtänden traf um dieſe Zeit zuſammen, welche den oberſten Hofmeiſtern überaus günſtig waren, und ſie auch ohne ihr Zuthun gleichſam mit Gewalt zur höchſten Stufe des Anſehens hinaufſtießen. Viele Könige, denen kein anderer Vorzug als ihre Geburt ein Recht zur königlichen Würde gab, waren äußerſt ſchwache Herren ohne Verſtand, ohne Einſicht, ohne Muth und Entſchloſſenheit. Zu ohnmächtig, ſelbſt zu herrſchen, mußten ſie die Staatsverwaltung unbedingt den oberſten Hofmeiſtern überlaſſen. Andere waren noch zu jung, als ſie die Regierung antraten. Ihr unmündiges Alter nöthigte ſie, ſich und den Staat von dieſen Miniſtern, die beſtändig um ſie waren, beherrſchen zu laſſen. Beſonders viel trugen die beſtändigen Theilungen des Reiches unter die königlichen Prinzen, und die Streitigkeiten über die Erbfolge bei, die Majores Domus empor zu heben. Ereignete es ſich, daß irgend einer aus der königlichen Familie, dem ein Theil des Reiches zugefallen war, ohne

Erben mit Tod abgieng: dann bot gemeiniglich der Major Domus, wenn mehrere Prinzen vom Geblüte Anſpruch auf die Nachfolge machten, alle ſeine Intriguen und Kräfte auf, um irgend eine ihm angenehme Perſon an deſſen Stelle zu ſetzen. Mancher von den Mitwerbern bewarb ſich ſelbſt um die Gunſt und Verwendung dieſer Miniſter, weil er wohl wußte, daß ſie bei der damaligen Verfaſſung Geſchicklichkeit und Macht genug hatten, einen großen Plan durchzuſetzen. Keine Cabale, keine Beſtechung, keine Gewaltthätigkeit wurde alsdann geſparet, um die übrigen Mitwerber auszuſchließen. So erhob im Grunde der Major Domus immer nur ſich ſelbſt, indem er einen andern auf den Thron beförderte.

In ſolchen Umſtänden war es kein Wunder, wenn der Major Domus ein entſcheidendes Uebergewicht über einen König bekam, der ihm in dieſer Eigenſchaft ſeine Exiſtenz zu danken hatte. Am deutlichſten zeigten ſich dieſe Folgen ſeit dem Könige Chlotar II. Vor ihm wurden die Majores Domus, wozu man gemeiniglich Herren von guter Abkunft und großem Vermögen wählte, von den ver-

nehmſten Franken ernannt; ſie hiengen bisher ganz von dem Willen der Könige ab, und ihre Würden waren nicht erblich; aber jetzt entzogen ſie ſich der Herrſchaft der Könige, und waren ſeitdem mehr Vaſallen, als Miniſter derſelben. Als nach dem Tode des Königs Theoderich die unehelichen Kinder deſſelben Anſprüche auf ſeine Länder machten, verwandte ſich der Major Domus Warnachar aufs eifrigſte zum Beſten Chlotars, daß ſelbige ausgeſchloſſen wurden. Dafür mußte er ihm aber eidlich verſprechen, daß er ihn ſeines Amtes Zeitlebens nicht entſetzen wolle. Eben dieſer Chlotar hatte ihn auch zu dieſer Würde bloß darum erhoben, weil er ihm in der Verfolgung der berüchtigten Brunnehild hülfreiche Hand geleiſtet, und ihren Untergang gewiſſermaßen befördert hatte. So geſchah es oft, daß die Könige den Anwachs einer übermäßigen Macht ihrer Hofbedienten begünſtigten, oder ſich wenigſt leidend dabei verhielten, damit auch ſie aus Erkenntlichkeit zu ihren Verbrechen ſchwiegen, und eine ſchädliche Gährung des aufgebrachten Volkes, oder der übrigen mißvergnügten Großen verhinderten.

Chlotars Epoche war also eigentlich der Zeitpunkt, da die Gewalt der obersten Hofmeister einen festen und dauerhaften Grund erhielt. Seit dem Eide, den er seinem Minister Warnachar geleistet hatte, betrachteten sie ihre Würde als erblich. Als der austrasische Major Domus, Pipin gestorben war, führte sich sein Sohn Grimoald sogleich als sein rechtmäßiger Nachfolger auf, und unterzog sich ohne weitere Anfrage der Verwaltung des Reiches. Ein gewisser Otho versuchte es, ihm diese Würde streitig zu machen. Sogleich bediente er sich des am fränkischen Hofe so gewöhnlichen Mittels, ihn unschädlich zu machen: er ließ ihn durch den alemannischen Herzog Leutharis aus dem Wege räumen.

Auch dieser Umstand beförderte nicht wenig die ehrgeizigen Absichten dieser Minister, und ihr gewaltiges Uebergewicht im Staate, daß ihnen die Könige nun auch die Anführung des Heeres anvertrauten. Ehemals war diese ein ausschließliches Geschäft der Könige gewesen. Aber schon Chlotar schickte an seine Stelle den Major Domus Landerich gegen den König Theodorich; dieser seinen

Majer Domus Bertoald gegen Chlotar; in der Folge blieben diese Minister die Heerführer. Da ihnen nun das ganze fränkische Heer als Befehlshabern zu Gebot stand, da ihnen die Aufsicht über die königlichen Einkünfte und Schatzkammer Mittel genug an die Hand gab, sich selbiger zu ihren Absichten zu bedienen, was konnte sie bei der grossen Ohnmacht der Könige hindern, diese ganz niederzudrücken, und sich selbst zu Königen aufzuwerfen? Schon Grimoald bestrebte sich nach dem Tode des Königs Siegebert, diesen grossen Plan auszuführen. Er liess dessen jungen Prinzen Dagobert nach Irland bringen, und wollte seinen eigenen Sohn auf den Thron erheben. Allein die Austrasier spielten die Rolle der Verräther; sie lieferten ihn dem Könige Chlodwig von Neustrien und Burgund aus, der ihn hinrichten liess.

Nach dem Tode eben dieses Dagoberts gaben sich die Austrasier einen Regenten nur unter dem Titel eines Herzoges. Aber Ebroin, Majer Domus von Neustrien, welcher seine Herrschaft auch über Austrasien auszudehnen wünschte, bestrebte sich nach allen

Kräften ihnen den König Theodorich von Neuſtrien aufzudringen. Es kam darüber zu blutigen Auftritten. Der auſtraſiſche Herzog Pipin behielt endlich, nachdem es unter dem Major Domus Berthar zu einem neuen Kriege gekommen war, die Oberhand, bemächtigte ſich im Jahre 687 der Stadt Paris, des königlichen Schatzes, und des Königes ſelbſt, und nöthigte dieſen, daß er ihn zum Major Domus des ganzen fränkiſchen Reiches erklärte. Sein Sohn Karl Martel ſetzte ſich nach ſeines Vaters Tode im Jahre 714 ungeachtet der Widerſprüche der Neuſtrier mit Gewalt der Waffen in den Beſitz jenes Amtes, welches ſein Vater bekleidet hatte.

Die Macht dieſer vornehmen Hofbedienten hatte alſo jetzt beinahe keine Grenzen mehr. In der That waren ſie die Regenten; die Könige nur Maſchinen, die von ihrer Leitung abhiengen; Leute ohne Kraft und wahre Würde, blöde, ſchläfrig, unthätig und ungeſchickt, die ſich durch nichts verehrungswürdig machten, als durch den königlichen Titel. Ihre ganze Verrichtung beſtand darin, daß ſie alle Jahre auf einem mit

Ochſen beſpannten Wagen ſich zur allgemeinen Volksverſammlung, welche das Märzfeld genannt wurde, begaben, um dem Volke wenigſt einmal im Jahre zu zeigen, daß ſie noch exiſtirten. Da ſaßen ſie auf ihrem Wagen, erhaben über alle übrigen, nahmen öffentlich die Geſchenke an, die man ihnen feierlich überreichte, und ſchienen, die Angelegenheiten des Staates zu beſorgen. Im Grunde that dieſes aber der Major Domus. Dieſer verkündigte dem Volke alles, was dieſes Jahr hindurch ſollte beobachtet werden, und war es je nöthig, daß der König ſelbſt ſprach, ſo legte ihm jener zuvor alle Worte in den Mund. War dieſe Ceremonie geendiget: ſo fuhr dann der König auf eben dieſe Art wieder nach Hauſe, und überließ die Geſchäfte ſeinem Miniſter. Dieſer entwarf alle Verordnungen, ertheilte Privilegien, Freiheiten und andere Urkunden im Namen des Königes, ohne daß demſelben das geringſte von ihrem Inhalte bekannt wurde. Kamen fremde Geſandte an den Hof, um mit dem Könige über Krieg, Frieden, Bündniſſe oder andere Angelegenheiten ihrer Staaten zu ſprechen: dann ſetzte ſich dieſer auf einen erh-

benen Thron, hörte ſie auf demſelben an, und gab ſich das Anſehen eines Regenten. Aber die Antwort, welche er ertheilte, war allemal von Wort zu Wort gerade diejenige, welche ihm der Miniſter zu geben gelehret, oder ihm wohl gar befohlen hatte. Uebrigens that dieſe königliche Puppe nichts von allem, was je auf die Verwaltung des Staates die geringſte Beziehung hatte, und genoß außer dem leeren Titel eines Königs, und einem gleichſam erbettelten Lebensunterhalt, den ihm der Major Domus nach ſeinem Gutdünken, je nachdem er mehr oder weniger großmüthig war, mehr oder weniger ſparſam reichte, kein anders Eigenthum, als einen einzigen Maierhof, welcher ziemlich geringe Einkünfte abwarf. In dieſem hatte der König ein Haus, und aus demſelben einige wenige Leute, die ihn bedienten. Denn die übrigen Maierhöfe hatten die Majores Domus alle ſelbſt an ſich gezogen, und bedienten ſich derſelben zur Vergrößerung ihrer Macht, gleichſam als ihres Eigenthumes. Die Könige überließen ſich übrigens ganz dem Müſſiggange und der Weichlichkeit, und brachten ihre ganze Zeit entweder auf der Jagd, oder bei Schmauß

und Trunk, oder in den Armen ihrer Maitreſſen zu.

Den oberſten Hofmeiſtern war es lieb, daß die Könige durch eine ſolche Lebensart ſich ſelbſt herabwürdigten. Denn ſie ſahen wohl ein, daß dieſelben durch ihre Schwäche und Unfähigkeit ungemein viel von der Achtung bei den Großen und bei dem Volke verlieren mußten, und daß die Verachtung, in welche die Könige dadurch verfielen, keine andere, als eine ſehr erwünſchte Wirkung in Rückſicht auf ihre eigene Vergrößerung haben könne. Sie beſtrebten ſich daher ſelbſt aus allen Kräften, die Könige an dieſe Unthätigkeit zu gewöhnen. Da ihnen als oberſten Hofmeiſtern ohnehin die Pflicht vornehmlich oblag, die Hausdiſciplin bei Hofe, und folglich auch die Erziehung der königlichen Prinzen zu beſorgen: ſo gab ihnen dieſes eine erwünſchte Gelegenheit, dem natürlichen Hange junger Leute zur Trägheit Nahrung zu verſchaffen, und ihnen Neigung zu Ergötzlichkeit und zur Wohlluſt und Weichlichkeit einzuflößen. Sorgfältig entfernten ſie jeden Gegenſtand, welcher die Prinzen auf ernſthafte Dinge hätte aufmerk-

ſam machen; oder in ihnen die Neigung zum Nachdenken, und zur würdigen Beſchäftigung hätte aufwecken können. Und damit ja ein ſolcher Trieb, ſelbſt zu denken, und ſelbſt zu herrſchen, nie in ihnen erwachen möchte, hüteten ſich die Hofmeiſter fleißig, ihnen einen angemeſſenen Unterricht zu ertheilen, oder je nur die geringſte Kenntniß von Staatsſachen beizubringen; ſie erhielten ſelbige vielmehr abſichtlich in der gröſsten Unwiſſenheit. Die Könige ſanken auch bald tief genug in Blödſinn und Trägheit des Geiſtes, um es nicht einmal zu merken, daß ihnen ihre Miniſter, indem ſie ihren Leidenſchaften ſchmeichelten, und ihre wohllüſtige Lebensart auf alle Weiſe beförderten, den Untergang liſtig bereiteten. Ohne den geringſten Widerwillen lieſsen jene ihre Miniſter nach Willkühr handeln; denn eines Theils liebten ſie Ruhe und Vergnügen zu ſehr, um ſich je in verdrüſsliche Geſchäfte zu mengen; andern Theils aber fühlten ſie ſelbſt ihre Unvermögenheit, und ſahen ein, daß ſie nicht in Stande ſeien, zu regieren. Aber die wichtige Bemerkung, daß gerade die Ariſtokraten ſelbſt, denen ſie ſo vielen Dank ſchuldig zu ſeyn glaubten, ſie durch böſe Ränke

abſichtlich zur Regierung untauglich gemacht hatten, entgieng ihnen.

In einer ſolcher Verfaßung bedurfte es nur eines kühnen, unternehmenden Mannes, um den König für immer von ſeiner Würde auszuſchließen, und den Maior Domus zum Herrn zu erheben. Schon dem Major Domus Karl Martel ſtand es frei, ſich, wenn er nur wollte, zum König aufzuwerfen. Im Grunde hatten auch er und ſeine Vorfahren ſchon lange königliche Gewalt ausgeübt; nur der königliche Titel hatte ihnen noch gefehlt. Als ſein König mit Tode abgieng, ſetzte er die Regierung fort, ohne daß er, oder das Volk den Mangel eines Königes fühlten. Er hätte nun ſogleich die höchſte Gewalt im Staate ſammt dem höchſten Range für immer behalten können; allein er nahm den königlichen Titel nicht an.

Die Ausführung dieſes großen Planes, den allerdings Karl Martel ſchon entworfen hatte, war deſſen Sohne, dem Major Domus Pipin vorbehalten. Dieſer hatte nach ſeines Vaters Tode das Reich mit ſeinem Bruder Karlmann getheilet, oder beide beherrſchten vielmehr das Reich gemeinſchaft-

lich. Karlmann zeichnete ſich bald während ſeiner Herrſchaft durch Tapferkeit im Kriege, und durch Geſchicklichkeit in Staatsgeſchäften zu ſeinem Vortheil aus. Allein von einer ſtarken Neigung zu einer gottſeligen Lebensart ergriffen, wie man ſich wenigſtens damals dieſelbe dachte, that er auf ſeine Würde und Macht Verzicht, begab ſich nach Rom, legte dort nach dem Geſchmacke ſelbiger Zeit ſeine weltlichen Kleider ab, vertauſchte ſie mit den Ordenshabit, und wurde ein Benediktinermönch auf dem Berge zu Caſſino.

Pipin ſtand jetzt allein an der Spitze der ganzen fränkiſchen Monarchie. Childerich III. der unter ſeiner Regierung mit dem königlichen Titel prangte, war, wie ſeine Verfahren ein Weichling, den Weibern und der Schwelgerei ergeben, eine unnütze Laſt im Staate. Das Volk war bereits gewohnt, ſich von den oberſten Hofmeiſtern beherrſchen zu laſſen. Es ſahe wohl ein, und fühlte es gleichſam, daß das Reich ohne ſie ſchon längſt in Verfall gerathen wäre. Sie genoſſen eben darum die beinahe allgemeine Zuneigung und Achtung des Volkes. Alle dieſe Umſtände waren keine geringe Aufmunterung für den

Maior Domus, endlich einmal einen entſcheidenden Streich zu wagen. Pipin hatte überdieß noch andere Verdienſte, die ihm Bewunderung und Hochachtung erworben hatten. Seine rühmlichen Thaten im Kriege zeigten ihn der Nation, ſo wie ſeine Geſchicklichkeit in der Staatsverwaltung, in dem vortheilhafteſten Lichte. Die Aquitanier und Alemannier hatten ſich gegen die bisherige Miniſterialherrſchaft aufgelehnet. Pipin zog gegen ſie zu Feld, und brachte ſie zum Gehorſame zurück. Er hatte ſich überdieß die Sachſen unterworfen, den Herzog Odilo beſiegt, Theodobalden in die Flucht geſchlagen, und die Baiern gezwungen, um Frieden zu bitten. Ein Mann von ſo ausgezeichneter Fähigkeit mußte nothwendig, beſonders in Vergleichung mit dem trägen, unfähigen Childerich der Gegenſtand des allgemeinen Zutrauens werden; er verdiente es, daß ihm die Nation gehorchte. Zu dieſen Umſtänden, welche dem Maior Domus in ſeinem Streben nach der königlichen Würde zu ſtatten kamen, geſellte ſich noch ein anderer. Ein ſo kühner, unternehmender, tapferer Mann hatte ſich bei der ganzen Nation furcht-

bar gemacht. Der Ausgang aller seiner Unternehmungen zeugte sichtbar von seiner grossen Ueberlegenheit; sich seinen Absichten zu widersetzen durfte man beinahe ohne Gefahr nicht wagen.

Alles dessen ungeachtet war es so leicht nicht, diesen Plan sogleich auszuführen. Eben dasselbe Volk, welches seine Talente bewunderte, und ihn seiner Macht wegen gewissermaßen fürchtete, mußte er im Gegentheile selbst fürchten. Dasselbe betrachtete nun einmal den König Childerich als rechtmäßigen Besitzer der Krone. Ungeachtet der Schwäche und Schläfrigkeit, welche die Könige eine geraume Zeit her gezeigt hatten, behielt es doch seine Anhänglichkeit an dieselben noch bei, und war, wie dieses bei Völkern sehr oft der Fall ist, seinem alten Fürstenstamme vom ganzen Herzen ergeben. Bei einer solchen Stimmung war es bedenklich, dem Könige Childerich die Krone ohne hinlängliche Vorbereitung entreißen zu wollen. Wie leicht konnte das Volk gegen ein solches Unternehmen, als gegen eine Ungerechtigkeit, aufgebracht werden, und in der Raserei einen außerordentlichen Schritt thun? Ueberdieß

mußte Pipin die Eiferſucht der übrigen Großen fürchten. Viele waren ihm an Herkommen und Ahnenruhme gleich. Klugheit, Geſchicklichkeit, Tapferkeit wieſen ihnen einen verdienten Platz neben ihm an. Vielen mangelte es an keiner von jenen Eigenſchaften, welche zur Verwaltung der Geſchäfte im Kriege oder in Friedenszeiten erfodert wurden. Konnte Pipin glauben, daß ihn ſeine Verdienſte zur Beſteigung des Thrones berechtigen, ſo gab dieſen ihr eben ſo großes Verdienſt einen gleich gerechten Anſpruch auf eben dieſelbe. Mußte er nicht befürchten, ſie würden ſich ſeinen Abſichten entgegenſtemmen, oder, wenn er ſich dennoch mit Hintanſetzung aller übrigen eigenmächtig emporhöbe, einen allgemeinen Aufſtand gegen den Deſpoten erregen, und ihre Beleidigung mit dem Schwerd in der Hand rächen?

Es foderte Zeit, und feine politiſche Maaßregeln, um dieſen möglichen Folgen auszuweichen. Zuerſt wandte ſich Pipin an die Geiſtlichkeit, und ſuchte ſie zu gewinnen. Es war ihm wohl bekannt, wie groß der Einfluß derſelben auf das Volk ſei. War nur einmal jene auf ſeiner Seite, ſo konnte er ver-

ſichert ſeyn, daß ihm auch der Pöbel feſt anhängen, und daß er von demſelben, er möchte unternehmen, was er wollte, nichts zu befürchten haben würde. Die Feſſel, womit die Kleriſei das Volk an ſich hält, ſind ungemein ſtark. Da dieſes die Geiſtlichen als die Vertrauten der Gottheit betrachtet, in deren Macht es ſteht, den Menſchen Verzeihung der Sünden, und ewige Seligkeit zu verſchaffen: ſo hat es ein unbedingtes Zutrauen zu ihnen, betrachtet ſie gleichſam als eine irdiſche Gottheit mit der größten Ehrfurcht, und leiſtet ihnen einen blinden Gehorſam. Nichts iſt ſo abentheuerlich, was es ihnen nicht auf ihr Wort glaubet, nichts ſo widerſinnig, wozu es ſich nicht durch ſie bewegen läßt. Laſter werden auf ihre Vorſtellungen Tugenden, Verbrechen Verdienſte.

Karl Martel hatte die Geiſtlichkeit eben nicht ſehr geſchonet. Er und ſeine Söhne hatten den Kirchen und Klöſtern vieles von ihren Gütern entriſſen, und ſelbige den Soldaten oder Vaſallen zur Belohnung für ihre Kriegsdienſte verliehen. Dieſes Verfahren erregte, wie leicht zu erachten war, das allgemeine Mißvergnügen der Prieſter und Mönche.

Sie

Sie murrten heimlich und öffentlich. Dem Maier Domus Pipin blieb dieſe Unzufriedenheit nicht unbemerkt. Er wußte ſie ſogleich zu ſeinem Vortheile zu benützen, und ſuchte ſich den Klerus durch beſcheidene Nachgiebigkeit in dieſem Punkte zu gewinnen. In dieſer Abſicht veranſtaltete er im Jahre 744 eine Kirchenverſammlung zu Soiſſons, und zeigte ſich bey derſelben eifrig entſchloſſen, den Punkt wegen der Güter, die der Geiſtlichkeit zuvor waren entriſſen worden, zu berichtigen, und ihren Beſchwerden abzuhelfen. Eine vollkommene Zurückgabe derſelben konnte zwar nicht bewirket werden; die anweſenden Biſchöfe ſahen ſelbſt die Unmöglichkeit ein; aber Pipin wußte doch einen klugen Mittelweg einzuſchlagen, und ſie dadurch zufrieden zu ſtellen. Er traf mit ihnen einen Vergleich, daß diejenigen Laien, denen in Anſehung ihrer erſprießlichen Dienſte in den anhaltenden Kriegen gegen nicht chriſtliche Völker Kirchengüter ertheilet worden, eben darum, weil ſie ſelbige aus dieſer Urſache erhielten, ſo viel davon, als die Kirchen und Klöſter entbehren könnten, gegen einen jährlichen Zins behalten möchten.

Groß war nun der Gewinn eben nicht, den die Geiſtlichkeit durch dieſen Vergleich erhielt; aber ſie fühlte ſich doch dadurch in ihrer Beſchwerde erleichtert, und auch die geringſte Erleichterung und Gefälligkeit ſchien ſchon eine Wohlthat zu ſeyn. Sie flößte wenigſt den Geiſtlichen eine vortheilhafte Idee von Pipins Nachgiebigkeit und Güte ein, von welcher ſie ſich für die Zukunft immer etwas mehrers verſprechen konnten.

Pipin hingegen konnte mit Recht von dieſer Gefälligkeit weit größere Vortheile erwarten. Er wußte, daß man von der Kleriſei alles erhalten kann, wenn man ihren Vortheil befördert. Die Erfahrung bewies, daß ſchon oft die größten Böſewichter, die ſich mit den Prieſtern auf eine gute Art abfanden, ungeſtraft und ohne Vorwurf die ſchwärzeſten Verbrechen begehen konnten. Nach dem Maaße ihrer Freigebigkeit wurden ſie von ihnen als gute, oder als die beſten Chriſten überall angeprieſen; da hingegen diejenigen, die ihnen an ihren fetten Wanſt griffen, oder auf irgend eine Art Abbruch thaten, als die laſterhafteſten Menſchen, und als die abſcheulichſten Freigeiſter von ihnen verſchrien wurden. Denn

nur gar zu gern vermengen ſie ihr zeitliches Intereſſe mit der Sache Gottes, und wer ihrem Ehrgeitze, oder ihrer Bereicherungsſucht im Wege ſteht, iſt ihnen ein Feind der Religion. Wer hingegen jene befördert, der heißt bei ihnen ein tugendhafter Mann, ein Freund Gottes, den preiſen und empfehlen ſie überall; für ihn wagen ſie alles; auf alle mögliche Weiſe befördern ſie ſeine Abſichten.

Dieſe allgemeine Erfahrung flößte den Maior Domus viel Zuverſicht ein. Er beſtach gewiſſermaßen die Geiſtlichkeit, ſie, die ſich von jeher ſo gern beſtechen ließ, damit ſie ihm in ſeinem Vorhaben nicht entgegen ſei, damit ſie das Volk und die Groſſen nicht gegen ihn aufbringe, ſondern ihn wohl gar durch ihr Anſehen in ſeinem Unternehmen unterſtützen möge. Er betrog ſich auch nicht in ſeiner Rechnung. Die hohen und niedern Geiſtlichen ſprachen ſeitdem überall mit groſſem Lobe von ihm, prieſen bei jeder Gelegenheit ſeine Fähigkeit und Verdienſte, und die Biſchöfe ſchwiegen in der Folge, als er ſein Vorhaben wirklich auszuführen im Begriffe war, und ſtanden ihm zur Beförderung deſſelben öffentlich mit ihrem Anſehen bei.

Er ſelbſt unterließ auch nichts, wodurch er ſich bei dem Volke und den Großen immer mehr beliebt machen konnte. Durch kluges Benehmen in der Regierung, durch nützliche Anſtalten, durch Gerechtigkeit, Güte und Leutſeligkeit erwarb er ſich die Gunſt des Volkes. Den Adel machte er ſich durch Geſchenke, Belohnungen und ehrenvolle Auszeichnungen verbindlich. So wuchs dann das Wohlwollen gegen ihn, und mit demſelben ſein Anſehen beinahe mit jedem Tage.

Jezt glaubte er, wäre es Zeit, einen nähern Schritt zu thun. Er that ihn, und trat ſeines großen Entwurfes wegen in Unterhandlungen mit dem Pabſte. Würde dieſer, dachte er, ſeine Einwilligung zur Ausführung derſelben geben: ſo könnte ihn nichts daran hindern; das Volk und die Großen würden ſeinen Ausſpruch ehren; ohne Schwierigkeit würden ſie ihn als rechtmäßigen König erkennen. Damals war es ſchon ſo Sitte, daß man den Pabſt allgemein als ein Orakel betrachtete. Da es den Päbſten nach und nach gelungen war, einen ungemein hohen Begriff von ihrer Würde und Macht überall zu verbreiten: ſo fieng man an zu glauben, ohne

ihr Wiſſen und ihre Einwilligung könne oder dürfe man nichts wichtiges unternehmen. Häufig wandte man ſich aus dieſer Urſache in wichtigen oder ſchweren Angelegenheiten, ſie mochten geiſtliche oder weltliche Dinge betreffen, nach Rom, und erſuchte den Pabſt um ſeinen Rath, oder erbat ſich von ihm einen Ausſpruch. Einem Manne, der ſich als der Vorſteher der ganzen Chriſtenheit aufführte, und ſich ein allgemeines Richteramt in der Kirche anmaßte, traute man nichts anders, als Weisheit, Gerechtigkeitsliebe und Heiligkeit zu, und man glaubte, ein Ausſpruch, der aus ſeinem Munde komme, könne unmöglich unvernünftig oder ungerecht ſeyn. Bei der damals in Franken und Deutſchland allgemein herrſchenden Barbarei und Unwiſſenheit war es wohl kein Wunder, daß man ſolchen Gedanken, die den Menſchen ohnehin durch geheime römiſche Künſte abſichtlich eingeprägt wurden; Gehör gab; noch weniger war es auffallend, daß Hohe und Niedere zu einer Zeit, da ſie aller eigenen Kenntniß und Wiſſenſchaft gänzlich beraubt waren, in ihren Angelegenheiten ihre Zuflucht zu einer Perſon nahmen, welcher ſie Einſicht und Billigkeit

zutrauten. Diese Neigung, sich zu Rom in allen wichtigen Fällen Raths zu erholen, hatte besonders der heilige Bonifacius bei den Franken sehr lebhaft erwecket. Dieser englische Mönch, welcher eigentlich Winfried hieß, war ein ungemein großer Verehrer des römischen Stuhles. Da ihn sein Religionseifer zu dem Entschlusse brachte, einige deutsche Völker, welche damals dem Heidenthume noch ergeben waren, zu bekehren: ließ er sich von dem Pabste dazu bevollmächtigen, und versprach ihm, dessen Ansehen nach seinen Kräften überall geltend zu machen. In Franken, wo er verschiedene kirchliche Einrichtungen traf, machte er sich zum vorzüglichsten Geschäfte, den Großen und dem Volke Hochachtung und Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl einzuflößen. Man wurde also immer mehr daran gewöhnt, jede Sache von Bedeutung dem Ausspruche des Pabstes zu unterwerfen, und seiner Erklärung oder Entscheidung mit unbedingter Ehrerbietung Folge zu leisten.

Pipin, der diese Denkungsart und Umstände wohl kannte, wandte sich zuerst an Bonifacius, um an demselben einen Fürspre-

cher bei dem Pabſte zu haben. Er verfehlte auch da ſeinen Zweck nicht. Der Major Domus hatte ſich bisher gütig und gerecht gegen den Klerus bezeigt; dadurch hatte er ſich die Hochachtung und Zuneigung dieſes eifrigen Freundes der Geiſtlichkeit erworben. Bonifacius bezeugte ſich gern gefällig gegen einen Großen, von dem ſich die Kirche, ſeiner Meinung nach, in Zukunft noch vieles verſprechen könnte; er unterzog ſich gern dem Geſchäfte, der Sache des Major Domus durch Empfehlung und thätige Mitwirkung einen Vorſchub zu geben. Höchſt wahrſcheinlich ſchickte er den Prieſter Lullus in dieſer Abſicht an den Pabſt Zacharias ab, um dieſe Angelegenheit vorläufig einzuleiten. Es iſt nicht bekannt, worin der Vortrag, den dieſer Prieſter zu Rom thun mußte, eigentlich beſtanden habe, noch, wie weit die Unterhandlungen eigentlich gekommen ſeien. Aber wahrſcheinlich hatte er eine gute Aufnahme bei dem Pabſte gefunden, und alles zum Vortheile Pipins ziemlich erwünſcht vorbereitet.

So bald Lullus von Rom zurückgekommen war, fuhr Pipin fort, durch un-

here Schritte zu ſeinem Ziele zu eilen. Feſt entſchloſſen, den rechtmäßigen König Childerich III. vom Throne zu ſtoßen, und ſich ſelbſt an deſſen Platz zu ſetzen, ſchickte er zween Geſandte nach Rom, daß ſie des Pabſtes Ausſpruch über dieſes Vorhaben einholen ſollten. Der eine war Burkard, Biſchof zu Würzburg, der andere Fulrad, oberſter Hofkapellan, ſonſt auch Erzprieſter von Frankreich genannt, und erſt ſeit dem Jahre 715 Abt zu St. Dionyſius. Beide waren den Major Domus aufrichtig ergeben, und vollzogen ihren Auftrag mit warmer Theilnahme. Pipin ließ durch ſie bei dem Pabſte anfragen: ob wohl derjenige, welcher zwar mit dem Titel eines Königes prange, übrigens aber, unfähig zu regieren, in Wollust und Weichlichkeit müßig zu Hauſe ſitze, oder derjenige, welcher die ganze Laſt der Geſchäfte auf ſich habe, und eigentlich regiere, wirklich König zu ſeyn verdiene?

Der Pabſt antwortete: allerdings verdiene derjenige König zu ſeyn, welcher nicht bloß den Titel eines Königes führet, ſondern wirklich königliche Gewalt ausübet, und, mit Einſicht und Thätigkeit ausgerüſtet, die ſchwere

Würde der Regierungssorgen in der That trägt. Mit dieser Antwort entließ er Pipins Gesandte.

Hätte damals mit Pipin zugleich irgend ein anderer mächtiger Herr nach der fränkischen Krone gestrebt, so daß es zweifelhaft gewesen wäre, welcher aus beiden die Oberhand behalten werde: der Pabst würde sich ohne Zweifel bescheiden zurückgezogen, und, um nicht den einen oder den andern sich zum Feinde zu machen, keinen entscheidenden Ausspruch gethan haben. Aber jetzt, da Pipin allein um den Thron warb, der König unmächtig war, und jener die Gunst des Volkes und der Großen für sich hatte: sprach er ohne Bedenken dem Major Domus das Wort. Er hatte dadurch nichts zu befürchten; er hoffte vielmehr durch seine Aeußerung viel zu gewinnen; denn er befand sich damals eben in Umständen, die ihm fremde Hülfe höchst nöthig machten. Die Longobarden, eine Nation, die sich seit geraumer Zeit in einem Theile Italiens festgesetzt hatte, und von einem unbändigen Eroberungsgeist beseelet war, brannten von Begierde, den Griechischen Kaisern das Wenige, was sie noch in Italien besaßen, zu entreißen.

Unter einem gesuchten Vorwande drangen sie in das römische Gebiet ein, und griffen immer weiter um sich. Eine der vornehmsten Veranlassungen, warum sie die Feindseligkeiten fortsetzten, war diese, daß die Römer dem Herzoge von Spoleto, der sich unabhängig zu machen gesucht hatte, in ihrer Stadt Aufenthalt und Schutz gaben. Der König foderte von den Römern seine Auslieferung, und sie verweigerten selbige. Erbittert gieng er also auf Rom selbst los, und nahm unterwegs verschiedene Städte weg, welche zum römischen Gebiete gehörten. Dieses geschah schon unter Karl Martel. Die wenigen Güter der römischen Kirche standen in der größten Gefahr; die Stadt Rom ward von den Feinden mit einer gewaltsamen Einnahme bedrohet. In diesem Gedränge wandte sich der bekümmerte Pabst an die Franken, und bat dringend, die Kirche des heiligen Petrus zu retten. Allein Karl Martel hatte nicht Lust, mit den Longobarden zu brechen, welche ihm erst vor Kurzem in seinem Kriege gegen die Saracenen einen so wichtigen Beistand geleistet hatten. Zum Glücke wandte der Pabst Zacharias das Ungewitter durch eine ver-

ſöhnliche Unterredung mit dem Könige auf einige Zeit noch ab. Aber dieſer Friede hatte keinen feſten Grund. Die Longobarden waren eine kriegeriſche Nation; ihre Eroberungsſucht war bekannt; wirklich machten ſie Miene, aufs Neue loszubrechen, und der Herrſchaft der griechiſchen Kaiſer in Italien für immer ein Ende zu machen. In dieſer Lage ſchien es dem Pabſte, der bei ſolchen Auftritten nur auf ſeine eigene Sache ſah, nur Gefahr für die römiſche Kirche befürchtete, höchſt nöthig ſich eines mächtigen Beiſtandes zum voraus zu verſichern. Und wer konnte wohl ſeinen Wunſch mit mehr Nachdrucke befriedigen, als die Franken? Von dem ohnmächtigen Könige Childerich konnte er ſich zwar keine wirkſame Unterſtützung verſprechen. Aber wenn er ſich den Major Domus durch einen günſtigen Ausſpruch verbindlich machte, konnte er ſicher darauf rechnen. In dieſer Abſicht gab er daher auf die ihm vorgelegte Frage eine Antwort, wie ſie Pipin wünſchte. Dieſer hatte dieſelbe zum voraus erwartet; denn es war ihm wohlbekannt, daß der Pabſt eines Beiſtandes gegen die Longobarden bedürfte. So kam alſo Pipins Verhaben

ohne viel Schwierigkeit der erwünſchten Ausführung nahe.

Kaum war dieſe erfreuliche Nachricht aus Rom angekommen, als Pipin unverzüglich die Großen zu einem Reichstage nach Seiſſons berief. Zuvor hatte er kein Mittel unverſucht gelaſſen, ſich das Volk immer mehr anhänglich, und immer mehrere Freunde unter den Großen zu machen. Jetzt da der Pabſt ſo ſehr zu ſeinem Vortheile geſprochen hätte, verſäumte er nicht, die Nachricht davon unter der Hand überall ausbreiten zu laſſen. Sie that auch auf die Gemüther diejenige Wirkung, welche er dadurch zu erzielen geſuchet hatte. Die uneingeſchränkte Hochachtung der Franken gegen den römiſchen Stuhl ſiegte über ihre bekannte Anhänglichkeit an ihren alten Fürſtenſtamm. Ihr übertrieben hoher Begriff, den ſie von der Heiligkeit, und beinahe von einer Unfehlbarkeit des Pabſtes hatten, räumte auf einmal alle Bedenklichkeit weg, die ſie etwa hätte hindern können, dem Antrage Pipins Gehör zu geben. Durchdrungen von Ehrfurcht gegen den römiſchen Stuhl wagte es niemand, ſich je nur den Gedanken beifallen zu laſſen, daß dasjenige, was der Pabſt für

billig und gut erklärte, unbillig seyn könne; sie glaubten, sie würden eine Sünde begehen, wenn sie nicht seinen Ausspruch pünktlich befolgten. So war alles gestimmet, als die Großen sich im Jahre 752 zu Soissons versammelten.

Auf dem Reichstage daselbst schritt man nun gleich zur Sache selbst. Der Staat, sagten diejenigen, welche das Wort führten, befinde sich gegenwärtig, und schon seit langer Zeit in einer solchen Lage, daß eine Veränderung in der Regierung unumgänglich nothwendig sei. Die Könige seien bisher unwissend, träge, äußerst nachläßig, und des königlichen Titels schlechterdings nicht würdig gewesen. Einzig und allein der Schwelgerei und Wohllust ergeben, hätten sie auf nichts gesehen, als auf Ergötzlichkeiten, auf ihre Bequemlichkeit und Ruhe. Die entnervten Weichlinge, die sich ganz dem Müssiggange überlassen, seien in Wahrheit eine unnütze Last im Staate gewesen, und hätten den Schweiß der Nation unwürdig verzehret. Nie hätten sie sich um ein ernstliches Geschäft angenommen; nie seien sie für die Wohlfahrt des Reiches besorgt gewesen; stets habe ein anderer sie ersetzen, und

das an ihrer Stelle verrichten müſſen, wozu ihre Pflicht ſie ſelbſt verbunden hätte. Und doch hätten ſie am Ende unverdient die Ehre, und das Anſehen, und die Achtung des Volkes davon getragen, gleich als wenn ſie wirklich regiert hätten. Es ſei unverantwortlich, ſeine Pflichten ſo ganz aus den Augen zu ſetzen, wie es die Könige bisher gethan. Wäre es bei der großen Wachſamkeit der oberſten Hofmeiſter möglich geweſen, die Macht des fränkiſchen Reiches merklich zu ſchwächen, oder daſſelbe gar zu Grund zu richten: durch die ſchlechte Regierung, oder vielmehr durch die Nachläſſigkeit der Könige, welche gar nicht regierten, würde es gewiß geſchehen ſeyn. Alles Unheil, womit der Staat ſeit einiger Zeit heimgeſucht werden, ſei ja bekanntlich aus dieſer Quelle gefloſſen. Alle innere Zerrüttungen, alle Stöſſe, welche das Reich von auſſen durch Feinde erlitten, ſeien der Schläfrigkeit und Unfähigkeit der Könige zuzuſchreiben. Weil es ihnen ihres Charakters wegen an Anſehen und Macht gefehlet habe, weil ſie nicht im Stande geweſen ſeien, irgend einem Verſuche, Einſicht, Entſchloſſenheit und männlichen Ernſt entgegen zu ſetzen, habe

ein jeder, Ausländer und Inländer, ſich die Freiheit herausgenommen, den Staat zu beunruhigen. Weil niemand eine Strafe, oder ein ernſtliches Einſehen zu befürchten gehabt, habe jeder gethan, was ihm beliebt. Dadurch ſei jenes ehemals ſo ſehr bewunderte und gefürchtete fränkiſche Reich in Verachtung vom Auslande, und von innen beinahe in eine unrühmliche Schwäche verfallen. Ob es dann räthlich ſei, daſſelbe länger in dieſem Zuſtande, und der Gefahr eines gänzlichen Unterganges ausgeſetzet zu laſſen? Ob es dann nicht beſſer ſei, die königliche Würde einem einſichtsvollen, thätigen, wirklich arbeitenden Manne zu übertragen? Pipins und ſeiner Vorfahren Verdienſte um das Reich ſeien ja bekannt genug. Die Majores Domus hätten ja den Franken Wohlthaten erwieſen, wofür dieſelben nicht genug danken könnten. Ihnen gebühre der Ruhm, daß ſie jede innere Unruhe geſtillet, und auswärtige Feinde im Zaume gehalten haben; ihnen allein habe man die Sicherheit, und das Daſein des Reiches in jenem Zuſtande, in welchem es ſich wirklich befinde, zu danken. Wer dann die Gerichte beſtellet, die Gerechtigkeit gepflogen, weiſe Geſetze gegeben,

Ruhe und Ordnung erhalten hätte, wenn die Majores Domus nicht für das Beste des Staates gesorgt hätten? Wer dann ohne sie alle Staatsgeschäfte geleitet, wer das gute Vernehmen mit auswärtigen Nationen erhalten, oder, wenn es unterbrochen war, wieder hergestellet, nützliche Bündnisse errichtet, und im Friede und im Kriege den Gang der Dinge geordnet hätte? Pipin insonderheit habe sich um das fränkische Reich auf eine ausgezeichnete Weise verdient gemacht. Ihm gebühre der Dank, daß er die gefährlichen Bewegungen der aufrührischen Aquitanier und Alemanier gestillet, die Sachsen und Baien zum Gehorsam gebracht, dem Unrechte gesteuert, Bedrückungen aufgehoben, und durch Gerechtigkeit, Klugheit und Tapferkeit den Wohlstand des Reiches befördert habe.

Nachdem man die Gemüther der Anwesenden durch diese und ähnliche Vorstellungen vorbereitet und in Hitze gebracht hatte, gieng man endlich näher zum Zwecke, und that die Frage: ob es nicht billig sei, den untauglichen König Childerich abzusetzen, und das Haupt des Major Domus Pipin mit dessen Krone zu schmücken? Zugleich leate

man der Verſammlung den Ausſpruch des Pabſtes vor, welcher erkläret hatte, allerdings ſei es billig, daß derjenige wahrer König ſei und heiße, welcher die Regierung thätig beſorgt, und die Laſt der Geſchäfte trägt. Einige von der Verſammlung waren zuvor noch unentſchloſſen geweſen, was ſie in dieſer Sache thun, oder welcher Meinung ſie beitreten ſollten. Eines Theiles waren ſie der alten königlichen Familie im Herzen zugethan, und wollten an derſelben nicht zu Verräthern werden; andern Theiles ſcheuten ſie ſich, durch die Abſetzung Childerichs, welchen ſie doch immer als den rechtmäßigen König betrachteten, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Ihr Gewiſſen ſtellte ihnen eine ſolche Handlung als ein pflichtwidriges Verbrechen vor. Aber der Ausſpruch des Pabſtes beruhigte daſſelbe. Von dem allgemeinen Vorurtheile angeſtecket, daß unmöglich dasjenige unrecht ſeyn könne, was der Pabſt gutheiße, ſtimmten ſie alſo in die Meinung der übrigen, und ſo wurde dann die Abſetzung des Königes, und die Erhebung des Major Domus an deſſen Stelle allgemein beſchloſſen.

Das Urtheil wurde auch gleich darauf vollzogen. Dem unglücklichen Childerich wurde es vermuthlich gar nicht einmal bekannt, was die Aristokraten auf dem Reichstage vornahmen; denn Pipin besaß Geschicklichkeit genug, alles geheim zu halten. Hätte jener aber auch von dem, was man mit ihm vorhabe, Nachricht erhalten; so würde er es doch nicht haben hindern können. Er war zu ohnmächtig, sich zu behaupten, zu sehr aller Hülfsmittel beraubt, um sich widersetzen zu können. Ungehindert führte man ihn also vor die Versammlung, erklärte ihn seiner Trägheit und Unfähigkeit wegen der Regierung verlustig, beraubte ihn des königlichen Schmuckes, schnitt ihm die Haare ab, welches bei den Franken allemal das Zeichen der Niedrigkeit des Standes war, und schickte ihn in das Kloster Sithieu, wo er die übrigen Tage seines Lebens als Privatmann und Mönch einsam zubringen mußte. Seinem Sohne Dietrich widerfuhr eben dasselbe Schicksal. Man steckte ihn in das Kloster Fontenelle in der Normandie; dort mußte derselbe in niedriger Dunkelheit sein Leben beschließen. Was sonst von der königlichen Familie noch

übrig war, durfte ſich ohnehin nicht mehr regen.

Auf ſolche Art wurde der alte Königsſtamm der Merovinger, welche von dem fränkiſchen Könige oder Herzoge Meroveus, einem Sohne des Königs Klodio II. abſtammten, und bereits über 300 Jahre regiert hatten, durch eine ſchändliche Kabale herrſchſüchtiger Ariſtokraten erſt verächtlich gemacht, und, nachdem ihnen die Schwäche derſelben das Uebergewicht über ſie verſchaffet hatte, endlich gar vom Throne geſtürzt. Daß Pipin ſich über einen ſo unwürdigen König, der gar keine Thätigkeit, keine Klugheit, keinen Verſtand beſeſſen, emporgeſchwungen, war ihm wohl nicht ſehr zu verdenken, wenn er je dieſes that, um das Volk durch ſeine Regierung glücklicher zu machen, und dem Staate einen größern Wohlſtand zu geben. Aber dieſes war ihm und ſeinen Vorfahren gewiß zur Laſt zu legen, daß ſie ſelbſt die Könige abſichtlich zu ſo trägen Weichlingen herabgeſtimmet, ihrem Charakter ſelbſt eine ſo verächtliche Richtung gegeben, und am Ende ihnen dieſe Weichlichkeit und Trägheit vorge-

werfen, und auf dieſelbe den Sturz der Merovinger gegründet hatten.

Leider giebt dieſe Geſchichte ein traurig warnendes Beiſpiel für Fürſten und Könige, daß ihre Miniſter und Höflinge ſehr oft nur ſo lange ihre Freunde ſind, und für die Erhaltung der Macht und des Anſehens derſelben eifern, als ihre eigene Macht und ihr eigenes Anſehen dadurch ſteiget; daß es gemeiniglich nur der Ehrgeiz iſt, welcher ſie in Thätigkeit ſetzet, nicht wahre Anhänglichkeit an ihren Herrn, oder das Beſte des Staates, und daß jene eben darum auf ihrer Hut ſeyn, und ſich nicht unbedingt von ihnen ſollen leiten laſſen, weil dieſe ſchon oft zu Verräthern an ihnen wurden, ſie um ihr Anſehen, um die Liebe des Volkes, um alles brachten, und in den Untergang ſtürzten. Auch in unſern Tagen haben wir ein beinahe ähnliches Beiſpiel von Ehrgeiz und Treuloſigkeit an dem von der franzöſiſchen Nation hingerichteten verabſcheuungswürdigen Herzoge von Orleans und mehr andern ſelbſtſüchtigen Ariſtokraten.

Es iſt merkwürdig, daß auch bei dieſer erſten Revolution in Frankreich die höhere Geiſtlichkeit und vorzüglich der Pabſt die Hän-

de im Spiele gehabt haben. Letzterer spielte sogar eine Hauptrolle dabei. Einige Schriftsteller desselben Zeitalters melden, der Pabst Zacharias habe in seiner Antwort den Franken befohlen, dem Könige Childerich die Krone abzunehmen, und dem Major Domus Pipin aufzusetzen. Diese Nachricht ist zuverlässig ungegründet; Zacharias hatte zu viel Politik, um durch einen trockenen Befehl, wodurch er die Nation leicht gegen sich hätte aufbringen können, seine und Pipins Sache in Gefahr zu setzen. Er befahl nicht; er gab nur sein Gutachten ab, erklärte nur, daß man den König mit gutem Gewissen von der Regierung entfernen könne. Aber wahrscheinlich hatte Pipin selbst diese Sage im Stillen ausstreuen lassen, oder sie wenigst absichtlich unterhalten. Denn da ihm sein Gewissen sagte, daß er sich der Krone durch Gewaltthätigkeit bemächtiget, und dadurch die Rechte des bisherigen Königs und aller noch lebenden Anverwandten desselben gekränket habe: so mußte es ihm nothwendig darum zu thun seyn, ein Mittel zu treffen, daß nicht über kurz oder lang der Groll des Volkes über ihn erwache, oder Childerichs

Anverwandte unvermuthet Kräfte ſammeln, und mit Anſprüchen gegen ihn auftreten. Gegen einen ſolchen Fall war die Meinung, daß er auf ausdrücklichen Befehl des Pabſtes den Thron beſtiegen habe, ein ſicherer Schild. Pipin konnte zuverſichtlich hoffen, daß es, wenn einmal dieſe Meinung allgemein wäre, aus Ehrfurcht gegen den römiſchen Stuhl niemand wagen werde, ihn anzugreifen. Aus eben dieſem Grunde, und um bei dem Volke einen ihm vortheilhaften Eindruck zu machen, wollte er ſeine Thronbeſteigung durch eine neue Feierlichkeit auszeichnen. Er ließ ſich durch den heiligen Bonifacius öffentlich in der Kirche unter feierlichen Ceremonien zum Könige ſalben. Dieſe war die erſte Salbung eines Königs in Frankreich; denn zuvor war es Sitte geweſen, daß man die Könige bei ihrem Antritte auf Schilde geſetzt, und auf denſelben in der Volksverſammlung herumgetragen.

Eine Probe
von der
Schreibart des heiligen Petrus,
oder
wie der Pabſt Herr von Land und Leuten wurde.

Achthalbhundert Jahre ſtand bereits die römiſche Kirche, und die Verfechter derſelben waren noch nicht Herren von Land und Leuten. Das Eigenthum dieſer Kirche beſtand noch zur Zeit aus ſehr wenigen und unbeträchtlichen Gütern und Einkünften, welche theils aus Opfern und freiwilligen Ueberlaſſungen herrührten, theils derſelben von ihren Landesherren, den griechiſchen Kaiſern eigentlich angewieſen waren. Rom ſtand unter der Oberherrſchaft derſelben, und die Päbſte wurden als Landsbiſchöfe ohne eigentliche weltliche Herrſchaft, und gleichſam als Vaſallen, oder Beamte des

Kaiſers betrachtet. Bisher hatten ſie noch keine Gelegenheit gehabt, ſich zur Würde und Macht weltlicher, unabhängiger Fürſten emporzuſchwingen; ſie begnügten ſich noch zur Zeit, ihre Macht in geiſtlichen Dingen ſo viel, als ſie konnten, zu vergrößern, und waren noch immer mit der Bemühung beſchäfftiget, ihre kirchliche Herrſchaft über die Kleriſei der ganzen Chriſtenheit auszudehnen. Ihren eigenen Feinden, den Longobarden, welche ihnen auch das wenige, was ſie beſaßen, zu entreißen ſuchten, hatten ſie es urſprünglich zu danken, daß ſie endlich zu Land und Leuten in der Eigenſchaft weltlicher Fürſten gelangten.

Schon unter der Regierung des Pabſtes Zacharias ergriffen die Longobarden aus Erbitterung über die Römer, weil dieſelben dem ungetreuen Vaſallen ihres Königs, dem Herzoge von Spoleto in ſeiner Empörung gegen ihn Aufenthalt und Schutz gegeben hatten, die Waffen gegen ſie, und ſetzten die Stadt Rom durch die Wuth, mit welcher ſie heranſtürmten, in Schrecken und Angſt. Eigentlich war ihre Abſicht, den griechiſchen Kaiſern alles, was dieſelben noch in Italien beſaßen, zu entreißen, und ihre Herrſchaft aus dieſen

Gegenden gänzlich zu verdrängen. Dieſes war nun wohl für den römiſchen Oberprieſter ein ziemlich bedenklicher Umſtand. Im Grunde gieng er zwar ſeit geraumer Zeit ſelbſt damit um, ſich von den griechiſchen Kaiſern unabhängig zu machen, und zu dieſem Ende ihre Herrſchaft in Italien nach ſeinen Kräften zu ſchwächen. Aber longobardiſche Oberherrſchaft ſchien ihm beinahe noch gefährlicher, als griechiſche. Von einer ſo kriegeriſchen Nation, die eben darum, weil ſie erſt im Steigen ihrer Größe iſt, ihr Anſehen mit weit mehr Eifer und Entſchloſſenheit gelten zu machen ſuchet, ließ ſich mit gutem Grunde befürchten, daß ſie den Pabſt vielleicht noch enger im Zaume halten werde. Der Pabſt Zacharias ſuchte das Ungewitter, welches in dieſer Lage ſeinen ehrgeizigen Abſichten, und zugleich auch den geringen Gütern und Einkünften der römiſchen Kirche zu drohen ſchien, abzuwenden. Er begab ſich nach Narni zu dem Könige, und wußte ihn durch klägliche Vorſtellungen und durch dringende Bitten ſo ſehr zu rühren, daß derſelbe auf der Stelle die Feindſeligkeiten gegen die römiſche Kirche aufhob, und alles, was

er bereits derſelben abgenommen hatte, zurückgab.

Der König Luitprand ſtarb bald hierauf, und Aiſtulph trat an deſſen Stelle. Dieſer dachte nicht ſo, wie ſein Vorfahrer. Er ſuchte den alten Plan wieder hervor. Mit dem feſten Vorſatze, ſich zum Herrn jenes ganzes Theiles von Italien zu machen, welcher unter der Botmäßigkeit der griechiſchen Kaiſer ſtand, zog er ins Feld, und war feſt entſchloſſen, nicht eher wieder zurückzugehen, als bis er alles würde erobert haben. Raſchen Schrittes fiel er mit einer großen Macht ins Exarchat ein, nahm Ravenna weg, und richtete nun ſeinen Marſch gerade nach Rom. Er beſtand unabbringlich darauf, dieſe Hauptſtadt zu erobern, und ſich dieſelbe zu unterwerfen.

Der Pabſt zitterte bei der Nachricht von dieſer Begebenheit. Damals lebte Zacharias nicht mehr; auf dem römiſchen Stuhle ſaß Stephan II., nach andern III. Er wandte ſich an den griechiſchen Kaiſer Konſtantinus Kopronymus, und bat um Hülfe. Dieſer hatte als Herr des Landes die Pflicht, und ſein eigenes Intereſſe mußte

ihn bewegen, der bedrängten Stadt Rom und dem übrigen Lande beizustehen. Allein dieses Ansuchen war vergeblich. Durch die Schwäche vieler Regenten, durch Eifersucht und Intriguen der Großen, durch innerliche Unruhen und durch die Anfälle feindlich gesinnter Völker war das griechische Kaiserthum nach und nach in einen traurigen Zustand von Ohnmacht herabgesunken. Die Kaiser waren kaum im Stande, sich gegen die Gewalt auswärtiger Feinde zu erwehren, viel weniger konnten sie ihr Ansehen in entfernten Ländern behaupten. Ihre bedenkliche Lage erlaubte schlechterdings nicht, Truppen nach Italien abzusenden, und dadurch ihre Macht in Konstantinopel zu schwächen.

Da Stephan sah, daß er von seinem Landesherrn keine Hülfe zu erwarten habe, nahm er seine Zuflucht zum fränkischen Könige Pipin. Dieser war dem römischen Stuhle aus besondern Gründen mehr als irgend ein Fürst in Europa verbunden. Um an ihm einen getreuen Alliirten und eine sichere Unterstützung gegen die Longobarden zu haben, hatte es erst vor kurzem der Pabst Zacharias durch sein Ansehen dahin gebracht,

daß Pipin den König Childerich III. vom Throne stürzen, und sich selbst auf denselben erheben konnte. Eine so wichtige Gefälligkeit verdiente eine thätige Erkenntlichkeit. Stephan schrieb an den fränkischen König, klagte ihm sein Elend in rührenden Ausdrücken, und bat ihn um Erlaubniß, selbst nach Frankreich zu reisen, und ihm die unglückliche Lage, in welcher sich die römische Kirche befand, mündlich vorzustellen. Pipin bewilligte ihm sein Gesuch. Noch einmal wagte jetzt der Pabst einen Versuch, den König der Longobarden auf bessere Gesinnungen zu bringen. Durch Gründe und Bitten suchte er ihn zu bewegen, daß er seine Eroberungen herausgebe. Allein der kriegerische, eroberungssüchtige Longobarde ließ sich durch keine Gründe und durch keine Bitten vermögen, den Wunsch des Pabstes zu erfüllen. Er war vielmehr fest entschlossen, seine Waffen noch weiter auszubreiten, und sich auch der Stadt Rom zu bemächtigen. Mit betrübtem Herzen verließ also der Pabst die Stadt, und gieng über die Alpen nach Frankreich.

Pipin befand ſich eben auf einem königlichen Maierhofe an der Moſel, als er die Nachricht von der Ankunft des Pabſtes erhielt. Sogleich ſchickte er ihm ſeinen ältern Prinzen Karl nach Pont-Yon in Pertois entgegen. Als Stephan endlich vor dem Monarchen erſchien, warf er ſich vor den Füßen deſſelben nieder, und bat und beſchwur ihn bei der Barmherzigkeit Gottes, und bei den Verdienſten der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus, ihm, der bedrängten Stadt Rom, und der Römiſchen Kirche, die in der äußerſten Gefahr ſchwebe, beizuſtehen. Er machte die kläglichſten Schilderungen von der Grauſamkeit der Feinde, von ihrer unerſättlichen Raubſucht, von der Wuth, mit welcher ſie über alles, es mochte heilig, oder nicht heilig ſeyn, herfielen, von der ſchrecklichen Lage, in welche Rom durch dieſen feindlichen Einfall verſetzt worden, und er ſtand nicht eher auf, als bis ihm Pipin die Hand reichte, und ſeinen Beiſtand verſprach. Nachdem ihm der König durch dieſe Zuſage Troſt und Muth eingeflößet hatte, begleitete er ihn nach St. Denis, wo ſich derſelbe den ganzen Winter hindurch aufhielt.

Ehe Pipin gegen den König der Longobarden die Waffen ergriff, versuchte er es, ihn durch Ermahnungen dahin zu bringen, daß er das Eroberte zurückgebe, und von weitern Unternehmungen abstehe. Doch bei einem so kriegerischen Fürsten war alle Beredsamkeit verschwendet. Da er durch Vorstellungen nichts bewirken konnte, faßte er wirklich den Schluß, ihn mit Krieg zu überziehen.

Der fränkische König hatte wichtige Beweggründe, den Pabst mit Ernst und Thätigkeit zu unterstützen. Einmal foderte es die Dankbarkeit, weil das Ansehen der römischen Stuhles das meiste beigetragen hatte, daß er sich auf den fränkischen Thron schwingen konnte; und dann weil ihm sein Gewissen noch immer den beunruhigenden Vorwurf machte, er habe durch die Herabstürzung des Königs Childerich vom Throne eine böse That begangen. Dieser Gedanke unterhielt eine so marternde Unruhe in seinem Innern, daß er sich dem Pabste zu Füßen warf, und ihn dringend um die Lossprechung von seiner schweren Sünde bat. Stephan bewies sich auch in diesem Punkte sehr willfährig;

er benahm ihm alle Gewiſſensunruhe durch die Abſolution; denn er hatte des Königs Beiſtand nöthig, und wußte denſelben auf keine leichtere Art zu erkaufen.

Pipin hatte noch eine andere Urſache, warum er ſich beſtrebte, dem Pabſte gefällig zu werden. Schon ſeit geraumer Zeit war er ſeiner Gemahlin Bertrada ſatt; nach dem Beiſpiele mehrerer Großen, welche ſchon von jeher alles erlaubt hatten, war er entſchloſſen, ſich von ihr zu trennen. Dazu bedurfte und wünſchte er die päbſtliche Einwilligung. Allein der Pabſt hatte Feinheit genug, ſich in Anſehung dieſes heiklen Punktes aus der Schlinge zu ziehen. Er wollte nicht gern das Anſehen des römiſchen Stuhles durch eine ſolche, dem gemeinen Volke auffallende Handlung aufs Spiel ſetzen, und lenkte daher des Königs Aufmerkſamkeit auf einen wichtigern Gegenſtand. Er ſchlug demſelben vor, ſich von ihm feierlich zum Könige ſalben zu laſſen. Dem Könige war dieſer Antrag erwünſcht. Schon ſeine erſte Salbung, welche Bonifacius vorgenommen, hatte einen für ihn ſehr vortheilhaften Eindruck bei dem Volke gemacht; wie viel mehr zu ſeinem Beſten

mußte derſelbe werden, wenn ſelbſt das Oberhaupt der Kirche ihn ſalbte, und durch dieſe heilige Handlung die Rechtmäßigkeit ſeiner königlichen Würde beſtätigte? Pipin glaubte, alle ſchlimmen Vorſtellungen, die etwa über dieſen Punkt unter dem Volke noch übrig ſeyn möchten, würden dadurch getilgt werden. Stephan ſalbte ihn, ſeine Gemahlin, und ſeine zween Söhne Karl und Karlmann zu St. Denis mit großer Feierlichkeit und Pracht, und ernannte überdieß ihn und ſeine Söhne zu römiſchen Patriciern. Man weiß nicht genau, worin dieſe Würde eigentlich beſtanden, oder welche Vorzüge damit verbunden waren, noch viel weniger wie der Pabſt zu dieſer Gerechtſame gelangen konnte, eine ſolche weltliche Würde zu ertheilen. Ohne Zweifel war alles nur Blendwerk, von dem Pabſte zu ſeinem Vortheile erdacht. Aber ſie that doch unfehlbar ihren guten Dienſt. Pipin vergaß darüber des Vorhabens, ſeine Gemahlin zu verſtoßen, und die vielbedeutende Feierlichkeit der öffentlichen Salbung, die ihm einen neuen Grad von Kredit und Achtung bei den Großen und bei dem Volke verſchaffte, war für ihn ein neuer Stoff zur

Dank-

Dankbarkeit, und eben darum ein groſser Beweggrund, dem Pabſte kräftig beizuſtehen.

Gleich nach dieſer feierlichen Handlung ſchrieb Pipin einen Reichstag nach Vraine aus, um auf demſelben gemeinſchaftlich mit den Ständen des Reiches einen Krieg gegen die Longobarden zu beſchlieſsen. Denn damals war die Macht der Könige noch nicht ſo groß, daß ſie etwas in einer ſo wichtigen Sache eigenmächtig unternehmen konnten. Er ſtellte den Groſsen die Verwegenheit und Gewaltthätigkeit der Longobarden, und den harten Zuſtand des Pabſtes und der römiſchen Kirche mit lebhaften Farben vor, und brachte es leicht dahin, daß ſie einen Krieg gegen dieſelben bewilligten.

Alles rüſtete ſich bereits mit groſsem Eifer, und man war ſchon bereit nach Italien aufzubrechen, als Pipins Bruder Karlmann, welcher ſchon vor geraumer Zeit die Welt verlaſſen, und als Mönch am Berge Caſſino in Italien gelebt hatte, unvermuthet in Frankreich an deſſen Hofe erſchien. Vermuthlich war er von dem longobardiſchen Könige Aiſtulph, welcher die Gefahr in der Nähe

ſah, und die Macht der ihn bedrohenden Franken fürchtete, heimlich abgeſchickt, um, wo möglich ſeines Bruders kriegeriſches Vorhaben zu hintertreiben. Wenigſt bot er alle ſeine Beredſamkeit auf, dieſen Zweck zu erreichen. Es hat auch das Anſehen, daß ſeine Vorſtellungen bei dem König einigen Eindruck gemacht haben. Wahrſcheinlich, war es eine Wirkung dieſer Bemühung, daß jener jetzt noch einmal eine Geſandſchaft an den longobardiſchen König ſchickte, und ihn durch dieſelbe aufs Neue von ſeinen Unternehmungen ernſtlich abmahnen ließ. Mit Pipins Warnung vereinigte auch der Pabſt Stephan ſeine Vorſtellungen. In einem beſondern an den longobardiſchen König gerichteten Schreiben bat er ihn auf das dringendſte, von ſeinem Kriege abzuſtehen. Mit Nachdruck und Ueberzeugungskraft ſtellte er ihm vor, wie unbillig und grauſam es wäre, Länder anzugreifen und zu verwüſten, auf die er kein Recht hätte, und Menſchen hinzuwürgen, oder wenigſt unglücklich zu machen, die ihn nicht beleidiget hatten. In rührenden Ausdrücken erinnerte er ihn an die ſchwere Verantwortung, die er ſich vor Gott durch ein ſo ungerechtes und

blutdürſtiges Unternehmen zuziehen, und an die ſchrecklichen Strafen, denen er dadurch ſelbſt entgegeneilen würde. Bei allem, was heilig iſt, bat und beſchwur er ihn, des Chriſtenblutes zu ſchonen, und ſich ja an den heiligen Apoſteln Petrus und Paulus nicht zu verſündigen.

Aber auf den trotzigen, eroberungsſüchtigen Longobarden wirkten dieſe Vorſtellungen nicht. Anſtatt ſeine feindlichen Geſinnungen abzulegen, und Pipins und des Pabſtes Wunſch zu erfüllen, antwortete er in einem äußerſt rauhen, hochmüthigen Tone. Voll Erbitterung über dieſen letztern, daß derſelbe bei einem fremden Könige Hülfe geſucht habe, ſtieß er heftige Drohungen gegen ihn aus. Auch den König der Franken fertigte der Longobarde mit einer trockenen Antwort ab.

Da Pipin ſah, daß durch Güte nichts zu bewirken ſei, rief er unverzüglich ſeine Armee zuſammen, und trat mit derſelben ſeinen Marſch nach Italien an. Sein Bruder Karlmann wagte es nicht mehr, ihm dieſes Entſchluſſes wegen zu widerſprechen. Das Anſehen des Pabſtes wirkte vermuth-

lich ſtärker auf ihn, als die Neigung, dem Könige der Longobarden einen Dienſt zu erweiſen. Er verließ alſo den Hof ſeines Bruders; gieng aber nicht wieder nach Italien zurück, ſondern begab ſich nach Vienne in Frankreich. Vermuthlich hatte ihn die Furcht vor Aiſtulphs Zorn abgehalten, in ſein Kloſter wieder zurückzukehren. Vielleicht hatte ihn Pipin, oder der Pabſt, um ihn nicht der Rache des longobardiſchen Königes auszuſetzen, vermocht, ſeinen künftigen Aufenthalt zu Vienne aufzuſchlagen. Dort kam er auch glücklich an, ſtarb aber in kurzer Zeit.

In Italien hatte indeſſen Pipin überaus glückliche Fortſchritte gethan. Mit einer außerordentlichen Herzhaftigkeit hatte er im Jahre 754 die Alpen überſtiegen, und die Longobarden aus ihren vortheilhaften Poſten, die ſie beſetzt hatten, mit Gewalt verdränget. Wie ein Sturmwetter drang das zahlreiche und tapfere Heer der Franken immer tiefer in das longobardiſche Gebiet ein, und wo ſich daſſelbe zeigte, da flohen die Feinde entweder freiwillig, oder ſie wurden mit Gewalt vertrieben. In kurzer Zeit kam es zu einem

Haupttreffen. Die Longobarden wurden geſchlagen. Aiſtulph ergriff voll Schrecken die Flucht nach Pavia. Dieſer Ort war die Hauptſtadt des longobardiſchen Reiches, und ſehr befeſtiget. Aber dieſe Schutzmauer nützte ihm nicht. Pipin verfolgte ihn, und belagerte die Stadt. Die Tapferkeit und Beharrlichkeit der Franken brachte ihn ſo ſehr in die Enge, daß er endlich genöthiget war, ſich vermöge eines Vergleiches zu ergeben. Aiſtulph verſprach, Ravenna, und alle Eroberungen herauszugeben, künftig keinen Anſpruch mehr auf das Exarchat und römiſche Gebiet zu machen, und zur Sicherheit deſſen dem fränkiſchen Könige Geiſel auszuliefern.

Auf ſolche Art waren der Pabſt und ganz Rom in kurzer Zeit von einem gefährlichen Feinde befreiet. Der Vertrag, welchen Aiſtulph eingegangen, benahm den Römern auch die Beſorglichkeit für die Zukunft. Mit dem Stolz eines ruhmvollen Siegers ſammelte Pipin ſein Heer, und gieng mit demſelben wieder nach Frankreich zurück.

Wer war nun wohl vergnügter, als der Pabſt Stephan? Auf einmal ſah er ſich

dem grausamen Kummer entrissen. Mit Freuden und mit den mitrüglichsten Zeichen der Dankbarkeit verließ er Frankreich, und begab sich wieder nach Rom. Allein dieser angenehme Zustand von Freude und Zufriedenheit dauerte nicht lange. Aistulph kochte Rache im Busen über die Verwegenheit des Pabstes, der sich an Pipin gewendet, und ihm dadurch die schönsten Länder und Hoffnungen entrissen hatte. Kaum sah er, daß von Seite der Franken alles ruhig und sicher sei, als er aufs Neue mit einem zahlreichen Heere in demjenigen, den griechischen Kaisern zugehörigen Theile Italiens, welcher das Exarchat genannt wurde, einbrach, und mit verdoppelter Wuth auf Rom selbst losgieng.

Die Bestürzung und Angst Stephans in dieser erbärmlichen Lage ist nicht zu beschreiben. Er veranstaltete öffentliche Gebete und Bittgänge, begleitete dieselben selbst mit bloßen Füßen, das Haupt mit Asche bestreuet; man trug das Kreuz vor, an welches der gebrochene Friedensvertrag der Longobarden geheftet war, und foderte den Himmel auf, die Meineidigen zu strafen. Allein das Gebet,

ſo dringend es war, trieb den Feind nicht ab; derſelbe brach vielmehr immer tiefer herein; die Gefahr ward immer bedeutender. In dieſer Lage war die thätige Hülfe einer zahlreichen Armee nöthig. Allein von wem ſollte der Pabſt eine ſolche Unterſtützung erwarten? Die griechiſchen Kaiſer waren ohnmächtig; die Franken waren zwar dem römiſchen Stuhle geneigt; allein ſie waren erſt vor kurzem auf ſein dringendes Flehen in Italien geweſen; hatten mit großer Aufopferung von Geld und Mannſchaft ſeine Feinde auf eine Zeit gedemüthiget, und es war wohl nicht zu vermuthen, daß ſie in ſo kurzer Zeit nach ihrem Abzuge aus dieſem Lande einen neuen Feldzug unternehmen werden. Es war dem Pabſte bekannt, daß ſie beſonders zu Feldzügen in Italien ſeit ihrer letzten Unternehmung in dieſem Lande wenig Luſt hatten. Seine Verlegenheit war groß; endlich wurde er mit ſich ſelbſt einig, ſeine Zuflucht zu einem frommen Betruge zu nehmen. Um den König und das Volk der Franken zu einem zweiten Kriege gegen die Longobarden zu bewegen, ſchickte er an dieſelben einen Brief, als wäre derſelbe vom heiligen Petrus geſchrieben worden,

und vom Himmel gefallen. Kaum ſollte man glauben, daß eine ſolche Betrügerei möglich geweſen; aber es iſt doch reine Wahrheit. Der Brief iſt ganz in der fehlerhaften und elenden barbariſchen Schreibart des Mittelalters abgefaßt, wie aus folgender dem Original ziemlich entſprechenden Ueberſetzung erhellet.

Petrus, genannt der Apoſtel von Jeſu Chriſto, dem Sohne des lebendigen Gottes, der vor allen Jahrhunderten mit dem Vater herrſchte in Einheit mit dem heiligen Geiſte der in den jüngſten Zeiten um unſers Heiles Willen Fleiſch angenommen, und Menſch geworden, und uns durch den Willen der väterlichen Herrlichkeit mit ſeinem koſtbaren Blut erlöſet hatte, gleichwie er es durch ſeine heiligen Propheten hatte verkündigen laſſen; — und durch mich die ganze katholiſche und apoſtoliſche Römiſche Kirche Gottes, das Haupt aller Kirchen Gottes, ſelbſt

durch das Blut unſers Erlöſers auf einen feſten Felſen gegründet, und Stephan, eben dieſer ehrwürdigen Kirche Vorſteher: Gnade, Friede und Kraft, um eben dieſe heilige Kirche Gottes, und ihr Römiſches, mir anvertrautes Volk den Händen der Verfolger zu entreiſſen, werde von dem Herrn, unſerm Gotte, in völlerm Maaße zugetheilet Euch, erlauchten Männern Pipin, Karl und Karlmann, dreien Königen, und den heiligſten Biſchöfen, Aebten, Prieſtern, und allen gottſeligen Mönchen, ſo auch den Herzogen, Grafen, und allen Herren, und dem ganzen Volke, welches Franken bewohnet.

Ich, der Apoſtel Petrus, da ich von Chriſto, dem Sohne des lebendigen Gottes, durch den Willen der höchſten Güte berufen, und von der Macht deſſelben vorherbeſtimmet worden bin zum Erleuchter der ganzen Welt, ſelbſt mit Beſtätigung des Herrn, unſers Gottes, welcher ſagte: Gehet, lehret alle

Völker, und taufet ſie im Namen des Vaters und des Sohnes, und des heiligen Geiſtes; und wieder: Empfanget den heiligen Geiſt; deren Sünden ihr werdet nachgelaſſen haben, denen werden ſie nachgelaſſen; ſo hat er auch beſonders mir, ſeinem geringen Diener und ſogenannten Apoſtel ſeine Schaafe empfohlen, da er ſagte: Weide meine Schaafe, weide meine Lämmer; und wieder: Du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen werde ich meine Kirche gründen, und die Pforten der Hölle werden nichts wider ſie vermögen. Und dir will ich die Schlüſſel des Himmelreiches geben. Was du immer auf Erde wirſt gebunden haben, das ſoll auch im Himmel gebunden ſeyn, und was du immer auf der Erde wirſt gelöſet haben, das ſoll auch im Himmel gelöſet ſeyn. Daher ſollen alle, welche meine Predigten vollkommen angehört haben, in der That glauben daß ihre, und der Welt Sünden auf Gottes Verordnung in dieſer Welt ihnen werden

nachgelaſſen werden, und daß ſie ohne Makel eingehen werden in jenes Leben. Dennweil die Erleichtung des heiligen Geiſtes Euere Herzen erhellet hat, und weil Ihr Liebhaber geworden ſeyd der heiligen und einigen Dreieinigkeit durch die Annahme des Wortes der evangeliſchen Wahrheit: ſo iſt in Wahrheit für Euch die Hoffnung der künftigen Vergeltung in dieſer apoſtoliſchen, Römiſchen, mir anvertrauten Kirche Gottes damit verbunden. Daher fodere ich, Petrus, der Apoſtel Gottes, Euch, meine angenommenen Kinder auf, dieſe Römiſche Stadt, und dieſes mir von Gott anvertraute Volk vor den Händen der Gegner wie auch dieſes Haus, wo mein Fleiſch ruhet, vor der Befleckung von Heiden zu ſchützen, und ermahne und beſchwöre Euch feierlich, die Kirche Gottes, die mir von der göttlichen Vollmacht anvertrauet werden, von den größten Drangſalen und Unterdrückungen zu befreien, welche ſie von der nichtswürdigſten Nation der Longobarden erduldet.

Glaubet ja nichts anders, Geliebteſte, ſondern nehmet es zuverſichtlich als gewiß an:

durch mich ſelbſt, gleich als ſtünde ich im Fleiſche lebendig vor Euch, verpflichte und verbinde ich Euch durch dieſe Ermahnung in kräftigen Beſchwörungen, weil wir nach dem Verſprechen, welches wir von eben dieſem Herrn, Gotte und unſerm Erlöſer erhalten haben, Euch, die Völker der Franken immer als die vorzüglichen unter allen andern Völkern ſchätzen. Ich, Petrus, der Apoſtel Gottes beſchwöre und ermahne daher, und verpflichte durch ein feſtes Band Euch, chriſtlichſte Könige, Pipin, Karl und Karlmann, und alle Geiſtliche, Biſchöfe, Aebte, Prieſter, und alle gottſeligen Mönche, auch alle Richter; ingleichen alle Herzoge, Grafen, und das ganze Volk des fränkiſchen Reiches, gleich als ſtünde ich gegenwärtig im Fleiſche lebendig vor Euch, ſo feſt glaubet meinen Worten und Ermahnungen, denn bin ich gleich körperlich von Euch abweſend: ſo bin ich doch im Geiſte von Euch nicht entfernet; denn es ſteht geſchrieben: Wer den Propheten im Namen des Propheten aufnimmt, empfängt den Lohn des Propheten.

Aber auch unſere Frau, die Gebährerin Gottes und Jungfrau Maria beſchwöret und ermahnet Euch feierlich und befiehlt, zugleich auch die Thronen und Herrſchaften, und die ganze Schaar des himmliſchen Kriegsheeres, wie auch die Märtyrer und Bekenner Chriſti, und alle Gott gefälligen, auch dieſe ermahnen und beſchwören Euch zugleich mit uns, daß ihr Mitleid haben möget mit dieſer Stadt Rom, die uns von Gott dem Herrn anvertrauet worden, und mit den Schaafen des Herrn, die ſich dort befinden, und mit der heiligen Kirche Gottes, die mir von dem Herrn übergeben worden; vertheidiget und befreiet ſie ſo eilig, als es möglich iſt, von den Händen der verfolgenden Longobarden, damit nicht, welches fern ſei, mein Körper, welcher für den Herrn Jeſus Chriſtus Martern erduldet hat, und mein Haus, wo derſelbe nach Gottes Verordnung ruhet, von ihnen beflecket, damit nicht mein vorzüglich mir zugeeignetes Volk von der Nation der Longobarden mißhandelt und getödtet werde, welche des ſchändlichſten Laſters des Meineides ſchuldig, und der

Uebertretung der Befehle der heiligen Schrift überwiesen sind. Leistet also dem mir in diesem Leben von Gott anvertrauten Römischen Volke, und Euern Brüdern unter der Mitwirkung des Herrn, aus allen Euren Kräften Euern Beistand, damit ich Petrus, so genannter Apostel Gottes, in diesem Leben, und am Tage des künftigen Gerichts Euch gegenseitig in meinen Schutz nehme, damit Euch alsdann im Reiche Gottes die hellesten und vortreflichsten Wohnungen bereitet werden, und damit ich Euch jene Belohnungen der ewigen Vergeltung, und die unendlichen Freuden des Paradieses, die ich Euch hiermit verspreche, entgegen ertheilen könne, wofern Ihr nur meine Stadt Rom, und mein besonders Volk, Euere Brüder die Römer von den Händen der nichtswürdigen Longobarden so geschwind, als Ihr könnet, befreiet.

Laufet, laufet, durch den lebendigen und wahren Gott ermahne und beschwöre ich Euch, laufet und kommet zu Hülfe, ehe der lebendige Brunnen, woraus ihr gesättiget und wieder-

geboren werden ſeyd, vertrocknet; ehe jener mäßige, von der helleſten Flamme noch übrige Funke, woraus Ihr Euer Licht empfangen habt, verlöſche; ehe Euere geiſtliche Mutter, die heilige Kirche Gottes, in welcher Ihr das ewige Leben zu erhalten hoffet, gedemüthiget, angegriffen, und von den Gottloſen mißhandelt und befleckt werde. Ich bitte Euch, meine geliebteſten angenommenen Söhne, durch die Gnade des heiligen Geiſtes bitte ich Euch, und vor dem ſchrecklichen Gotte, dem Schöpfer aller Dinge ermahne ich Euch feierlich, ich, der Apoſtel Gottes, Petrus, und mit mir zugleich die heilige, katholiſche und apoſtoliſche Kirche Gottes, die mir der Herr anvertrauet hat, gebet nicht zu, daß dieſe Stadt Rom zu Grunde gehe, in welche der Herr meinen Körper geſetzt, die er mir anvertrauet, und zum Grundſteine des Glaubens beſtimmet hat. Befreiet ſie, und das Römiſche Volk derſelben, Euere Brüder, und geſtattet ja nicht, daß ſie von der longobardiſchen Nation angegriffen werden. So ſollen auch Euere Länder und Beſitzungen von Völkern, die Euch noch unbekannt ſind, nicht ange-

griffen, und Ihr ſollet nicht getrennet werden von meinem römiſchen Volke. So ſollt Ihr auch nicht entfernt und getrennet ſeyn vom Reiche Gottes, und dem ewigen Leben. Denn wo Ihr immer etwas von mir begehren werdet: ſo werde ich Euch gewiß zu Hülfe kommen, und mich mit meiner Fürſprache für Euch verwenden. Kommet nur meinem Römiſchen Volke, Euern Brüdern, zu Hülfe; ſtreitet tapfer, und machet dem Uebel durch ihre Befreiung ein Ende. Denn niemand empfangt die Krone, der nicht rechtmäßig geſtritten hat; ſtreitet daher auch Ihr tapfer, zur Befreiung der heiligen Kirche Gottes, damit Ihr nicht auf ewig zu Grunde gehet.

Ich beſchwöre Euch, zu wiederholten malen beſchwöre ich Euch durch den lebendigen Gott, und bitte Euch dringendſt, gebet nicht zu, daß dieſe meine Stadt Rom, und das in derſelben wohnende Volk von der Longobardiſchen Nation zerriſſen werde, damit nicht auch Euere Leiber und Euere Seelen in dem ewigen und unauslöſchlichen himmliſchen

Feuer

Feuer mit dem Teufel und ſeinen verderblichen Geiſtern gemartert und zerriſſen, und die Schaafe der mir von Gott anvertrauten Heerde, nämlich die Römer, nicht zerſtreuet werden. So möge auch Euch der Herr nicht zerſtreuen und von ſich ſtoßen, gleichwie das iſraelitiſche Volk zerſtreuet worden iſt. Denn es iſt erkläret, daß Euere Nation, die Fränkiſche, von allen Völkern, die unter dem Himmel leben, mir, dem Apoſtel Gottes, Petrus, geneigt war; deßwegen vertraute ich Euch durch die Hände meines Statthalters die Kirche, die mir der Herr übergab, damit ihr ſie den Händen der Feinde entreißet. Denn ſeiet feſt überzeugt, daß ich der Diener Gottes, genannt der Apoſtel, Euch bisher in allen Euern Nöthen, wenn Ihr nur darum gebeten habt, geholfen habe. Ich habe Euch durch Gottes Macht den Sieg über Euere Feinde verliehen, und glaubet gewiß, ich werde Euch denſelben auch künftig ertheilen, wenn Ihr geſchwind herbeieilet, dieſe meine Stadt Rom zu befreien. Erinnert Euch auch daran, daß Ihr nur durch meinen Beiſtand die Feinde der heiligen

Kirche, als ſie ein Treffen gegen Euch bekamen, obwohl Ihr in geringer Zahl gegen ſie ſtandet, zu Boden ſchlaget. Beeifert Euch daher für dieſe Wohlthat, meine Ermahnung geſchwind zu erfüllen, damit Ihr durch die Gnade, die mir von Chriſto dem Herrn, unſerm Gotte gegeben iſt, meinen Beiſtand noch vollkommener erlangen möget.

Seht, liebſte Söhne, ich habe Euch ernſtlich ermahnet. Gehorchet Ihr geſchwinde: ſo wird es Euch zum großen Lohne gereichen; durch meine Fürſprache unterſtützt, werdet Ihr in dem gegenwärtigen Leben über alle Euere Feinde die Oberhand behalten, Ihr werdet viele Jahrhunderte hindurch Euer Daſeyn behaupten, werdet die Güter der Erde verzehren, und ohne Zweifel das ewige Leben genießen. Solltet Ihr aber, welches wir nicht glauben, zögern, oder irgend eine Ausflucht ſuchen, um meine Ermahnung nicht geſchwind zu erfüllen, und dieſe meine Stadt Rom, und das darin wohnende Volk, und die heilige apoſtoliſche, vom Herrn mir

anvertraute Kirche Gottes, ſo wie auch den Vorſteher derſelben zu befreien: ſo wiſſet, daß Ihr von wegen der heiligen und einiger Dreieinigkeit, vermöge der Vollmacht des Apoſtelats, welche mir gegeben worden von Chriſto dem Herrn, für dieſe Uebertretung meiner Ermahnung ausgeſchloſſen werdet von dem Reiche Gottes, und vom ewigen Leben. Aber Gott, und unſer Herr Jeſus Chriſtus, der uns, da er uns durch ſein koſtbares Blut erlöſete, zum Licht der ewigen Wahrheit führte, und uns zu Predigern und Erleuchtern der Welt beſtellte, möge Euch die Gnade verleihen, daß Ihr vernünftig denket, es einſehet, und die ſchleunigſten Anſtalten treffet, ſo geſchwind als möglich dieſe Stadt Rom, und das Volk derſelben, oder die heilige, von dem Herrn mir übergebene Kirche Gottes aus der Noth zu reiſſen, damit er gnädiglich, auf meine Verwendung und Vorbitte, Euch, wie die Getreuen ſeiner Macht, in dem gegenwärtigen Leben Jahrhunderte hindurch in Wohlſeyn, und ſiegreich erhalte, in der andern Welt aber die Gaben ſeiner Belohnung Euch mit ſeinen Heiligen und

Auserwählten in vollerm Maaße verdienen laſſe. Lebet wohl.

Man ſieht wohl; der heilige Petrus hatte Feuer im Leibe. Er drohte mit der Excommunikation; es war nicht rathſam, es mit ihm zu verderben. Zum Ueberfluſſe legte noch der Pabſt Stephan ein Schreiben an Pipin, Karl und Karlmann und an das ganze Volk der Franken von eigener Hand bei, und gab daſſelbe ſeinem Geſandten, dem Biſchofe Georg, dem Abte Wernher und dem Grafen Thomarich mit. Es iſt in ſeinem und im Namen aller Biſchöfe, Prieſter, Diakonen, Herzogen, Grafen und des ganzen Römiſchen Volkes und Kriegsheeres abgefaßt. Stephan beſchreibet und bejammert darin in den ausgeſuchteſten Schilderungen und Ausdrücken den kläglichen Zuſtand der Stadt Rom; er nennet darin den König der Longobarden einen Erzböſewicht, einen gottloſen König, welcher den jüngſt geſchloſſenen Friedensvertrag ſchändlich gebrochen habe. Die Longobarden, ſagt er, und die Venetia-

ner seien in groſſer Menge auf verschiedenen Seiten vor die Stadt gerückt, hielten selbige nun allenthalben blequirt, hätten äußerhalb der Stadt alles weit und breit mit Feuer und Schwert vertilgt, die Häuser verbrannt, oder bis auf den Grund niedergerissen, die Kirchen Gottes in Brand gesteckt, die Bilder der Heiligen ins Feuer geworfen, oder durchstochen, den Leib unsers Herrn Jesu Christi in ihre Schläuche gesteckt, und nachdem sie sich durch Speisen zuvor gesättiget hatten, selbigen verzehret, alle Geräthschaften und Zierden des Altares geraubt und zu ihrem Gebrauche verwendet, die Mönche entsetzlich geschlagen, und mehrere ganz zerfleischet, die Nonnen, die aus Liebe zu Gott sich in den Klöstern verschlossen hatten, mit Gewalt weggeführt, und grausam geschändet, auch einige während dieser schändlichen That umgebracht, aus den Häusern alles Geld geraubt, die Weinstöcke bis zur Wurzel abgehauen, das Getreid auf dem Felde zertreten, oder aufgefressen, und keinem Menschen die Hoffnung des Lebens übrig gelassen. Selbst die unschuldigen Säuglinge hätten sie von den

Brüſten der Mütter weggeriſſen, dieſe entehret, und jene hierauf ermordet; überhaupt hätte keine heidniſche Nation jemals ſolche Greueldinge verübet, als gegenwärtig die Longobarden. Fünf und funfzig Tage, fährt er fort, befinde ſich die Stadt Rom ſchon in dieſem bedrängten Zuſtande allenthalben von den Feinden eingeſchloſſen, und Tag und Nacht beſtürme und beängſtige ſie Aiſtulf. Er bittet und beſchwöret hierauf die Könige Pipin, Karlmann und Karl, und die ganze fränkiſche Nation, ihm eiligſt zu Hülfe zu kommen.

Unſtreitig waren dieſe Vorſtellungen von den Grauſamkeiten der Longobarden übertrieben. Dieſes Volk hatte im Grunde weit beſſere Sitten, und folglich auch mehr Religion als die Römer. Stephan ließ hier nur ſeiner Einbildungskraft und Beredſamkeit freien Lauf, um die Gemüther der Franken in Hitze zu bringen, und aufs Neue zu einem thätigen Beiſtande zu bewegen. Für ihn war es nicht im geringſten bedenklich, ſeine Zuflucht zu einer Verläumdung zu nehmen. Die Un-

wiſſenheit war damals unter den abendländiſchen Völkern zu groß, und die Hochachtung gegen den römiſchen Stuhl zu uneingeſchränkt, als daß jemand an der Wahrheit deſſen, was einmal ein Pabſt geſagt hatte, im geringſten hätte zweifeln, oder ſelbſt nach derſelben forſchen, und ſie entdecken ſollen. Konnte der Pabſt den Franken glaubwürdig machen, ein Brief, den der heilige Petrus geſchrieben, ſei vom Himmel gefallen, und fodere ſie zu einem neuen Kriege gegen die longobardiſche Nation auf, ſo konnte er auch vorausſetzen, daß ſie ſeine Erzählung von den entſetzlichen Gewaltthätigkeiten derſelben als richtig annehmen würden. In dieſen verächtlichen Zeiten des allgemeinen Blödſinnes, da der Menſchenverſtand in tiefen Schlaf verſenket lag, da alle Wiſſenſchaften aus den Abendländern verbannet, und ſelbſt die Großen nicht im Stande waren, ihren Namen zu ſchreiben, war es leicht, den Menſchen alles, was man wollte, aufzubeſten. Je ſeltſamer manchmal ein Mährchen war, deſto leichter wurde es geglaubt. Es iſt zwar nicht bekannt, ob ſelbſt Pipin die abgeſchmackte Verſicherung glaubte,

daß der heilige Petrus den Brief, den ihm der Pabst zugeschickt, mit eigener Hand geschrieben habe. Der König war ein Herr von vieler Einsicht, Erfahrung, und von einem gesunden Verstande. Er besaß den Geist eines Kriegers und eines gewaltigen Herrschers, und große Regenten, [illegible] Helden, sind gemeiniglich weniger leichtgläubig. Aber bei dem Volke machte dieser Brief ganz gewiß einen sehr starken Eindruck; niemand aus dieser Klasse zweifelte an dessen Aechtheit; derselbe brachte einen großen Enthusiasmus und eine starke Neigung hervor, zum zweitenmale seine Tapferkeit an der longobardischen Nation zu versuchen.

Pipin erkannte den allgemeinen Wunsch seiner Nation, die Longobarden für den schändlichen Bruch ihres Friedensvertrages mit den Waffen in der Hand zu züchtigen, und gab wenigst in dieser Rücksicht demselben Gehör. Auch war ihm an der Beibehaltung der Freundschaft des Pabstes nicht wenig gelegen. Er nahm daher, weil doch einmal die Gefahr sehr dringend war, die nöthigen Rüstungen

in der gröſsten Geſchwindigkeit vor, und ſetzte ſich mit einem anſehnlichen Heere in den Marſch nach Italien.

Aiſtulph belagerte damals eben die Stadt Rom auf das heftigſte. Er hatte ein zahlreiches und muthiges Kriegsvolk. Von Erbitterung über die Römer entflammet, war er feſt entſchloſſen, nicht nachzugeben, bis er ſich der Stadt würde bemächtiget haben. Als er aber die Franken, mit Tapferkeit und Muth gerüſtet, in fürchterlicher Anzahl heranrücken ſah: fand er es nöthig, die Belagerung der Stadt aufzuheben, und an die Grenzen ſeines Landes zu eilen, um, wo möglich, den Einbruch der Feinde zu hindern. Mit der gröſsten Anſtrengung vertheidigte er dieſelben; allein die Gewalt der Franken war ſtärker; mit gewohnter Tapferkeit brachen ſie durch: Aiſtulph ſah ſich gezwungen, ſich zurückzuziehen, und ſchloſs ſich wieder in ſeiner Hauptſtadt ein. Aber Pipin rückte mit Eifertigkeit gegen dieſelbe an, und belagerte ſie zum zweitenmale. Groſs war der Ungeſtümm, mit welchem ſich die Longobarden beſtrebten,

den Feind abzutreiben; aber alle ihre Bemühungen machte der Franken noch größere Tapferkeit fruchtlos. Je länger die Belagerung dauerte, je mehr jene ihre Kräfte anstrengten, desto mehr nahmen selbige ab; desto bedenklicher wurde die Lage der Stadt Pavia. Endlich fühlte Aistulph die Unmöglichkeit, sich länger zu halten. Er bat daher um Gnade, und übergab die Stadt im Jahre 755. Er mußte zum zweitenmale, aber mit mehr Zuverläßigkeit und Versicherung, als zuvor versprechen, die Städte und alles, was er vom Exarchat erobert hatte, zurückzugeben, mußte zu diesen Abtretungen noch die Stadt Commachio sammt dem dazu gehörenden Gebiete hinzufügen, und eine große Summe Geldes bezahlen.

Während dessen, daß Pipin mit dem Könige der Longobarden diesen Krieg führte, waren Gesandte von den griechischen Kaisern bei ihm angekommen. Die Absicht ihrer Sendung war, die Rechte ihrer Herren auf die Länder, welche ihnen Aistulph entrissen hatte, geltend zu machen, mit dem fränkischen

nige Unterhandlungen darüber zu pflegen,
jene, wenn ſie dieſer würde erobert haben,
Empfang zu nehmen. Jetzt da ſie ſahen,
der longobardiſche König gezwungen wer-
, alles wieder zurückzugeben, traten ſie
ihren Anſprüchen auf, und foderten im
men ihres Herrn die Zurückgabe der dem
en zuſtändigen Länder. Da erklärte ihnen
r Pipin mit trockenen Worten, er habe
Gelübde gethan, alles, was er erobern
de, dem heiligen Petrus zuſchenken.
wohl ſie ſich nun erklärten, ihr Herr würde
alle Kriegskoſten erſetzen, und ihn zu
rzeugen ſuchten, daß er ja gar kein Recht
e, die Länder eines andern zu verſchenken:
lieb doch der fränkiſche König unbeweglich;
eſtand darauf, ſeine Eroberungen müßten
Eigenthum der römiſchen Kirche werden;
ſei nicht gekommen, um ſie für einen an-
zu erobern, er habe ſie dem heiligen Pe-
s geſchenkt, um Vergebung ſeiner Sün-
zu erlangen. So mußten die Geſandten
errichteter Dinge abziehen, und die griechi-
n Kaiſer, welche zu ſchwach waren, um
mit Gewalt in den Beſitz ihres Eigenthu-

mes ſetzen zu können, verloren hiemit das Exarchat für immer.

Pipin ließ dem Pabſte die Länder, die er erobert hatte, feierlich einhändigen. Der Erzkaplän Fulrad mußte alle Städte und Oerter beſuchen, und im Namen des Pabſtes davon Beſitz nehmen. Zween Abgeordnete des Königs Aiſtulph begleiteten ihn, und banden die Unterthanen von der Pflicht gegen ihren vorigen Herrn los. In jeder Stadt ließ ſich Fulrad die Schlüßel und Geißel geben. Nachdem ihm alle Städte und Oerter gehuldiget hatten, gieng er mit den Geißeln nach Rom. Dort legte er die Schlüßel derſelben, nebſt dem Schenkungsbriefe Pipins auf den Altar des heiligen Petrus, und übergab ihm und deſſen Nachfolgern durch dieſe Feierlichkeit den Beſitz dieſer Länder.

Auf ſolche Art erlangte die römiſche Kirche, welche zwar nur mäßige Einkünfte gehabt hatte, ſehr beträchtliche Länder, welche noch heut zu Tage den größern Theil

des Kirchenſtaates ausmachen; und der Pabſt, der nur noch vor Kurzem ein Unterthan des griechiſchen Kaiſers geweſen war, er, deſſen Reich, nach der Vorſchrift des Evangeliums, nicht von dieſer Welt ſeyn ſollte, ward von dieſer Stunde an Herr von Rom, der Hauptſtadt des ehemaligen abendländiſchen Kaiſerthums, und überdieß eines ungemein anſehnlichen fürſtlichen Gebietes.